Ein Deputirter.

⁂

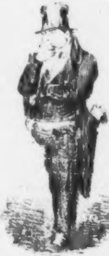
Fliegendes Blatt
für das Landtags-Album

von

Ernst Koſſak.

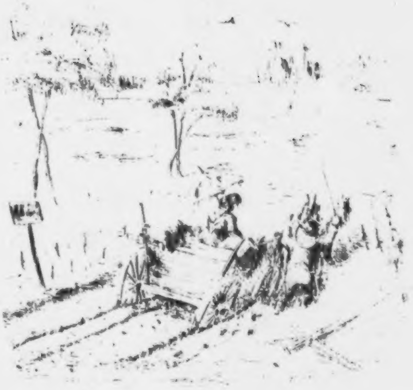
Mit Illustrationen von Wilhelm Scholz.

[illegible]



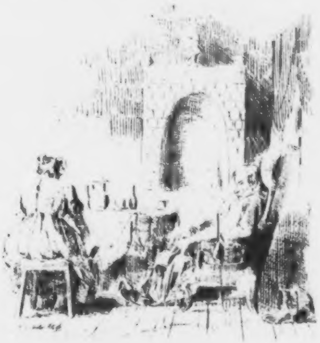
BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Potsdam.
Verlag von Otto Janke.
1847.



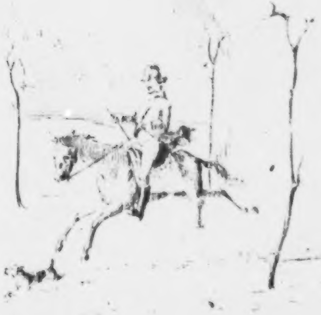
Es giebt in Preußen eine Gegend, genannt die Hundetürkei, wo mehrere Provinzen zuſammenſtoßen, wo der Name Chauſſee ein leerer Klang iſt, wo man ſeinen Schreibſand unmittelbar aus dem Fenſter ſeines Arbeitszimmers reichen kann, wo die Kartoffeln ſo ſchlecht ſind, daß die Einwohner vor Leibſchneiden nicht zu Nationalgefühl kommen können, wo durch den Mord eines invaliden Hammels die Tafel des Gutsbeſitzers für vierzehn Tage verſorgt wird und die Quarre, dieſer kummervolle Fiſch, den die Natur kurz vor dem Aal ſchuf, der höchſte Leckerbiſſen iſt. In dieſe Gegend kam das Patent vom dritten Februar.

Stippelſchütz von Schippelſtitz iſt der erwählte Landtagsabgeordnete dieſer Gegend. Ihn erreicht die Voſſiſche Zeitung, (ſeit dem ſie beſteht laſen die Stippelſchütze nur dieſes ehrenwerthe Journal) in demſelben Augenblick, wo er ſeine Pfeife angezündet hat, wo ſein Jagdhund, der dieſen Tabak im Freien, aber nicht im Zimmer erträgt, traurig daſſelbe verläßt und die gnädige Frau einen wollenen Strumpf zum Stopfen vornimmt, der von Gott und Rechts wegen auf den Fuß des Leibelephanten eines Nabobs gehört, diesmal aber nur den altadeligen Fuß Eines der Herren von Stippelſchütz vor Kälte ſchützt. Landariſtokraten haben nicht immer kleine Füße und man läuft in der Hundetürkei als kleiner Ariſtokrat zuweilen ein wenig baarfuß. Eben als dieſer Riß in der Natur zugeſtopft werden ſollte, kam die Zeitung und ſetzte den alten Herrn in Kenntniß, daß ein vereinigter Landtag berufen ſei. Leider können wir nicht behaupten, daß dieſe Nachricht Senſation unter dem Ehepaar gemacht hätte, der alte Herr rauchte ſein Pfeifchen ruhig weiter,

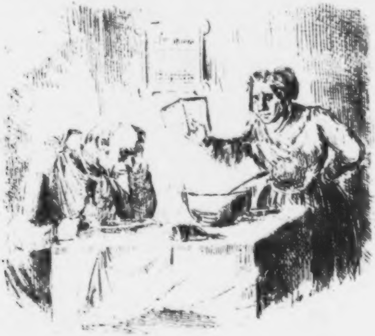


gedachte ſeiner durchgemachten Landtage, ſchmeckte in Gedanken noch einmal alle Abſchiede durch und entſchlief endlich, während die Nadel der betriebſamen Hausfrau noch immer mächtig durch des Gemahles Hufbekleidung fuhr.

Ach es blüht kein dauerndes Glück auf Erden. Wenn das Bier am Beſten ſchmeckt, iſt es am nächſten daran, ſauer zu werden. Es giebt überall Unzufriedene, auch in der Hundetürkei. Der Unzufriedene der Hundetürkei, war ein junger Gutsbeſitzer, Schwärmer für Thümens iſolirten Staat, Beſitzer von Schaafſcheeren neuer Conſtruction, directer Bezieher einer gräßlichen Sorte Rheinwein von einem Hügel, vor dem der entſetzte Rhein ſelber eine Krümmung macht, Schwätzer über Alles, radical mit ſeinen Freßwerkzeugen, Despot gegen ſeine Knechte, Sammler verbotener Broſchuren und Abonnent der Mannheimer Abendzeitung, Dorn im Auge der Gegend. Dieſer Mann fiel in das Stippelſchütziſche



Glück, wie eine ſchwarze Fliege in eine unſchuldig weiße Milchſchüſſel. Auf einem braunen Pferde, das er gern für einen türkiſchen Hengſt ausgab, obſchon daſſelbe nur von hundetürkiſcher Zucht ſtammte und eine halbe Meile weiter eine Mutter im Ackergeſchirr eines Einſaſſen beſaß, kam er angaloppirt, während ſeine rechte Rocktaſche von einem darin ſteckenden Buche heftig auf und niederſprang. Angelangt eilte er auf den alten Herrn los, zog den Widerſtrebenden in ein Eckzimmer, das von Stippelſchütz ſeine Arbeitsſtube nannte und ſchloß die Thür ab. Was die Beiden dort verhandelt, hat nie ein Sterblicher erfahren: es thut auch nichts, wir erfahren von ſehr vielen Dingen, deren Folgen wir ſchwer zu tragen haben, niemals den Zuſammenhang. Als die Beiden wieder heraustraten, lag heiterer Sonnenſchein auf der Stirn des Jünglings, eine Wetterwolke auf der des alten Ritters, würde die ſittige Charlotte Birchpfeiffer vielleicht ſagen, wir aber können nur berichten, daß der Junge die Wangen einer vorüberlaufenden Milchgrazie kniff und der Alte ſeinem treuen Jagdhunde einen ſolchen Hieb gab, daß ihn von allen Geſchöpfen der Erde wohl nur ein Hund vergißt. Jener ritt darauf wie der Vater im Erlkönig von dannen, dieſer aber blieb und ging Tagelang wie ein Nachtwandler oder wie ein drehkrankes Schaaf hin und her.

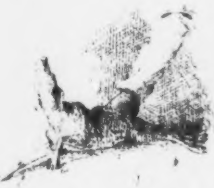


„Was haſt Du nur? Timotheus?“ fragte die gnädige Frau, als dieſer bei Tiſch ein Stück Rindfleiſch auf die Gabel ſpießte und gedankenvoll betrachtete, wie Rott, wenn er im Hamlet Sein oder Nichtſein ſagt und ſeine ſchönen Hände beſieht, während er murmelte: Annehmen oder Ablehnen?

„„Ja, das iſt die Frage — ““ fuhr der politiſche Träumer fort.

„Was iſt die Frage? aber nun iſt meine Geduld zu Ende und da hab' ich das vermaledeite Buch“ ſagte die alte Gnädige, indem ſie ein Buch unter der Serviette des Alten hervorzog. „Alſo damit trägſt Du Dich immer herum und verdrehſt Dir den Kopf. Was iſt es denn? Annehmen oder Ablehnen von Simon. Das werde ich leſen und prüfen, verſtehſt Du, das iſt etwas Politiſches, das hat Dir der Gelbſchnabel gebracht. Gnade ihm Gott, wenn das wieder ſo was iſt, wie die Broſchüre, die ich neulich confiscirt und Dir verboten habe. Du biſt für ſolche Dinge noch nicht reif genug.“

Mit kummervollem Blicke ſah von Stippelſchütz ſeinem Buche nach, er liebte die Ruhe, er gehörte zu denen, welche einen gewiſſen Hausfrieden einem ungewiſſen Kriegsglück vorziehen und nie widerſprechen. Er widerſprach auch jetzt nicht, aber er trat ſeinen Hund. Und die Gattin kannte dieſes telegraphiſche Signal. Der Hund heulte über einen politiſchen Gewaltſtreich gegen ſeinen Herrn. Gegen Abend kam die Gebieterin des Hauſes in das Zimmer des politiſch Unmündigen und fragte: „Was willſt Du thun?“

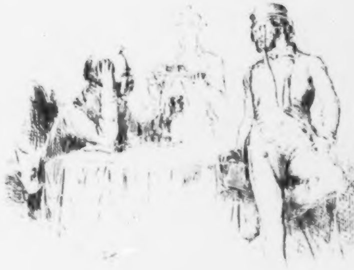


Der arme Alte, gekeilt zwiſchen den modernen Uebermuth eines Untertertia einſt entwiſchten radicalen Gutsbeſitzers und den antiken Stolz und ehernen Scepter einer ſiegreichen Hausehre, wagte kaum mit leiſer Stimme, den Laut: „Ablehnen“ hervor zu bringen.

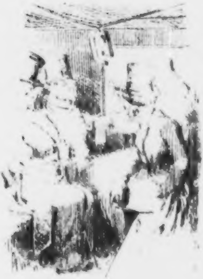
Hier iſt wieder eine Lücke in unſerer Geſchichte. Wir wiſſen von den Begebniſſen auf dem Gute nur ſo viel, wie jeder durch Horchen gut unterrichtete Domeſtique und Zeitungscorreſpondent. Soviel aber iſt gewiß, daß in den nächſten Tagen der alte Herr von Stippelſchütz, mit einem reſignirten Geſicht umherging, daß verſchiedene Stiefelſorten hervorgeſucht und geputzt wurden, daß ein gewiſſer Frack, von dem Schnitt, wie ihn Robespierre im Convent trug und eine Weſte, wie ſie neben Marats Badewanne hing, als ihn Charlotte Corday erſtach, gereinigt wurden und daß ein armes Huhn ſein Leben laſſen mußte um den Mirabeau der Hundetürkei auf ſeiner Reiſe zu proviantiren. Durch welche Mittel die gnädige Frau den alten Liberalen umgeſtimmt hatte, wiſſen wir, wie geſagt nicht, wir vermuthen nur, daß ſie durch Drohung mit *Ablehnen* gewiſſer Pflichten, ihn zu dem Worte gezwungen hat, das er in den Magen ſteigend ausſprach: *Annehmen!*

Zwiſchen Torfbrüchen und Kiefernwaldung kommt man endlich von der Behauſung Stippelſchützens unter dem Geſange zahlloſer Fröſche, die einen immer vereinigten Land- und Waſſertag bilden, nach ſechs Meilen conſequenten Flugſandes auf die Chauſſee und von dieſer endlich zur Eiſenbahnſtation. Die Geſchichte hat uns, wie Klopſtock im Eislauf bemerkt, den Namen deſſen nicht aufbewahrt, der zuerſt Schlittſchuhe lief: wir ſetzen hinzu, ſie ſchweigt auch von dem, der die erſte Waſſerparthie machte, den erſten Schnepfendreck aß und den erſten Potsdamer Ausbruch trank, wie auch von dem, der zum erſten Mal auf der Eiſenbahn fuhr. Doch iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß er wie von Stippelſchütz ausſah, der jedesmal, ehe er die Metallſtraße befuhr, gleich Schillers Vogt im Tell, ſeine Rechnung mit dem Himmel machte. Eine deutſche Locomotive übereilt ſich indeſſen nicht und bringt mit gemäßigtem Fortſchritt den alten Herrn nach Stettin.

Die Ermahnungen der conſervativen Ehefrau ſollten aufs Neue in dem Gemüthe des geängſtigten Ehemannes wankend gemacht werden denn in Stettin, während die Reiſenden fütterten, entdeckte er vis a vis den rebelliſchen Gutsbeſitzer, der ihn längſt geſehen hatte, aber weil es Mode iſt kurzſichtig zu ſein, nicht hatte erkennen *dürfen*. Hier in



Stettin war es auch, wo nach dem Genuß eines gebratenen Hahnes, der Zweifelsohne in die zweite Klaſſe der Verſteinerungen gehörte, unſer Landsmann beim Anblick der Gaſthauskartoffeln auf eine Idee kam, die ihn ſpäter zu großen Thaten anregen ſollte und den Namen derer von Stippelſchütz auf dem erſten preußiſchen vereinigten Landtage einſt unſterblich machen wird. Nach einer halben Stunde ſaßen die Beiden, das räudige und das geſunde Schaaf in einem Coupee beiſammen, in der Geſellſchaft eines jungen Mannes von Stande, der wie er erzählte einen Verwandten ſeiner Braut in Stettin beſucht hatte und jetzt in ſein Bureau nach Berlin zurückkehrte. Dieſer junge Mann erwies ſich ebenſo unterrichtet als liberal, wodurch er in den Augen des Gutsbeſitzers nicht wenig gewann. Beide Herren bearbeiteten den guten dicken und wir dürfen auch wohl ſagen ſchwachen und alten Mann dergeſtalt, daß ſein politiſcher Peſſimismus ſich in einen Winkel ſeiner Seele verkroch und ſtatt deſſen aus ſeinem Munde ſolche Menge höchſt gottloſer modern politiſcher Phraſen fuhr, als ob er daſſelbe Diner wie der Bel zu Babel genoſſen hätte, den Daniel bekanntlich mit Paſtillen aus Schwefel und Pech geatzt hatte. Hinter



Neuſtadt Eberswalde fragte der junge Mann Herrn von Stippelſchütz mit verbindlicher Miene.

„Entſchuldigen Sie, Herr v. Stippelſchütz, aber irre ich nicht, ſo haben Sie ein Paar ſehr ſchöne Pelzſtiefeln an?“

„Ja, mein beſter Herr, ſie ſind ein Geſchenk eines Freundes aus Rußland und vom beſten Juchtenleder gemacht.““

„Sind Ihnen dieſelben nicht zu heiß?“

„„Durchaus nicht — ich pflege ſie immer anzuziehen, wenn ich des Nachts auf Reiſen ſein muß.““

„Sie ſcheinen doch aber ſo feſt zu ſitzen, daß ſie im Schlafe drücken müſſen?“

„„Gewiß nicht — da ſehen ſie — die Stiefeln ſitzen ſo loſe, daß ich ſie von den Füßen ſchütteln kann.““

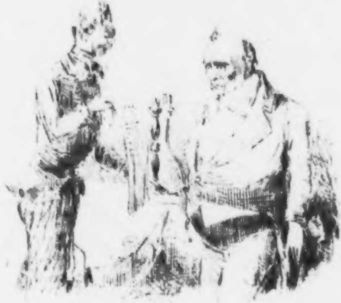
„Hm!“ ſagte der junge Elegant und verſank in ein Stillſchweigen, das er ſeinen Reiſegefährten mit den Gedanken an ſeine Braut erklärte. Mitleidig betrachtete der Alte den Jüngling und brummte in ſeinen Bart: „„Vielleicht kann er noch gerettet werden.““

Jetzt kommt man an, der Gutsbeſitzer nimmt eine Priſe, ſieht ein wenig aus dem Fenſter und ſagt: da iſt Berlin. Wo ſagt der Alte, und ſieht auch hinaus, während der Bräutigam aus Berlin ſeine Pelzſtiefeln befühlt und mit dem Leder zufrieden ſcheint. Die Locomotive pfeift, es wird gebremſt und man donnert und ſtampft in den Bahnhof. „Fahren Sie mit uns in einer Droſchke?“ fragt der Gutsbeſitzer den jungen Berliner. „„Nein,““ antwortet dieſer, „„ich glaube man erwartet mich, meine Luiſe wird hier ſein, da ſind ſchon ihre Brüder.““

In der That erſchienen Luiſens Brüder, jedoch war Luiſe, nach dem Exterieur der Brüder zu ſchließen, eine wenig elegante Parthie, ſo etwas Unreifes, Stiefelputzerartiges hatten die jungen Gentlemen.

„Wir werden Sie bis zur Droſchke begleiten," ſprach der junge Mann; die Droſchke wird geholt, der Gutsbeſitzer hineingehoben, dann der alte Herr, an den Armen unterſtützt von Luiſens Brüdern. In dieſem Augenblicke geſchah etwas Ungeheueres, wie Eugen Sue zu ſagen pflegt — der junge Bräutigam Luiſens, der von Stettin auf ſein Bureau zurückkehrte, zog mit der Gewandtheit Bosco's und Döblers, dem Herrn von Stippelſchütz die Pelzſtiefeln aus, während er zu gleicher Zeit nach der Uhr ſah, nämlich nach der des Alten, die er in demſelben Moment ihm aus der Taſche gezogen hatte. Den Alten in die Droſchke werfen, die Thür zuſchlagen, dem Droſchkenkutſcher den Nationalruf: Vorwärts, zuſchreien — Alles das iſt ein Augenblick. Als die Droſchke wieder zum Stehen gebracht wird iſt — Alles vorüber

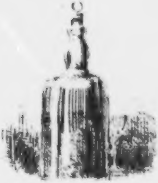
Genie's, namentlich liederliche Genie's, haben behauptet, es gebe nichts Angenehmeres, als in einem Gaſthofe zu logiren; dieſes Vergnügen, Bedienter und nicht Diener zu ſein, dieſe Bequemlichkeiten aller Art, dieſes Verhätſcheltwerden befördern die poetiſche Produktion ungemein. Es folgt hieraus von ſelbſt, daß ein alter Philiſter vom Lande der natürliche Gegenſatz des poetiſchen Genie's, ein Philiſter, der keine anderen Produktionen, als das agrariſche und maritime Naturgeſetz der Düngung, keinen anderen Beruf, als den des Aehnlichkeitspunktes mit dem Proletariat kennt, ſich höchſt unglücklich in einem Gaſthauſe finden muß, wo er nach allem Comfort des Lebens noch die freie Lecture einer Schrift genießen muß, die unter dem Namen Rechnung nur allzu bekannt iſt. Ein Souper, das unſer würdiger Held am Abend des dreizehnten April mit einigen Standesgenoſſen in einem Hotel einnahm, beſtärkte ihn in dem Entſchluſſe, am Morgen das Feld zu räumen. Der Oberkellner nach dem berühmten Princip der Strategie, einem fliehenden Feinde eine goldene Brücke zu bauen, ſendet die Rechnung und der alte Herr noch von geſtern im tiefſten Jammer der Katze, zieht ſeine Börſe und verſetzt ſie in gleichen Zuſtand.



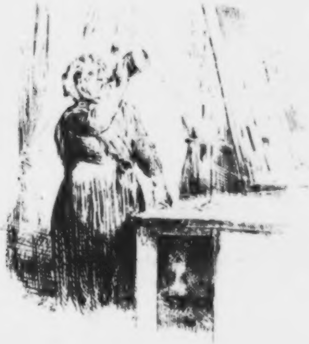
Ein Chambre garni iſt bald in Berlin gefunden. Wir begrüßen daher den Flüchtling mit des Dichters Worten: Die Stätte iſt geheiligt, die ein guter Menſch betritt! Das war aber auch nöthig, denn dieſe Stätte war die am meiſten verſchrieene des ganzen Reviers. Er ſollte es empfinden, der arme Mann, der einer ſtrengen, aber doch wenigſtens gerechten Gattin in ſeiner Heimath entwiſcht war, um hier einer Sibylle zu begegnen, die ihre Bücher nicht verbrannt haben würde, ſondern ſie alle neun dem ſeligen Tarquinius an den Kopf geworfen hätte. Das Maul dieſes Frauenzimmers war in der Straße, und zwar in der langen großen Friedrichsſtraße, obligat. Sie beſaß zwei Warzen auf der Naſe und dem Kinn, war alſo nach Lavaters Phyſiognomik, höchſt geſchwätziger Natur. Ihre Nägel — doch ſtill — ſeit alle junge Damen dieſe allgemeine Nationalbewaffnung tragen, könnte es für Satyre gelten, über die Krallen der ehrwürdigen Frau ein Wort zu verlieren. Sie focht gut, namentlich ſchlug ſie die Quarte nach der Verſicherung eines ehemaligen Seniors der Weſtphalen zum Entzücken ſchön und das Alles ohne Rappier, höchſtens mit einem Stückchen Brennholz oder einem kleinen Feuerhaken. Töchter beſaß ſie nicht, aber ſie umgab ſich gern mit jungen Damen, öffnete der verfolgten Weiblichkeit ihre Thür und hatte deshalb, denn welche Aufopferung im Großen und Erhabenen wird auf Erden nicht verkannt, ſchon einmal zwei Jahre im Zuchthaus zu Spandau geſeſſen. Wenn ſie hiebei die Nationalkokarde nicht verloren hatte, ſo lag dies nur daran, daß ſie als Femininum gar keine zu verlieren hatte. Dies war die **Baucis** des Herrn von Stippelſchütz, der nach den nöthigen Präliminarien, mit der Bitte heraustrat, ihm etwas Kaffee ſpenden zu wollen. Hier wurde gleich die intereſſante Entdeckung gemacht, daß das thörichte Mittelalter ſich vergeblich um die Herſtellung einer Kupfer in Gold verwandelnden Tinctur bemüht habe, indem dieſes Problem jetzt in Berlin durch den meiſten Chambre garni Kaffee als vollkommen gelöſt zu betrachten iſt. Die Erfindung kann wenigſtens nicht mehr bezweifelt werden, wenn wir erzählen, daß durch dieſe Tinktur ein Dreier in ein Zweigroſchenſtück verwandelt wird, wobei man außer dem heißen Waſſer nichts braucht, als eben nur einen Dreier für Kaffee. Unſer neuer Miether verzehrte alſo mit Erſtaunen und mit Grauen den Kaffee, verſchlang ein Milchbrod und bemühte ſich ſodann wieder in eine Droſchke um ſeinen Vetter aus einer Seitenlinie, den Lieutenant Stippelſchütz von Schippelſtiz, genannt Schrippenſchütz aufzuſuchen.

Dieſer tapfere Häuptling über fünfzig Mann war von der herrſchenden Geldcalamität hart betroffen, der alte Herr als Familienoberhaupt ging daher mit dem chriſtlichen Vorhaben um, eine Kaſſenanweiſung von ziemlich beträchtlichem Werthe in die Hände des edlen Schrippenſchütz niederzulegen. Leider traf er ihn nicht zu Hauſe, da derſelbe eines militairiſchen mit Exercitien für das Vaterland verknüpften Spazierganges halber, den er ſelb' Zweitauſenden in's Freie angeſtellt hatte, ſchon ſehr frühe ausgerückt war. Was nun thun? keine Sitzung der vereinigten Kurien, dabei halb eilf Uhr Vormittags, die Viſitenzeit noch nicht da — etwas trinken und etwas eſſen, wie es ſich für einen Landſtand ziemt!

Wenn wir hier in unſeren Umriſſen wieder einen Sprung machen und auf das Berliner Klima kommen, ſo gebietet uns der Gegenſtand dieſen. Profeſſor Dove, dieſer ebenſo gründliche als feine und geiſtreiche Gelehrte, hat in ſeiner Schrift über die hieſigen Witterungsverhältniſſe ſo viel bewundernswürdig Scharfſinniges geſagt, daß es uns um ſo unerklärlicher bleibt, wie dieſer tiefſinnige Kopf eine Seite ſo ganz außer Augen gelaſſen hat, die uns und unſeren Geldbeuteln von der höchſten Wichtigkeit zu ſein ſcheint. Dieſe Seite iſt die, der ſchnellen Verdunſtung ſpirituöſer und weinhaltiger Flüſſigkeiten in Berliner Junggeſellenwirthſchaften und Chambre garni's, wobei es gar nicht darauf ankommt, ob dieſelben an der Sonnen- oder Schattenſeite gelegen ſind. Unſer Deputirter hatte gleich in der erſten Woche ſeines hieſigen Aufenthalts Gelegenheit, die intereſſanteſten Beobachtungen über unſere atmoſphäriſchen Verhältniſſe anzuſtellen. Gewohnt nämlich, in ſeiner ländlichen Abgeſchiedenheit alle Morgen ein Glas Portwein zu trinken, bemächtigte er ſich bei Freund Schacht hinter der Werderſchen Kirche einer Flaſche, und führte dieſe Vortreffliche in ſeine Behauſung. Der alte Herr trinkt ein Glas, freut ſich, korkt die Flaſche zu und ſtellt ſie in den Schrank. Jahrelange Uebung hatte ihm endlich die Ueberzeugung aufgedrungen, daß in einer Flaſche ſechs Gläſer ſeien. Nach dieſem Lehrſatz vermuthete er am andern Tage noch fünf darin, und war alſo ſehr erſtaunt, nur noch vier zu finden. Einem Landmann, der mit den Zuſtänden der Atmoſphäre ſo vertraut iſt, mußte dieſes neue Phänomen im höchſten Grade auffallend erſcheinen. Hier konnte nur eine beſondere Eigenſchaft der Berliner Atmoſphäre, eine ſchreckliche abſorbirende Gewalt des Dunſtkreiſes Aufklärung verſchaffen. Hier mußte nach von Drieberg, eine ungeheure wahrhaft teufliſche Verdünnung einer höheren Luftſchicht grade über der Portweinflaſche, den Inhalt in die Höhe ſaugen und der alte Herr beſchloß daher, eine Art Hygrometer, oder vielmehr einen Nilmeſſer anzulegen, um wenn nicht das Steigen, ſo doch das Fallen dieſer ſtehenden Flüſſigkeit zu beobachten. Dieſes Inſtrument beſtand in einem Streifen

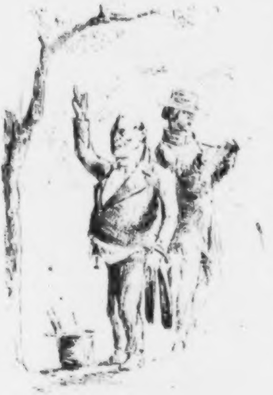


Papier, den er vom Boden der Flaſche bis an den Spiegel des Weines anlegte, und den Weinſtand an dieſem einfachen Pegel mit Bleifeder markirte. Er ſelbſt beſchloß, um ſeinerſeits nicht die wiſſenſchaftliche Beobachtung zu unterbrechen, ſein Getränk außer dem Hauſe zu nehmen und ließ die Flaſche an einem ſchattigen Orte unberührt ſtehen. Schon am anderen Tage fand er ſeine Hypotheſe auffallend beſtätigt, es fehlte wieder ein Glas, täglich ſank die Flüſſigkeit bis ſie etwa noch zwei Zoll hoch ſtand. Nun hörte die Verdunſtung auf, ja es wollte dem alten



Jünger der Naturwiſſenſchaft bedünken, als ob das Fluidum ſich vermehre, dabei aber wäſſriger werde. Er wirft daher die intereſſante Frage auf: welche Urſachen befördern die ſchnelle Verdunſtung ſpirituöſer Flüſſigkeiten in Chambre garni's zu Berlin? die wir in portofreien Briefen zu erledigen bitten.

Schon oben haben wir geſagt, wie der Herr von Stippelſchütz an der Gaſttafel zu Stettin auf einen luminöſen Gedanken kam, der auf ſeine Stellung als Deputirter nachhaltig einwirken ſollte. Der Aufenthalt in Berlin und die mannigfachen Erfahrungen, die er hierſelbſt machte, wie die unangenehmen Berührungen, in die er mit der ſchlechten Preſſe gerieth, wovon gleich mehr, erzeugten den Plan in ihm, in einer größern Rede den Zuſammenhang der Kartoffelkrankheit mit der ſchlechten Preſſe nachzuweiſen und jene als eine Strafe des Himmels für dieſe zu erklären. Dieſer geniale Gedanke, der durch einen verrätheriſchen Correſpondenten, dieſe Schlauen heften ſich nämlich wie Schlangen an die Ferſen der Landtags-Abgeordneten, allzufrüh einem engliſchen Journal verrathen wurde, veranlaßte daher dieſes großartige Blatt zu nachfolgenden Expectorationen, von denen wir nur einen Theil hier folgen laſſen, um zu beweiſen, mit welcher Aufmerkſamkeit das Ausland jeder, auch der leiſeſten Fährte der politiſchen Ereigniſſe in unſerer Heimath gegenwärtig folgt.

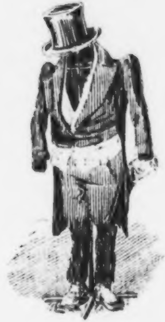


Wir theilen dieſen Artikel der Times, nun er einmal geſchrieben iſt, zu Ehren des berühmten Deputirten mit.

Große Staatsbewegungen rufen große Charactere hervor. Unter den neuauftauchenden Staatsmännern zeichnet ſich der ſehr ehrenwerthe Sir Timotheus Stippelſchütz aus. Wenn er bis jetzt noch nicht auf der Tribüne große Worte redete, ſo hat er doch große Gedanken zu verſchweigen gewußt, eingedenk jenes Satzes: si tacuisses, Tacitus mansisses. Er iſt der größte Meiſter des Stillſchweigens und ſeine Kunſt und Gabe die bedeutendſte auf dem vereinigten Landtage, obgleich nicht mit Stillſchweigen übergangen werden darf, daß Viele, wenn auch ihm nicht den Rang ſtreitig machen, ſo doch hart auf ſeine Ferſen treten. Wir halten dies für größer, als einen unreifen Häringsſalat mit grünen Meinungen (der grobe Engländer ſagt eigentlich fat dried herring: Flickhäring) auf die Rednerbühne zu bringen. Sein Wahlflecken, genannt Hundetürkei (dog Turkey, wann werden dieſe Ausländer doch aufhören geographiſche Schnitzer zu machen und blühende Landſtriche für Städte zu halten) kann ſtolz auf ihn ſein. Er iſt groß, wenn er die Stirn runzelt und eine mißliebige Meinung, wie Morriſon's Pille verſchluckt, größer, wenn von den Freiheitskriegen geſprochen wird und über ſein Geſicht eine grauenhafte Erinnerung an franzöſiſche und ruſſiſche Einquartierung rieſelt, am größeſten, wenn er das hiſteriſche Aufſtoßen bekommt und eines andern Redners Sätze ihm längere Zeit ſchwer im Magen liegen. Tiefſinnig iſt ſein Umherblicken, drohend ſind ſeine grauen Augenbraunen, erhaben iſt er, wenn er ſein mit braunem Leder überzogenes, mit kupfernen Nägeln beſchlagenes Geſicht aufhebt und die Redner finſter anblickt. Sein vereinigter Kurienſchlaf erregt Nachahmung, ſein Ermuntern daraus iſt langſam und würdig, wie es einem Volksvertreter geziemt. Sein Motto iſt dann aus ſeinem deutſchen Landsmann Schiller gewählt:

„Glaubt ihr der Löwe ſchlief, weil er nicht brüllte.“

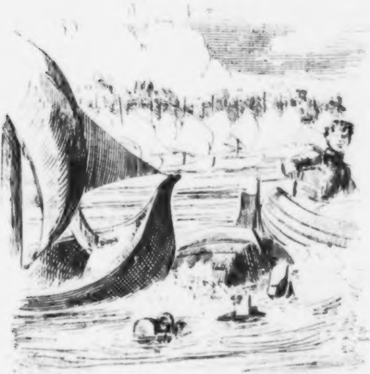
Er wird nicht reden, es müſſen auch Künſtler des Stillſchweigens ſein u. ſ. w.



Wir müſſen zu dieſer Anſicht des Engländers bemerken, daß ſich das Alles in den letzten Wochen geändert hat. Stippelſchütz läßt keine Sitzung vorübergehen, ohne daß er unverhohlen ſein Verlangen ausſpricht, endlich nach Hauſe zu kommen. Seit das Verbot der Spiritusbereitung aus Kartoffeln erſchienen, iſt ſein Herz gebrochen. Wie Robert Burns ſingt: Mein Herz iſt im Hochland, ſo ſingt er: Mein Herz iſt in meinem Kartoffelkeller.

In der Lotteriefrage hat er ſich für die Lotterie entſchieden. Denn da er ſeit zwanzig Jahren und länger mit einem Viertelloos in Seegers Glücksſchiff geſtiegen und immer wieder durchgefallen iſt, glaubt er jetzt endlich am Vorabend großer Ereigniſſe zu ſtehen und mit Gewißheit auf das große Loos in der nächſten Ziehung rechnen zu dürfen. Zu den 137 gehört Stippelſchütz nicht, wohl aber zu der Elite im Hotel de Ruſſie.

„Unter den Vergnügungen, die ich in Berlin am liebſten mitmache, gehört der Potsdamer Gondelcorſo,“ ſagt Herr von Stippelſchütz und wird ihm dieſes Vergnügen durch ein Boot, das ein Potsdamer Kamerad ſeines Neffen, den er endlich einmal zu Hauſe getroffen hat, beſitzt, ſehr erleichtert. Die Potsdamer Eiſenbahn, die den Vorzug theuerer Preiſe mit dem der Langſamkeit verbindet, ſchleppt an ſolchen Tagen die Gebeine des alten Stippelſchütz mit hundert andern Berliner Skeletten in die blühenden Gefilde Potsdams, wo er wie eine Ruine unter Blumen anzuſehen iſt. Einige Offizierburſche, tüchtig mit dem Waſſer vertraut, da ſie ihrer Herren Pferde in die Schwemme reiten, als Matroſen verkleidet, ergreifen die Ruder und fahren die todverachtende Geſellſchaft nach der Brücke von Glienicke. Ihr Boot für fünf Mann erbaut, eigentlich nichts als vier Bretter und zwei Brettchen, muß ſieben Kameraden aufnehmen. Stippelſchütz fährt wie in ſeinem eigenen Sarg.



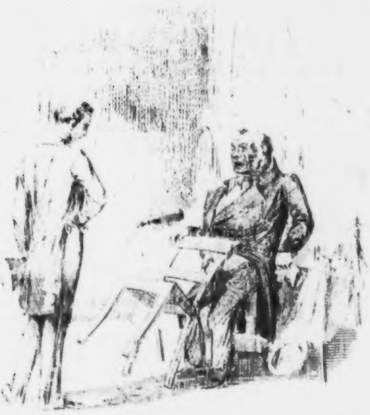
Er merkt es nicht, wie die Offizierburſche mit gußeiſerner Stirn daſitzen und das Waſſer mit den Rudern ſchlagen, als ob Jeder Küraſſier ein Neptun, als ob das Waſſer und nicht der Sand ihr Element wäre. Der alte Herr und die jungen Offiziere fahren auf der Havel, ſie amüſiren ſich, die jungen Leute tauchen große Blumenbouquets, Stücke von Guirlanden in's Waſſer und werfen ſie den Damen in's Geſicht. Es fehlt nur noch, daß man ſich mit Eimern begöſſe. Hier iſt Stippelſchütz, dieſe alte Sandrübe in ſeinem Vergnügen, er iſt ganz Corſar, er will Fahrzeuge mit ſchönen Potsdamer Damen entern und ſie in die Hundetürkiſche Gefangenſchaft führen; hier läßt er alle ſeine Lebensgeiſter los, eine Art Geiſt, die auf dem Landtage weniger, als auf dem Corſo ausreicht. Endlich kommt ein großes Boot mit vollen Segeln angeflogen, die Marine-Kuiraſſiere wiſſen ſich nicht zu helfen und das Boot ſegelt ihre Nußſchaale um. Alle fallen in's Waſſer. Stippelſchütz zieht es vor, ſich am Boot feſtzuhalten, da das Waſſer ſelbſt keine Balken hat. Die Vorſehung indeſſen, welche dieſe ganze Schiffsladung noch für höhere Zwecke beſtimmt zu haben ſchien, ließ keinen zu Grunde gehen, ſondern ſie Alle von mitleidigen Potsdamer Strandbewohnern herausziehen.

Man ſegelte in voller Eile nach Potsdam, löſchte die Ladung und verſuchte den alten Herrn im Hotel zu trocknen. Hier wollte es nun der Zufall, daß ein Deputirter v. V. aus Weſtphalen, der in Amtsgeſchäften in Potsdam geweſen war und vor ſeiner Rückkehr nach Berlin noch ein flüchtiges Diner zu ſich nahm, Zeuge wurde, wie der ehrwürdige Abgeordnete in des Wirths Schlafrock gehüllt, im Zimmer erſchien und die geſunkenen Kräfte durch ſein Univerſalmittel, Portwein, wieder herzuſtellen ſuchte.

Jeder Gaſthof iſt wie das berühmte Ohr des Dionys. Wir wiſſen daher, daß der weſtphäliſche Redner mit zwei leichten Bewegungen an die Seite des alten Stippelſchütz rückte und ihm halblaut in's Ohr raunte:

„Sie ſind in's Waſſer gefallen, vielleicht ermuntert Sie das aus dieſem Schlafe, den ich zum Unterſchiede von dem, anderer munterer Säugethiere, nur dem Winterſchlaf eines Landbären oder Hamſters vergleichen kann. Haben Ihre Bauern und Koſſäthen Sie nach Berlin geſchickt, damit Sie auf den Waſſercorſo fahren? Wenn Sie ſich nicht beſſern, ſo ſollen Sie künftig aus ihrem Kreiſe, ſtatt zum Deputirten, zum Deportirten ernannt werden. Sie ſind auch Einer von denen, die keine langen Seſſionen vertragen können, von den Männern, denen ihr Mittagbrod lieber iſt, als eine wichtige Staatsfrage, die bei einer Partie Whiſt von ſieben Uhr Abends bis zwei Uhr Morgens, bei einer politiſchen Arbeit aber nicht eine Stunde aushalten können.

„„Herr —““



„Sie ſind auch ein Mann, dem alle Reden zu lange dauern, der aber wahrſcheinlich zu Hauſe noch längere Gardinenpredigten von ſeiner Frau anhören muß, der am liebſten den Erdball mit Kartoffeln bepflanzte, das Weltmeer in die Leere hinauspumpte und ſtatt deſſen ſelbſtfabricirten Spiritus in die oceaniſchen Becken göſſe.

„„Herrrr —““

„Ein Mann, der nur eine Preſſe liebt: die Kartenpreiſe, nur eine Tabelle: die Poſtentabelle, deſſen Magen beſſer im Stande iſt, als ſein Gehirn, Ein Gehirn, auf dem die Narrheit große Kapitalien zur erſten Hypothek ſtehen hat —

„„Herrrrrr —““

„Leben Sie wohl, ich habe keine Zeit übrig, ſie hier zu vergeuden. Bedenken Sie, daß die Augen der Hundetürkei auf Sie gerichtet ſind, und daß Sie andere Pflichten, als die eines Corſeſchiffers haben.“

Dieſe Philippika hatte den beſten Einfluß auf den ſchlaffen Deputirten, er beſchloß am anderen Morgen, die bis dahin geſparten Kräfte anzuſtrengen und an die Ausarbeitung ſeiner Rede, deren wir ſchon Erwähnung gethan, zu gehen. Wir ſahen ſchon, wie die engliſche Zeitung, diplomatiſch, wie es großen Organen geziemt, unſerem anonymen Pitt unter die Hand gab, ſtatt ſeiner Rede lieber das Maul zu halten, wer indeſſen die menſchliche Natur und ihren Nachahmungstrieb kennt, wird begreifen, wie unſer ländlicher Heros beim Wüthen einer ſo bösartigen Epidemie, wie die rhetoriſche Cholera, die einen der Aſiatiſchen entgegengeſetzten Strich hat, keine Ausnahme von der allgemeinen Anſteckung bilden konnte. Ach, der gute alte Mann mußte die Erfahrung machen, daß es leichter iſt, eine Rede anzuhören, als ſelber eine zu verfaſſen, leichter, dabei zu ſchlafen, als während nächtlichen Wachens zu meditiren, leichter, während anderer Leute Reden zu murren und lachen, als dieſes ſelbſt ertragen zu müſſen.

„Ach, wenn meine Frau doch hier wäre, wenn doch wenigſtens der Lieutenant käme.“ Und der Lieutenant kam.

„Weißt Du ſchon Onkel, Lieutenant von Bettelſack hat ein Viertel vom großen Looſe in der Lotterie gewonnen.“

„So — aber ſtöre mich nicht.“

„„Da braucht er ſich nicht zu verheirathen, — der hat ſeine 35,000 Thaler ohne Knochenbeilage.““

„So nennt ihr Herren das alſo, wenn ihr euer finanzielles Glück durch eine Mariage macht; man muß geſtehen, ihr ſeid unter einander nicht galant gegen das ſchöne Geſchlecht.“

„„Njä — Hm — njä — njä — lächelte der junge Herr wohlgefällig durch die Naſe, aber, was treibſt Du denn Onkel — Du ſchreibſt doch nicht gar?““

„Gewiß; ich bin bei meiner Rede.“

„„Ich denke, ihr habt Ordre frei zu ſprechen.““

„Ja, aber wer nicht frei ſprechen kann, denkt erſt, ſchreibt dann auf und lernt es auswendig.“

„„Aber ableſen durft ihr nicht?““

„Durchaus nicht, es haben es zwar Manche verſucht, unter Andern auch ein großer Maler, ſie mußten aber gleich Alle von der Tribüne herunter, was mir bei dem Maler leid thut, denn man kann doch nicht in Allem groß ſein. Ein Pinſel verträgt ſich doch nicht mit der Feder.“

„„Njä, njä, ſchlimm, ſehr ſchlimm.““

„Weißt Du was, Du könnteſt mir helfen.“

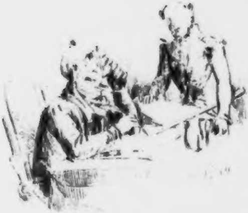
„„Onkel, auf Seele, ich kann nur kommandiren, ich habe nun immer mit Damen geſprochen — Du weißt Onkel — bei Damen muß man ſich immer herunterſtimmen, wenn man verſtändlich werden ſoll, da hab' ich mir ſolch' eine verfluchte populäre Manier angewöhnt — ich muß wirklich fürchten Onkel — ich bin etwas zu populär.““

„Ach das ſchadet nichts — Kind — je populärer, je beſſer, dann verſtehen es Alle, ſiehſt Du — Kind, es ſind welche darunter, die laſſen uns Andere nie in Ruh' und wenn meine Rede zu gut wäre, könnten die ſagen, ich hätte ſie nicht allein gemacht und ich könnte bediſputirt und bedebattirt werden —

„„Verflucht —““

„Schon neulich hatte ich ein Amendement geſtellt, da ſah mich der aus Weſtphalen, den wir neulich in Potsdam trafen, ſo — — an, und fragte nur: ein Amendement Stippelſchütz? da zog ich es gleich zurück und ſagte, ich gäbe mich zufrieden, da es daſſelbe enthielt, wie das Seinige — wenn ich nur erſt wieder zu Hauſe wäre.“

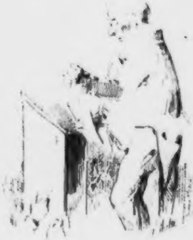
Und ſie ſetzten ſich wirklich hin und ſtapelten einen Berg Redensarten übereinander, einen Kehricht aller litteraturverdammten Redensarten, Fetzen aus officiellen Reden, Petersflecken, die ſie aus den Werken der Dichter ſtahlen, patriotiſches Gewinſel und wüthendes Anbellen der Franzoſen, ſie ballten drohend die Fäuſte gegen die Nordamerikaniſchen Freiſtaaten und bückten ſich demüthig gegen Rußland, ſie machten ſich eine



Pritſche aus Unſinn und Schwulſt und ſchlugen auf die Kartoffelkrankheit damit los, die ſchlechte Preſſe aber meinten ſie. Es war ein Meiſterſtück. Demoſthenes hätte wieder den Mund voll Steine genommen, ſie aber nicht wieder ausgeſpieen, Cicero hätte ſeinen Orator zerriſſen, ihn ſich ſelbſt um die Ohren geſchlagen und gerufen: alle meine Arbeit war vergebens! wenn beide dieſen Filz von Redensarten gekannt hätten. Er war das unter den Reden, was der Weichſelzopf unter den Haarputzen und der Rattenkönig unter den Hausthieren iſt. Es war nur noch etwas ſchlechter als dieſe Rede, und das war der Redner ſelbſt, nach dem unbeſtreitbaren Satze, daß jedes Genie immer noch mehr in ſich verbirgt, als es in ſeinem Werke ausſprechen kann.

Ach und es ſollte der Tag kommen, der jüngſte Tag der Rhetorik des Herrn von Stippelſchütz. Von 165 Rednern, die ſich beim Landtagsmarſchall gemeldet hatten, war er der hundert vier und ſechzigſte, es kam daher hinter ihm nur noch Einer und dieſer litt an einer hartnäckigen Heiſerkeit. Stippelſchütz hatte daher den Kummer, die Preßfrage vor ſich auspreſſen zu hören, wie eine Citrone, der man auch den letzten Tropfen Säure nehmen will. Und ſie ſagten doch Alle etwas Anderes, als er noch in Petto hatte. Endlich kam der Moment, es war gegen fünf Uhr Nachmittags und die Verſammlung nach dem Schluß der Sitzung und dem Anfang des Mittageſſens begierig. Die Sonne ſandte durch einige wild gebrochene Wolken goldene Strahlen auf die Tribüne, draußen ſtammelte ein junger Sperling einer alten Spatzinn erſte ewige Liebe, der blaue Himmel lag auf Berlin, wie der heilige Laurentius auf dem Roſte; da nahm Stippelſchütz noch krampfhaft die letzte

Priſe eines Verurtheilten und kroch wie zur Hinrichtung auf die Tribüne. Man beſieht ihn durch Brillen und Lorgnetten. Höchſt fatal. Jetzt zieht er leiſe ſein Manuſcript aus dem Rockärmel.



Wenn ich — inſofern — äh — äh -- da ich kein Redner bin — da mein Grundſatz iſt — wenig aber viel zu ſagen — da ich — die Nachſicht der Verſammlung in Anſpruch nehmen muß, weil ich wegen Heiſerkeit, die ich mir auf einer ſehr angenehmen Waſſerpartbie zugezogen habe, nicht allein leiſer, ſondern auch langſamer, als meine Herren Vorgänger ſprechen werde, — äh — mäh —

Stimmen. Der Redner will ableſen.

Ein Hungriger. Er lieſt ſchon ab.

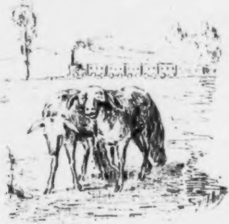
Ein Durſtiger. Wenn wir dieſes corpulente Manuſcript noch anhören ſollen, ſo wird die Sitzung nicht vor morgenfrühe zu Ende ſein.

Stippelſchütz verſucht noch einmal abzuleſen, muß aber von der Tribüne herunter und die Sitzung wird geſchloſſen.

Seit dieſer Zeit ſprach der große Mann nur noch vom Platze und war Einer der gefährlichſten Gegner Aller derer, die ableſen wollten.

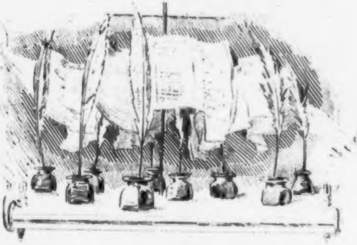
Seine Rede, ſoweit er ſie gehalten hat, gibt uns aber doch ſchon Gelegenheit, einige neue Momente für die Redekunſt anzudeuten. Ex ungue leonem, man erkennt an einer Kralle den Kater. Man weiß, daß Quintilian in'sbeſondere ſehr viel über die Redefiguren verhandelt hat. Eine Figur indeſſen, war den Alten gänzlich unbekannt und es blieb den Neueren vorbehalten, dieſelbe in die Wiſſenſchaft einzuführen. Merino, ein Spanier, heißt ihr Erfinder, und iſt dieſe Figur, ſeit die Familie Merino's in Deutſchland ſich weit verbreitet hat, der deutſchen

Redekunſt einnverleibt werden. Am verwandteſten iſt dieſe Kunſtform der Apoſiopeſis. Sie beſteht nämlich in der Unterbrechung eines Satzes und dem Einſchieben eines wiederholten Aeh — wobei es dem Redner überlaſſen bleibt, ob er Bäh oder Mäh ſagen will. Wir für unſeren Theil, würden Bäh in Proſa, Mäh in der Poeſie anwenden.



Es iſt eine nicht unintereſſante Beobachtung, daß dieſe Figur in der deutſchen Redekunſt ungemein Platz gegriffen hat, wofür wir keinen anderen Grund wiſſen, als daß dieſelbe recht eigentlich mit dem deutſchen Geiſte verwandt ſein und auf's ſtärkſte ein gewiſſes Nationalgemeingefühl ausdrücken möchte. Noch iſt ſcharf in's Auge zu faſſen, daß viele derjenigen, welche ganz in der Klaſſicität der antiken Welt leben, Schulmänner und Akademiker, ſich dieſer ganz modernen Geſtaltung am liebſten und glücklichſten zu bedienen pflegen.

Unſer alter Herr ſollte auch noch eine neue Erfahrung machen. Er erhielt von außerhalb den Brief eines Redacteurs, der ihm eine namhafte Summe bot, wenn er ihm die Verhandlungen des Landtages unmittelbar nach jeder Seſſion mittheilen wollte. Dieſes Schreiben ward ihm durch ſeinen Neffen den Lieutenant zugeſtellt, der jenem Redacteur noch eine nicht unerhebliche Summe ſchuldete. Wir freuen uns, berichten zu können, daß von Stippelſchütz. mit höchſter Indignation dieſes Schreiben, das auf jenen Artikel in der Times fußend an ihn, als einen gewiegten Schriftſteller gerichtet war, beantwortete und dem Redacteur Dr. Moſes, einem kleinen Kerlchen, von Tanzmeiſterſtatur, der ſeinen Liberalismus nach der Elle verkaufte, Dinge ſagte, die nicht mit der Feder, ſondern mit dem Stocke geſchrieben ſchienen.



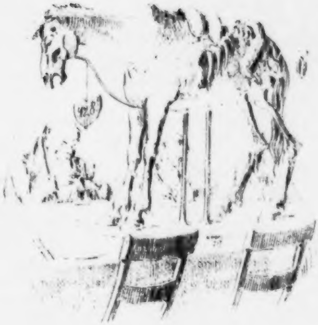
Das iſt die wahrhaft ſchlechte Preſſe, die die Geſinnung auf Zeit kauft und heute mit dem liberalen, morgen mit dem abſoluten Winde ſegelt. Ehre jeder Ueberzeugung, ob ſie die des Freiheitsſchwärmers iſt, oder die des ergebenen Dieners eines Monarchen, aber ein zartes Geflecht aus Leder für jene Würmer, die in der Verweſung der Käuflichkeit, ihr elendes Daſein friſten! Das iſt die politiſche Proſtitution in unſerer Preſſe.

„Solche Kerle,“ ſagte der Alte, „unterſtehen ſich an einen ehrlichen Mann zu ſchreiben, weil ſie einmal, als eine große politiſche Wanzenvertilgung war, mit dem Univerſalmittel Polizei außer Landes gebracht ſind, ſie glauben nun Freiheitsmärtyrer zu ſein! Wenn ich es dem Moſes anſtändig honorire, überſetzt er mir den Machiavell in's Ruſſiſche, wenn er ſonſt Ruſſiſch verſteht, und er von dieſer Nation etwas Anderes als Kaviar ſtudirt hat. Oder er ſchreibt für daſſelbe Geld, wenn ich will, einen Commentar zu den Artikeln Marat's. Und übermorgen ſchreibt er einen geharniſchten Artikel, gegen die beiden Schufte, die ein Paar ſo alte Celebritäten als den Vertrauten Cäſar Borgia's und den zweiten Bewohner des Pantheons im neunzehnten Jahrhundert noch an's Tageslicht gezerrt haben. Nein, ich will mit der Politik und Preſſe nichts mehr zu thun haben. Nach Hauſe und lieber Korn und Kartoffeln geſäet und Schafe geſchoren, als mit Moſes zu thun haben.

Aber die demüthigenden Lagen für den wackern Deputirten waren jetzt zu Ende, es eröffnete ſich ihm eine Reihe glänzender Triumphe, die mit einer feierlichen Einladung nach M. zum nächſten ſtattfindenden Pferdefleiſchdiner begann. Vielen unſerer lieben Leſer wird es unbekannt ſein, was das für ein deutſches Zweckeſſen ſei und wir wollen es ihnen ſagen.

In M. exiſtirt ein Verein gegen Thierquälerei, deſſen Mitglieder in ihren Mußeſtunden, zarte und liebevolle Aufmerkſamkeit der ſtummen leidenden Thierwelt ſpenden. Es liegt auf der Hand, daß der Verſtand, wenn ein gequälter Menſch an ſeine Thür pocht, ihm antworten muß: Mein Freund, wir bilden einen Verein gegen Thier- und nicht gegen Menſchenquälerei. Wäre es anders, ſo hätte der Verein kein deutſches Geſchäftsreglement. Dieſer Verein beſſert den Weg aus, auf dem alte Pferde zu Bauten Steine herbeiſchleppen müſſen, aber er thäte beſſer an den Weg zu gehen, und ein junges Kind zu ſuchen, das für das ergraute Laſter betteln muß. Er verhindert die Milchweiber, ſich von ihren ſchwächlichen Hunden nach Hauſe ziehen zu laſſen, er verhindere doch, daß ein kräftiger geſunder Menſch ſich von tauſend ſchwächlichen Fabrikmenſchen durchs Leben ſchleppen und füttern läßt. Er leidet es nicht, daß die Fuhrleute ihre Zugthiere unmenſchlich ſchlagen, aber es wäre beſſer, er ſuchte die Häuſer auf, wo ſchändliche Trunkenbolde ihre unglücklichen Weiber mißhandeln und fiele ſolchen Frevlern in den Arm. Dieſer Verein, deſſen Liebe für das Pferd, den Kriegsgefährten des Menſchen, jetzt den höchſten Gipfel erreicht hat, iſt zu dem Entſchluſſe gekommen, aus Liebe alle Pferde aufzueſſen. Daher das feſtgeſetzte Probediner als Lockſpeiſe.

Herr von Stippelſchütz fand in dem Feſtlokal ſchon eine ſehr freundliche Geſellſchaft verſammelt, auch Damen, wackere vorurtheilsfreie Hausmütter, die einen kleinen Verſuch machen wollten: *Gaulfleiſch* in ihren Haushalt einzuführen. Unſer Matador konnte denn doch einen kleinen Schauder nicht unterdrücken, als er den Speiſezettel las, den man, um das Bewußtſein des Heroismus zu ſteigern auf den Tiſch gelegt hatte. Man wollte nicht verſchweigen, daß ein vierzehnjähriger Droſchkenklepper, nachdem er ſein Geſchäft aufgegeben, eines gewaltſamen Todes *geſtorben worden* ſei.



Pferdeſuppe à la tartare.

Pferdefleiſch mit Kapernſauce.

Mohrrüben und Spargel mit Mährenkoteletts.

Sauerkohl und Erbſen mit Pöckelfleiſch von einem Charlottenburger Andaluſier und gebackene Pferdehufe au naturel, d. h. mit Hufeiſen.

Fleiſchpudding mit Mähnen und Schweifen.

Roſinante à l'anglaise.

Horſeſteack und Rippſpeer.

Vor der Mahlzeit wurde in kleinen Gläſern, Kumiß, nach Kirgiſiſcher Art aus Pferdemilch bereitet, den Herren präſentirt. Alles nur, um gleichwie in dieſer Zeit der Lebensmitteltheuerung, eine neue Fleiſchſorte, ſo auch in dieſer Zeit der Spiritustheuerung, eine neue Branntweinſorte dem nothleidenden Publikum zu eröffnen.

Ueber das Mahl ſelbſt haben wir wenig zu ſagen. Die meiſten Gäſte waren mit der Eiſenbahn herübergekommen und alſo geſegneten Appetites. Eine ſeekranke Dame war eine Ausnahme. Man goutirte Alles mit Ausnahme des Fleiſchpuddings und der Pferdehufe; beſonderen Anklang fand der gepöckelte Andaluſier, den man auffallend weich fand, obgleich ſich aufklärte, daß derſelbe bei Lebzeiten ſchon mürbe geklopft worden ſei.

Stippelſchütz war glücklich, man brachte ſeine Geſundheit aus und er verſprach auf ſeiner Beſitzung das Pferdefleiſch einzuführen, ohne an die Gattin zu denken. Darauf wurden die nächſten Pläne der Geſellſchaft mitgetheilt. Um vielfältig gemachten Vorwürfen über die einſeitige Richtung des Vereines zu begegnen, hatte man beſchloſſen, auch diejenigen Thierſorten, welche dem Menſchen nicht eben nützlich ſind, zu eſſen, und mit den Bulldoggs anzufangen. Später wollte man zu dem Plane übergehen, Thiere zu eſſen, die dem Menſchen entſchieden ſchädlich ſind, z. B. Ratten und Mäuſe, und ſo die menſchliche Geſellſchaft von einer Plage befreiend, eine ſchöne humane Aufgabe löſen.

Eine zweite Auszeichnung kam dem alten Herrn in einer Dankadreſſe, wir dürfen aber nicht verrathen von wem, obgleich uns erlaubt iſt zu ſagen, daß ſie dem ehrenwerthen Deputirten ebenſo große Freude, als des Redacteur Moſes Brief, Aerger gemacht hat.

Sollte er zum Landtage wiedergewählt werden, ſo dürften ſich bis dahin ſeine politiſchen Begriffe unfehlbar mehr geklärt haben. Er ſelbſt wird mit großer Sicherheit in das Ganze eingreifen und nicht mehr zu den Nullen gehören, die nur etwas ſind, wenn eine Zahl vorhergeht. Wenn aber ſein Nachfolger, der radicale Gutsbeſitzer gewählt werden ſollte, ſo wird er ihm mit der Erfahrung ſeines Alters zur Seite ſtehen und dieſes junge Genie, das doch auch immer noch ſeine ariſtokratiſchen Schrullen hat, vor Seitenſprüngen hüten.

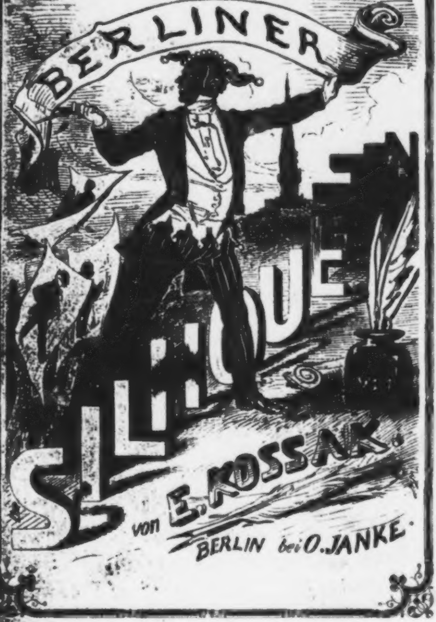
So viel war denn doch ſchon von dem Geiſte ſeiner Zeit auf den alten Herrn übergegangen, daß er wenigſtens die modernen Erfindungen der Agrikultur und Viehzucht mit nach Hauſe nahm. Er kaufte die Schafſcheeren Amuel's, Wein's Patentpumpe aus der Jeruſalemerſtraße, und eine polirte Gartenkugel, um darin die hundetürkiſchen pittoresken Naturſchönheiten zu bewundern

Da klopft es an die Thür. Herein! Der Conducteur der Stadt-Packetpoſt iſt es, er bringt ein Päckchen von Hauſe — einen Brief — eine Wurſt — eine heimathliche Wurſt. Deutſcher Philiſter! du biſt gerührt, o was iſt Berlin und der vereinigte Landtag in deinen Augen gegen dieſe Wurſt, das Zeichen ihrer Zärtlichkeit — weine Timotheus — dann aber trockne deine Thränen und verzehre ſie — und haſt du ſie verzehrt, dann raſſe dich auf, nimm deine Geiſteskräfte zuſammen, damit man nicht mehr von dir ſagen kann, du ſeieſt aus Borneo gebürtig, ſondern das, was du eigentlich ſein ſollteſt, aber leider nicht warſt:

Ein Deputirter.

Gedruckt bei Humblot & Comp. (J. Dräger) in Berlin.

Preis 10 Sgr.


BERLINER
SILHOUETTEN
von E. KOSSAK.
BERLIN bei O. JANKE.

Berliner Silhouetten.

Von

E. Koſſak.

KÖNIGL: OEFFENTL: BIBLIOTHEK
DRESDEN 22 JUL. 79

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1859.

J. [illegible]

G. E. SCHWENDER
IN
DRESDEN.

Der Weihnachtsabend.

Es gehört ſeit einer Reihe von Jahren zu den Feſtmomenten meines Weihnachtsabendes, daß ich, nachdem die Beſchenkung vorüber iſt, in mein ſtilles Schreibzimmer gehe, das Fenſter öffne, und rechts und links die nun beſchwichtigte Straße hinabblicke. Der laute Verkehr der letzten Stunden hat vollkommen aufgehört, die Fuhrleute der Fabriken gönnen ſich endlich Ruhe, das gewöhnliche Geſchäft der Abendzeit erleidet ausnahmsweiſe eine Unterbrechung, ſelbſt der Laternenmann iſt früher fertig geworden und die Straße liegt ſtill da, wie das große Schiff einer gothiſchen Kirche, deren Dach eingeſtürzt iſt und den freundlichen ewigen Sternen den Einblick geſtattet. Der wunderbare Frieden dieſes glücklichen Abendes hat etwas ungemein Erquickendes für das Gemüth. Die Gaslichter der Straße leuchten nicht dem eiligen Laufe unruhig thätiger Menſchen, nur aus nahen und fernen Fenſtern blinkt der Schimmer des Weihnachtsbaumes, an dem von Zeit zu Zeit Schatten vorüberhuſchen. In ſolchen Augenblicken vergleicht die Einbildungskraft die errungene Ruhe der eigenen Seele mit den wehmüthigen und komiſchen Gegenſätzen, wie ſie in dem mannigfach geſtalteten Familienleben einer großen Stadt zum Vorſchein kommen, und ſammelt in der Erinnerung die

Beobachtungen, die wohl Jeder an den traurigen Abenden gemacht hat, die er fern von den Seinigen, noch ohne eigenen Heerd, einſam zubringen mußte. Laſſen wir einige dieſer Scenen als ein luſtiges chineſiſches Schattenſpiel auf das Papier fallen, und zeichnen wir den Weihnachtsabend, wie er ſich in den verſchiedenen Stockwerken eines Berliner Hauſes zu bilden pflegte.

In der erſten Etage wohnte ein reiches Ehepaar, deſſen Leben nichts als ein fortwährender erbitterter Verzweiflungskampf gegen die Langeweile war. Die armen Leute hatten auf nichts zu hoffen und für nichts zu ſorgen; ihr Daſein floß ruhig und breit dahin, wie ein Strom, der durch eine fruchtbare Niederung zieht. Im Sommer quälten ſie ſich in drei bis vier Bädern ab, im Winter räſonnirten ſie über das geringe Intereſſe der Theatervorſtellungen und Geſellſchaften, und die unvermeidlichen Uebergänge von Frühling und Herbſt füllten ſie mit Einrichtungen und Veränderungen der Wohnung, des Mobiliars und der Toilette aus. In der Todesangſt ihrer Geiſtes- und Gemüthsleere hatte er ſich einen Schnurrbart ſtehen laſſen, ſie war Mitglied eines Suppenvereines für Wöchnerinnen geworden. Nur der Weihnachtsabend brachte dieſen Beklagenswerthen eine erfriſchende Anregung; ſie beſtand in der krampfhaften Anſtrengung, einander durch koſtſpielige Geſchenke ein heiteres Lächeln abzugewinnen.

In dem Salon, wo eine Anzahl Bilder von älteren Kunſtausſtellungen in Gefangenſchaft an den koſtbar tapezirten Wänden hängt, und nie mehr von Kenneraugen, nicht einmal mehr von denen des Dr. Max Schaßler, wenn er Berlins Privatgalerien durchpilgert, beobachtet wird, ſteht ein großer ovaler Tiſch unter dem brennenden Kronleuchter. Ueber die reiche Decke iſt ein feines weißes Tuch gehängt, und die Weihnachtsgeſchenke ſind theils auf dieſer Fläche ausgebreitet, theils liegen ſie auf den umherſtehenden, mit Sammt überzogenen Lehnſtühlen. Das Ehepaar ſitzt an dieſem Tiſche und zwar ſo, daß es durch die offene Flügelthür in das hellerleuchtete große Nebenzimmer blicken kann, wo die Dienſtboten des Hauſes um ihre aufgebauten Geſchenke beſchäftigt ſind, und ſich mit halblauter Stimme und ſcheuen Blicken auf die Herrſchaft, unterhalten.

„Was haſt Du für den dunkelbraunen Sammtpelz mit Nerz gegeben, lieber Mann?“ fragt die Dame und fährt nachläſſig mit der Hand über den köſtlichen, ſchwere Falten werfenden Stoff.

„Dreihundert achtzig Thaler“, antwortet der Hausherr und ſtreift die Aſche ſeiner Cigarre an dem Querſtäbchen einer ſilbernen Schale ab.

„Das iſt nicht zu theuer“, ſagt die Dame und nimmt ein Etui von dem Tiſche, in welchem Brillanten funkeln, während ſie ihr mattes Auge darauf funkeln läßt, und „ſehr ſchön — ſehr ſchön“ murmelt.

„Wenn nur die Cigarren, welche Du mir gewöhnlich trotz meiner Bitten um Weihnachten zu ſchenken pflegſt, beſſer wären. Es iſt eine wahre Manie von Dir, mir immer Cigarren aufzubauen, die man früheſtens erſt in drei Jahren rauchen kann!“ ſagt der Hausherr und gähnt.

„Was ſoll man Euch Männern ſchenken? verwahre die Cigarren, wenn ſie augenblicklich zu friſch ſind? Mein Gott, was dieſe Kinder über uns heute für einen unleidlichen Scandal machen, es iſt nicht zum Aushalten!“

„Es iſt Weihnachten, da will ich mir den Lärm noch gefallen laſſen, aber das Toben nimmt ſeit einigen Wochen in einer Weiſe zu, daß ich mich beim Wirth beſchweren werde. Man wird älter, und ich empfinde täglich die Wohlthat mehr, keine Kinder zu haben. Sie ſind kein Segen für ruheliebende Leute."

Die Dame antwortet nicht, aber ſie wirft einen flüchtigen Blick nach dem ſeitwärts ſtehenden kleinen Schreibtiſch, über dem das Miniaturbildchen eines zarten Kinderkopfes hängt, und ſeufzt leiſe. Das vorüberwehende Leben dieſes armen Weſens war der einzige Strahl eines wahren Glückes, welches dem Ehepaare geſchenkt worden war. Das Schickſal nahm die mißachtete Gabe ſchnell zurück, und von dem verſtorbenen einzigen Kinde iſt kaum etwas in den Herzen der Eltern zurückgeblieben. Die Züge jenes Bildes laſſen ſie faſt gleichgültig, und nur an dieſem Abende bebt ein leiſer Klang aus der Tiefe der Menſchheit in dem Gemüth der Mutter. Das geht vorüber, ihre Blicke wenden ſich wieder auf den Tiſch mit den Geſchenken und das Bild hängt wieder unbeachtet da, nur für ausgezeichnet und werthvoll gehalten durch die hohe Kunſt ſeines Meiſters, der es einſt durch die wiederbelebende Kraft des Genius nach dem Antlitz der Leiche geſchaffen hat.

„Womit werden wir denn den Abend ſchließen?" fragt der Gemahl, „es iſt gleich halb acht Uhr, und ich würde vorſchlagen, wir ließen anſpannen und führen in den Mäder'ſchen Saal, um Abendbrod zu ſpeiſen. Man kann hier doch nicht ſo allein ſitzen bleiben."

„Johann hat gebeten, heute nach Hauſe gehen zu dürfen," ſagt die Hausfrau und blickt in das Nebenzimmer, aus dem ſich die Dienſtboten bereits alle entfernt haben, „ich habe es ihm erlaubt."

„Du hätteſt mich auch vorher fragen können; der Menſch mit ſeinen ewigen Familien- und Taufgeſchichten wird mir unausſtehlich. Je nachſichtiger man gegen Kutſcher iſt, deſto mehr nehmen ſie ſich heraus; ſie gleichen darin vollſtändig den Pferden. Das hat man davon, daß man ſolchen Leuten für gewöhnlich den ganzen Tag zu ihrer eigenen Diſpoſition läßt — da wird uns nichts Anderes übrig bleiben, als eine Droſchke holen zu laſſen.“

„Ehe ich Abends in der erſten beſten Droſchke fahre, bleibe ich lieber zu Hauſe. Ich habe keine Luſt, mir beim Ein- und Ausſteigen durch dieſe engen Wagenthüren die Garderobe zu ruiniren“, murrt Madame.

„So mag Friedrich in das Hinterhaus gehen und Johann holen; ich bleibe nicht zu Hauſe. Wer wird denn an einem ſolchen Abende zwiſchen ſeinen vier Pfählen ſitzen bleiben und ſich auf die Naſenſpitze ſehen? Ich will mich etwas zerſtreuen und wenn möglich unter vielen Leuten ſein.“

Der reiche Mann ſchellt nach Friedrich und ſendet nach dem unglücklichen Familienvater Johann, der am Fuße einer kleinen Weihnachtspyramide aufgegriffen, und aus den Armen zweier kleinen Johann's geriſſen wird, um anzuſpannen, zu Mäder zu fahren, bis Mitternacht auf dem Kutſchbock zu wachen, und theils ſeine armen Rappen, theils ſein eigenes Schickſal zu beklagen.

Laſſen wir die Thür dieſer ſtattlichen Salons zufallen und ſteigen wir raſch die Treppe hinauf in das zweite Stockwerk des Hauſes.

In den Flächenraum, welchen unten das reiche Paar bewohnt, haben ſich hier zwei Familien von Beamten getheilt, deren einer wir unſeren Beſuch abſtatten. Auch hier nimmt die Mitte des Zimmers ein großer Tiſch ein, allein die theuren Geſchenke fehlen und mit ihnen die Langeweile, die Unzufriedenheit und Blaſirtheit. Der hohe Tannenbaum iſt mit gelben dicken Wachsſtockenden beſteckt und der Hausherr geht, in einen alten Bureaurock gekleidet, aufmerkſam um das Wunder von Licht, Borſterfer Aepfeln, vergoldeten

Wallnüſſen und gehängten Armenſündern von Pfefferkuchenmännern, und überwacht es mit der Lichtſcheere als Feuerwehr. Die Mutter ſitzt da, wo der Glanz am lebhafteſten iſt, und läßt den jüngſten Sohn des Hauſes, einen kräftigen Mann von 13 bis 14 Monaten den Feſtabend genießen. Er ſitzt auf ihrem Schooß und bearbeitet einen Apfel, der nur ein wenig kleiner als ſein Kopf iſt, bald mit den Zähnen, bald bearbeitet er in ſichtlicher großer Aufregung zur Abwechſelung den Tiſch mit dem Apfel, wovon dieſer bereits außerordentlich mürbe geworden iſt. Zuweilen gelingt es ihm, eines ſeiner Geſchwiſter bei den Haaren zu erwiſchen und kräftig zu zauſen; doch ſtört das daraus entſtehende Jammergeſchrei nicht die herrliche Stimmung des Abends.

An den vier Seiten des Tiſches haben ſich die Kinder angeſiedelt. Das älteſte Töchterchen giebt ſich unter weiſer Anleitung der Frau Großmutter mit Erziehungsverſuchen der Puppe ab, die zum Schluſſe des Jahres 1857 ein neues Wachsgeſicht und eine moderne Garderobe erhalten hat, bei welcher die Crinoline nicht fehlt. Der nächſtfolgende Sohn hält zu mehrerer Sicherheit das geſchenkte Weihnachtsbuch feſt unter dem linken Arm, trägt einen Säbel um den Leib gegürtet, und baut, tief in die Anſchauung ſeiner Herrlichkeiten verſunken, ein kleines Bergwerk auf, das offenbar nicht bei Blumenthal oder Söhlke, unſeren erſten Spielzeughändlern, gekauft iſt. Da ſieht ſich der Vater, der eben mit dem Lichtputzen fertig geworden, ſehr ernſthaft um, und fragt mit beſorgter Miene: „Wo iſt Paul? iſt Paul hinausgegangen?“ Das mit dieſem Namen bezeichnete Weſen iſt nämlich bis jetzt noch des Hausherrn vorletztes Kind. „Jette, ſehen Sie einmal nach, ob Paul in der Schlafſtube iſt.“

Das Dienſtmädchen verläßt raſch ſeinen Teller an dem Familientiſch, wo ſie ſich mit einem wollenen Kleide und einigen blanken Thalern unterhalten hat, und ſucht die Fährte des vermißten Sprößlings. Nach zwei Minuten kehrt ſie zurück und betheuert, daß Paul weder in der Schlafſtube, noch in der des Herrn, oder der „alten Madame" zu finden ſei.

„Dummes Zeug," ruft der Vater, „der Junge kann ſich doch nicht unſichtbar gemacht haben, — Aha — der große Pfefferkuchen auf ſeinem Teller fehlt — ich habe es immer geſagt, Frauchen, wenn der Junge auch einen ſo großen Pfefferkuchen bekommt, wie die beiden älteren, erleben wir am heiligen Abend nichts Gutes! Paul! Paul! du kommſt gleich hervor!"

Bei dieſen unwiderſtehlichen Commandoworten laſſen ſich hinter der herabhängenden Gardine der Fenſterniſche myſteriöſe Laute vernehmen, und der Vermißte, ein kleiner dicker Knabe von etwa vier Jahren, tritt mit einer etwas beſorgten und doch ſichtlich befriedigten Miene vor die Seinigen, die ſämmtlich ihre Blicke auf ihm ruhen laſſen.

„Junge, wo haſt du deinen großen Pfefferkuchen gelaſſen?" fragt die ängſtliche Mutter. Eigentlich erſcheint dieſe Interpellation ſehr unnöthig, denn der gelbbraune Kitt, welcher die Lippen des Kleinen anmuthig umgiebt, und ſelbſt ſeiner dicken Stumpfnaſe etwas höchſt Pikantes verleiht, verkündet das ſtattgefundene Ereigniß deutlich genug. Außerdem iſt der ältere Bruder Guſtav hinter den Fenſtervorhang getreten und bringt ein winziges Fragment von Pfefferkuchen als Corpus delicti hervor.

„Nein," ſagt der erzürnte Vater, „woher mag dieſes unglückliche Kind das Talent zum Freſſen haben?"

„Er hat zum Kaffee zwei Stücke Kuchen gegeſſen!" ruft die Mutter mit einer unglücklichen Miene aus.

„Nun, nun, kleine Kinder ſind immer ſo, lieber Sohn,“ begütigt die alte Großmutter den Schwiegerſohn, „es wird ihm nicht ſo viel ſchaden.“

„Er bekommt kein Abendbrot und wird gleich zu Bette gebracht, der Weihnachtsteller aber wird weggeſchloſſen!“ gebietet der Vater, und Jette, als die häusliche Executivbehörde, ergreift den Pfefferkuchenvertilger und ſchleppt ihn von dannen, indem ſie ihre vollſtändige Beipflichtung zu der amtlichen Verordnung durch die Worte kundgiebt: „Sein Leib iſt ſo dick, wie eine Regimentspauke.“

Naturhiſtoriſch und pädagogiſch gleich merkwürdig iſt aber das Betragen des Schuldigen. In vollkommener Ruhe läßt er Alles über ſich ergehen, und ſcheint ſich in die Anſicht Hegels ergeben zu haben, daß die Strafe das Recht des Verbrechers ſei.

Jetzt klingelt es hinten an der Küchenglocke leiſe und ſchüchtern.

„Wer mag ſo ſpät noch da ſein? Die Jette hat ſich doch keinen Bräutigam angeſchafft?“

„Mama, es iſt die arme Frau aus dem Hofe mit ihrem Kinde“, ſagt das Töchterchen, welches unterdeſſen hinausgelaufen iſt und die Küchenthür geöffnet hat.

„Ach, Papa, darf ich die kleine Pyramide anzünden?“ fragt Guſtav, den es ſichtlich erfreut, etwas zum Beſten der Wittwe beizutragen, die hier neben den beſcheidenen Weihnachtsgaben der einfachen Familie auch ihren Antheil erhält. „Ja, mein Kind, nur verbrenne Dir nicht die Finger!“ genehmigt der Vater und nickt der armen Frau freundlich zu, die ihr kleines Kind auf dem Arme, demüthig in der Thür ſtehen bleibt. Sie hat ihren Mann durch den unglücklichen Zuſammenbruch eines hohen Baugerüſtes verloren und erhält ſich und ihr Kleines kümmerlich durch Handarbeit.

Die gute Hausfrau übergiebt ihr Kind der Großmutter und führt die Verlaſſene an einen kleinen ſauber gedeckten Tiſch, wo die ihr beſtimmten Gaben, beſtehend in einigen unentbehrlichen winterlichen Kleidungsſtücken, Eßwaaren zum Feſte und etwas Geld, aufgebaut ſind. Die arme Frau trocknet ſich die Augen, küßt der Hausfrau die Hand, und bemerkt nicht, daß der auf dem Arm der naheſtehenden Großmutter befindliche jüngſte Beamtenſohn danach trachtet, ihrem Kinde freundſchaftlich in die Haare zu fahren. Rechtzeitig werden ſeine unchriſtlichen Abſichten durch die Zwiſchenkunft des Hausherrn vereitelt, der näher tritt und der Frau ſagt, daß es ihm gelungen ſei, ihr eine kleine monatliche Beihülfe aus einer Unterſtützungskaſſe zu verſchaffen.

Verſuchen wir nicht die zufriedene Stimmung des kleinen Kreiſes auszudrücken; dergleichen läßt ſich wie Muſik nicht durch die Kunſt des Wortes beſchreiben. Wenn darin eine Diſſonanz laut wird, ſo rührt ſie nur von Paul her, welcher über die Verletzung ſeiner Rechte an das Abendbrot in's Klare gekommen ſein mag, und bei dem Klappern der Teller, Meſſer und Gabeln von ſeinem Straflager aus ein Bittgeſuch an die den Tiſch deckende Jette richtet.

„Darf er noch einmal aufſtehen, lieber Mann?“ fragt die weichherzige Mutter.

„Meinetwegen,“ ſagt der Vater, „aber ihr verderbt den Jungen in Grund und Boden. Gebe der Himmel, daß der Herr Miniſter recht bald die Verbeſſerung der Gehälter bei den Kammern durchſetzt, ſonſt frißt Dein Paulchen uns alle noch arm!“

So endete denn der Weihnachtsabend mit dem herzerhebenden Acte einer Begnadigung.

Nachtgedanken über Omnibus.

Unter den mannigfachen Mitteln der neueren Zeit, das menſchliche Nervenſyſtem in eine krankhafte Stimmung zu verſetzen und jenen gar nicht weiter zu definirenden Zuſtand hervorzurufen, den man „nervös“ nennt, ſcheint mir keines ſicherer und bewährter zu ſein, als ſich in einer Sommerwohnung einzuquartieren, vor deren Fenſtern im Erdgeſchoß eine Omnibus-Linie entlang läuft. Mit noch größerer Beſtimmtheit wird man aber den in’s Auge gefaßten Zweck erreichen, wenn man mit weiſem Bedacht ein Quartier wählt, das ſich zweier ſolcher Linien erfreut. Man hat zwar viel Erbauliches und Gründliches über die von der inneren Cultur des Bandwurms hervorgebrachten Annehmlichkeiten geſagt und geſchrieben, allein ich glaube, daß die durch beſagtes Geſchöpf erzeugten Empfindungen bei weitem von dem ſeltſamen Körper- und Gemüthszuſtande übertreffen werden, welcher ſich allmählich aus der fortgeſetzten Berührung mit einem wohlorganiſirten Omnibusweſen zu entwickeln pflegt.

Im Verlaufe des Lebens iſt es mir zu verſchiedenen Zeiten gelungen, mich an das Geräuſch einer Mühle, an das Toben eines Waſſerfalles, ſelbſt an das entſetzliche Solfeggiren von jungen Berliner Damen zu gewöhnen, aber ich habe es in einer faſt zweimonatlichen Praxis bis jetzt noch nicht ſo weit gebracht, in daſſelbe freundſchaftliche Verhältniß zu dem mörderiſchen Treiben der Omnibus zu treten. Doch es kommt zunächſt darauf an, unſere gegenſeitige Situation möglichſt deutlich auszumalen. Ehe ich meinen Feind genauer kennen lernte, hielt ich ihn ſchlechtweg für einen jener gemeinnützigen Wohlthäter des bürgerlichen

Verkehrs, wie die Darlehnskaſſen, die ſtädtiſchen Kranken-Anſtalten, den Polizei-Gewahrſam und die Reſtaurationen zu fünf Silbergroſchen. Wenn ich aufgeſtanden war und mich an meinen Schreibtiſch in die Nähe des Fenſters geſetzt hatte, konnten mir ſogar dieſe großen gelben Wagen, welche mit einer ganz außerordentlichen Regelmäßigkeit, in Intervallen von halben Stunden vorüberrollten, eine namenloſe ſelbſtſüchtige Freude verurſachen und mich mit dem heitern Bewußtſein erfüllen, daß ich mit ihrer Hülfe in jedem Augenblicke in den Mittelpunkt der Stadt verſetzt werden könnte; allein das Blatt ſollte ſich wenden. Schon nach etwa acht Tagen überfiel mich, namentlich in den Nachmittagsſtunden, wo ich an dieſe Wohlthat ſogar alle Viertelſtunden erinnert wurde, und der von Berlin kommende und nach Berlin abfahrende Omnibus ſich vor meinen Fenſtern kreuzte, ein ſeltſames Gefühl, welches ein wenig an die von Patienten der Seekrankheit geſchilderten Präliminarien dieſes Marinegeſpenſtes erinnerte. Wenn ich vorher die vierrädrigen Erſcheinungen nur ganz im Allgemeinen beachtet hatte, ſo begann ich jetzt mit einer Art von krankhafter Aufmerkſamkeit ihren Perſonal-Inhalt, die Gebehrden des Conducteurs und Kutſchers, ſelbſt das Ausſehen der Pferde zu unterſuchen, und ſogar in der ruhigen Zwiſchenzeit mir Gedanken über das zu machen, was der nächſte Omnibus bringen werde, und ſeine Ankunft mit ſeltſamer Bangigkeit zu erwarten. Wie der Anblick einer hochgehenden See oder mancher Trauerſpiele in Verſen, den Neuling ganz in Beſchlag nimmt, ihn zuerſt in Erſtaunen und Bewunderung verſetzt, dann mit einiger Furcht erfüllt, und zuletzt über den Blechnapf ſeiner Kajüte oder über Bord beugt, ſo feſſelte mich, mit Ausſchluß des letztgenannten Phänomens die Fluth der Omnibus. Ich war offenbar dämoniſch gebannt und ſtand unter dem Einfluſſe des Geiſtes dieſer Fahrzeuge. Mein beklagenswerther Zuſtand verſchlechterte ſich in demſelben Grade, als mit Hülfe des Omnibus zur Eßſtunde oder Kaffeezeit Sängerinnen mit ihren Müttern und Adjutanten, Virtuoſen und Componiſten von Blechmuſik, mein ſtilles Landgebiet überfallen hatten. Das Ohr ſchärfte ſich auf eine krankhafte Weiſe, und wenn ich in einer geiſterähnlichen Ahnung in weiter Ferne die Annäherung eines Omnibus ſpürte, legte ich oft Meſſer und Gabel nieder, ſtützte mein Haupt auf beide Arme und machte vollſtändige Pläne, mich wie Timon von Athen aus der Welt zurückzuziehen.

Die *Omnibuskrankheit*, wie ich ſie zu nennen wage, entwickelte ſich noch weiter. Nachmittags, wo das Uebel am ſtärkſten auftrat, ſetzte ich mich vor die Thür, zählte die Paſſagiere, grüßte die Conducteure, wechſelte freundliche Blicke mit den Kutſchern und ertrug ſelbſt die zum Unternehmen gehörigen regelmäßigen Staubwolken. Endlich machte ich es nicht beſſer, wie jene deutſchen Balladenmädchen, denen ein Liebhaber ohne geeignete Motive und ohne Anzeige davongelaufen iſt; ich ging allabendlich um eine beſtimmte Zeit dem Omnibus entgegen und ſchaute mit irrem Blick durch die Fenſter, ob *er* endlich wieder käme? Es verdient bemerkt zu werden, daß ich mit dieſer Handlungsweiſe weiter keine beſtimmten Vorſtellungen verband und daß ich nur in einem Punkte von jenen Balladenmädchen abwich. Wenn ſie nämlich, wenigſtens nach der Angabe ihrer Dichter, ohne Maaßen erfreut wurden, und ihren in Unordnung gerathenen Verſtand wieder erhielten, ſobald ſie den Gegenſtand ihrer Sehnſucht zurückkehren ſahen, gerieth ich in eine heimliche tückiſche Wuth, ſo oft ſich mir irgend ein Ankömmling näherte. Dann konnte ich ſelbſt zu Gaſt-Cigarren greifen und überhaupt die humanen Geſetze der berliniſch-arabiſchen Gaſtfreundſchaft auf eine unverzeihliche Weiſe übertreten. Alles das geſchah in einem offenbaren Omnibusdelirium. War endlich ſpät Abends die Dunkelheit eingetreten, ſaß ich im Zimmer bei verſchloſſenen Fenſtern und Läden, ſo tummelten ſich wilde Omnibusgedanken in meinem Gehirn, ich lauſchte mit Bangigkeit auf die Abfahrt und Ankunft des letzten Fahrzeuges, und erſt gegen 11 Uhr Abends fand ich den Frieden des Gemüths wieder, die gereizten Nerven beruhigten ſich, und ich träumte von einem Heer von jungen Leuten, die in endloſer Reihe, mittelſt einer ſich in die Wolken verlierenden Trittleiter, auf ein ſeltſames Gebirge von Omnibusverdeck ſtiegen, wo ſchon ein Paar Millionen Paſſagiere in Linien neben- und hintereinander ſaßen und Cigarren rauchten.

Doch gab es auch in dieſem Sturme wilder Phantaſien Momente der Ruhe und Linderung. Gleichwie im Fieber Hitze und Kälte mit einer ſeltſam wohlthuenden Abgeſpanntheit wechſeln, ſo trat in meinem Befinden ſtets durch das Vorüberfahren des braunen niedrigen Spandauer Omnibus eine entſchiedene Beſſerung ein. Dieſes geiſtreiche Unternehmen dämpfte, wie Kunzemann's electromagnetiſche Apparate alles Rheuma, ſo das hartnäckigſte Omnibusleiden. Es erquickte mich mehr als der koſtbarſte Wundbalſam, eben weil es meinem eigenen Daſein, meinen Arbeiten, Intereſſen und Tagesſorgen, meinen Freunden und Feinden, ganz fern ſtand. Wenn der Wagen mit ſeinen Kleppern in einförmigem Trott vorüberrollte, und ich dieſe Uniformen ohne Litzen von einfachen Linienregimentern, dieſe Tabackspfeifen mit bunten Troddeln, dieſe zerquetſchten Sommermützen, rothen baumwollenen Regenſchirme und Spazierſtöcke mit Meſſingknöpfen, an meinem erhitzten Auge dahingleiten ſah, erquickte mich der Gedanke, daß dieſer eilende Pilger der Chauſſee, mir nie ein liebes Weſen für Tage und Stunden rauben, mir nie ein Scheuſal für eben ſo lange Zeit bringen könne, ja es lag ein unſterblicher Troſt in dem Gedanken, daß ich durch eiſenfeſte Grundſätze, Organismus und Lebensſtellung, vollkommen davor ſicher geſtellt war, je mit Hülfe dieſes Omnibus mein Vergnügen in Spandau zu ſuchen.

Nach und nach entdeckte ich auch ein homöopathiſches Verfahren, den unheimlichen Einfluß der Berlin-Charlottenburger Omnibuslinie zu neutraliſiren. Ich fand, daß die Fahrt ſelber mich von den beſchriebenen ſchauderhaften Empfindungen vollſtändig befreite und daß die Proſa der unmittelbaren Berührung gleich zuverläſſig alle Illuſionen entfernte, wie die eigene Lectüre eines mit Energie ausgeſchrieenen Buches, die Lobhudeleien feiler Federn. Saß ich im Omnibus, ſo empfand ich eben ſo wenig mein gewöhnliches Uebel, wie ein junger Soldat, der todesmuthig eine Schanze ſtürmt, das ihn kurz vorher überlaufende Kanonenfieber. Ja zuweilen rollte ich mit namenloſem Vergnügen nach der Stadt, wenn an mir in einem herausfahrenden Wagen Leute vorbeipaſſirten, die im Verdacht ſtanden, es auf Beſuch gemünzt zu haben. Die mit mir reiſenden Paſſagiere dagegen erregten in mir Gefühle von Zuneigung, und oft habe ich die in's Wanken gerathene Menſchenliebe wieder erſtarken geſpürt. In einer Stadt von zehntauſend Einwohnern giebt es vielleicht kaum zweihundert Perſonen, die ſo ſituirt ſind, oft nach Berlin zu fahren. In wenigen Wochen lernt man ſie von Anſehen kennen, man erfährt ihren Stand und Namen, ohne ſie gefragt zu haben, ſucht ihre kleinen Angewohnheiten zu ergründen, ſtudirt ihre Sonderbarkeiten und kann ſie zuletzt kaum entbehren. So bildet ſich in dem engen zehnſitzigen Kaſten ein Stück wandelbaren Menſchenlebens, ein Fragment bürgerlicher

Geſellſchaft, in welchem es durch die ausnahmsweiſe Eindringenden auch nicht an revolutionairen Bewegungen fehlt. Ein Junge mit einer Peitſche und einem Butterbrode, ein Paar redſelige Bekennerinnen der niederen Kochkunſt, ein Mann, der die Kraft einer gewiſſen Quantität Alkohol unterſchätzt hat, ein mit kühnem Anſtande getragener „letzter Verſuch," vermögen einer Omnibusaſſociation Stoff zu den lebhafteſten Unterhaltungen oder zu dem verſtändnißinnigſten Wechſel von klugen Blicken zu geben. Oft herrſcht aber auch ein ſehr tiefes wohlthuendes Schweigen, das mit dem Zwillingsbruder des Todes, dem ſüßen Schlummer, verwandt ſein kann. Dann regt wieder das Wechſeln eines Thalers, die offizielle Unterdrückung eines heimlich gerauchten Glimmſtengels und der Proteſt gegen ein eingeſchmuggeltes zu großes Kind das Omnibusgemeinweſen lebhaft auf. Ein Volksredner murrt Oppoſition, es bilden ſich Parteien, in der Ecke neben dem vordern Guckfenſter äußert ſich die rothe Linke, neben der Thür nimmt ein conſervativer Dicker für den Omnibusconducteur Partei, die Debatten werden lebhaft; da hält der Wagen, und das ganze Parlament wird aufgelöſt, um fünf Minuten darauf durch neue Deputirte der Städte Berlin und Charlottenburg erſetzt zu werden.

Indem der Omnibus wieder als ein gewöhnliches irdiſches Fabrikat zur Beförderung des Verkehrs erkannt wird, verliert er ſeine Schrecken für die erhitzte Einbildungskraft, er tritt dem Menſchen wieder näher, und in beſchaulichen Zwielichtſtunden vermag ſein fernes Rollen endlich gar die Seele, wie das Murmeln eines Bächleins voller Forellen, mit allerliebſten Hoffnungen und poetiſchen Träumereien zu erfüllen.

Aus der Kriſis.

Der zweite Act der Stummen ging zu Ende, das Orcheſter tändelte wehmuthsvoll mit den Anklängen der reizenden Barcarole hinter dem in ſeinem papiernen Boote nach Neapel ſchiffenden Theodor Formes. Pietro und Fenella warfen ihm die vorgeſchriebenen Kußhände nach, der Vorhang rollte ſchnell herab, der Kapellmeiſter legte das weiße Stäbchen auf das Pult und ſich mit der Schnelligkeit eines Mannes, deſſen eigenes Werk die eben dirigirte Oper nicht iſt, die Kammermuſiker erhoben ſich und begannen den üblichen Tauſchhandel mit Priſen, als mich eine ganz unglaubliche Sehnſucht nach einem Schoppen guten Rothweines überfiel. Dergleichen Anfälle ſind im Leben eines Kritikers nicht ſelten, obgleich ſie ſich nicht wohl wiſſenſchaftlich erklären laſſen, und keine andere Annahme übrig bleibt, als ihre Entſtehung auf der Seite des nach einer neueren pſychologiſchen Theorie ſo überaus wichtigen und verhängnißvollen Nachtpoles der menſchlichen Seele zu ſuchen. Nachdem ich eine Zeit lang beharrlich dieſem unkünſtleriſchen Drange widerſtanden hatte, fühlte ich endlich, daß ich meine Charakterſtärke weit überſchätzt hatte, und ſo beſchloß ich, um mir den tiefen Kummer zu erſparen, mich doch zuletzt von der leidigen Begier beſiegt zu ſehen, freiwillig den ſittlichen Kampf zu enden, und entfernte mich, ehe Neapel der Schauplatz ſo überaus betrübender bürgerlicher Zwiſtigkeiten wird. Ich konnte um ſo ruhiger das Haus verlaſſen, da ich nicht von einer kritiſchen Pflicht zu ſeinem Beſuche angeregt worden war, ſondern einfach von der traurigen Nothwendigkeit, einen der monatlichen zehn reſervirten Plätze abzuſitzen.

Der Abend war lieblich kühl, das ſtädtiſche Gas brannte ungewöhnlich hell, und die Melodie des Schlummerliedes durch die Zähne brummend, ſchlenderte ich langſam zu einem der vielen nahegelegenen großen Reſtaurants. Es war noch zu frühe, als daß dergleichen Locale gefüllt ſein konnten, allein die ſeltſame antheilsvolle Aufmerkſamkeit, mit der mich der Portier durch ſein erleuchtetes Guckfenſter in Augenſchein nahm, mußte mir auffallend erſcheinen. Ich trat ein. Die drei nebeneinander liegenden Salons waren angenehm erwärmt, alle Tiſche mit dem feinſten Leinen gedeckt, von den geſchmackvollen Kronleuchtern ſtrahlten zahlreiche Gasflammen auf die koſtbaren Spiegel und Kryſtallgläſer herab, die gepolſterten und mit Sammt überzogenen Seſſel und Sopha's luden freundlich zur Ruhe ein, aber es war außer mir Niemand vorhanden, ihrer zu pflegen; das gewöhnlich ſo beſuchte Local ſchien wie ausgeſtorben.

Nach einigem Warten erſchien ein ſchwarzbefrackter, weißbehalsbindeter Kellner, der in den hinteren Gemächern des Locals offenbar mit der Abwickelung wichtiger Privatangelegenheiten beſchäftigt geweſen ſein mußte, denn er war in Folge der Störung in einer ſehr ſchlechten Laune und ſchob mir, wie alle deutſchen Kellner zum Unterſchiede von den franzöſiſchen und engliſchen Garçons thun, zuerſt die Weinkarte ſchweigend hin. Gleich enthaltſam in der Redekunſt deutete ich mit dem Finger auf die Sorte und erhielt nach einer befremdend langen Pauſe das kleine grüne Gefäß meiner bisherigen Sehnſucht. Dann verſchwand der Kellner wieder auf eine unbegreifliche Weiſe und überließ mich meinen Betrachtungen und die Räumlichkeiten meiner zuverläſſigen Bewachung. Ungehindert wanderte ich eine Zeit lang auf und ab in den Gemächern, dann ſetzte ich mich in eine rothplüſch'ne Sophaecke, ergriff die Kreuzzeitung und las ſie von Anfang bis zu Ende mit philoſophiſcher Genauigkeit durch. Es muß etwa gegen das Ende des franzöſiſchen Artikels geweſen ſein, als ein Menſch, der wie der Oberkellner ausſah, eilig durch die Zimmerreihe ſchritt, mir eine kurze Verbeugung machte, einen Zahnſtocher holte und dann wie von der Erde verſchlungen, gleichfalls verſchwand. Da es jetzt ſchon mehr als neun Uhr ſein mußte, ſah ich mich nach einer Klingel um, und brachte mit Hülfe eines neuſilbernen Meſſerbänkchens, das ich an mein Weinglas ſchlug, ein hinlängliches Geräuſch hervor, um den Kellner heraufzubeſchwören.

„Was haben Sie friſch in der Küche?“

Er reichte mir als Antwort mit einer graciöſen Handbewegung die in Maroquin gebundene Speiſekarte.

„Laſſen Sie die Karte und ſagen Sie mir, was es giebt!“

„Alles — was Sie belieben!“ ſagte der um die Ehre ſeines Hauſes beſorgte Beamte. Die Wahrheit der Küche war aus ihm nicht herauszubekommen, und ich mußte mich zu dem kühnen Hazardſpiel entſchließen, den Einſatz auf irgend einen jener tönenden franzöſiſchen Titel zu wagen, unter denen ſich das Riemenzeug unſerer Schlächter und der Kirchhof des Fiſchmarkts zu verbergen pflegt. Wieder verging eine Viertelſtunde, und Niemand, weder ein Gaſt, noch ein Kellner erſchien.

Geduldig holte ich die Nationalzeitung und verſuchte den Hunger durch die Lectüre der freimüthigen Geſinnungen dieſes Blattes zu beſchwichtigen. Noch hatte ich den deutſchen Artikel nicht ganz überwunden, als der Kellner mir das beſtellte Gericht brachte. Seiner Beſchaffenheit nach zu urtheilen, mochte es aus der Speiſekammer einer beſcheideneren Gaſtwirthſchaft ſtammen und dem Boten des Etabliſſements vielleicht nur durch freundliche Bereitwilligkeit eines benachbarten

Wirthes überlaſſen ſein; in der Küche des Lokales konnte es nicht zubereitet worden ſein, dazu fehlten ihm alle Eigenſchaften jener blendend eleganten Gaſtroſophie, welche dieſen Ort auszuzeichnen pflegten. Mich in philoſophiſche Betrachtungen vertiefend, wie es komme, daß ein ſonſt ſo beſuchter Reſtaurant — ich hatte ſeit beinahe zwei Monaten nicht hier geſpeiſt — dergeſtalt verödet ſei, verzehrte ich mein Mahl und ſah nach der Uhr. Das Schauſpiel mußte längſt, die Oper ſeit einer Viertelſtunde geſchloſſen ſein, aber die gewöhnlichen redſeligen und angeregten Beſucher, die ſonſt bei Gläſerklang noch bis gegen Mitternacht den gehabten Kunſtgenuß durchzuhecheln pflegen, blieben gänzlich aus.

Die Situation, ſo lange gleichgültig und langweilig, erhielt jetzt eine unterhaltende, ja culturhiſtoriſch höhere Bedeutung. Welche Vorgänge wirkten darauf hin, daß eines der beſten berühmteſten Inſtitute für Erheiterung des Geiſtes und Befriedigung des Magens plötzlich wie ein ungeſunder Landſtrich von aller Welt gemieden wurde? Welche tückiſchen Veränderungen in der Mode waren vorgekommen, welche Launen hatten die Löwen und Löwinnen von Berlin überfallen? Alles das konnte mir als Journaliſten nicht gleichgültig ſein, ich fühlte die Nothwendigkeit noch zu bleiben und ließ mir die Fortſetzung und den Schluß des in der erſten Nummer erſchienenen Schoppens verabreichen. Sie wurden mir von dem Oberkellner gebracht, der ſeine Verwunderung über einen Herrn, der ſich als Einſiedler in den Sälen eines Reſtaurants einniſtete, nicht verbergen konnte. Um mir jedoch ein ſanftes Zeichen zu geben, daß es die höchſte Zeit ſei, den Qualen des Etabliſſements ein Ende zu machen, ſtieg er ſeiner engen Staatshoſen wegen mit großer Mühe und Behutſamkeit auf einen Stuhl und ſchrob ſämmtliche Gasflammen ſo weit herunter, daß ich mich in einer ungemein poetiſchen „Götterdämmerung" befand.

„Warum verdunkeln Sie die Zimmer?" fragte ich, ein wenig von dieſer Ungaſtlichkeit beleidigt, den Dilettanten im Erleuchtungsfache.

„Die Cylinder und Gaskugeln würden platzen," erwiderte er mit Gewandtheit, „wir merken auf der Stelle an dem Wachſen der Flammen, wenn der Gashahn in den beiden Theatern zugeſchraubt worden iſt."

Gern hätte ich den Wunſch geäußert, daß dieſe Thatſache ſich lieber durch das Wachſen des Beſuchs und Verkehrs bemerkbar machen möchte, allein in der Beſorgniß, etwas Mißfälliges zu ſagen, beherrſchte ich meine Zunge, und bat nur, wie der ſterbende Goethe, um „mehr Licht," wenigſtens um ſo viel, damit ich leſen könne. Zwei Gasflammen, zu deren Planetenſyſtem von Möbeln das Sopha, auf dem ich ſaß, gehörte, wurden in die Höhe geſchroben, und ich wagte es jetzt, um die Volkszeitung zu bitten.

„Wir halten ſie nicht, mein Herr!"

„So reichen Sie mir die Zeit und den Kladderadatſch," rief ich, entſchloſſen meinen Platz zu behaupten. Der Oberkellner gab ſie mir, erhielt gleich das Honorar für ſeine Bemühungen und die gelieferten Objecte der Naturalverpflegung, und zog ſich beobachtend in einige Entfernung zurück. Seine Anſichten von Menſchen und Dingen ſchienen in den letzten Wochen ſo verändert und ſchwarzgefärbt worden zu ſein, daß er an Diebſtahl, Raub, Kellnermord, vielleicht an ein Unterminiren und abſichtliches in die Luft Sprengen des Lokals glauben mochte. Gleichviel ob er an die Berufung von Verſtärkungen dachte, um mich aus ſeinem Delhi zu drängen; bei reiflicher Ueberlegung kam es mir ſelber ſeltſam und faſt unerlaubt vor, Abends in eine Reſtauration zu treten, etwas zu verzehren, ein paar Stunden zu verweilen und einigen dienenden, aber vielleicht zu ganz anderen Zwecken anweſenden Herren durch meine Gegenwart Unannehmlichkeiten zu verurſachen. Ja, ich ging in meinen humanen Speculationen ſo weit, die kühne Hypotheſe aufzuſtellen, ich ſei, wie einſt der zerſtreute Oliver Goldſmith, in ein Privathaus gerathen, in dem man eine große Geſellſchaft zu geben beabſichtige, und dieſe könne in jedem Moment eintreten und an den für ſie gedeckten Tiſchen Platz nehmen.

„Louis — Louis! ſeien Sie doch ſo gut, meinen Hut und Paletot mitzubringen!“ Dieſer nicht ſonderlich zum Bleiben einladende Ruf des Oberkellners auf den Gang hinaus, beruhigte mich indeſſen und verſtärkte gewiſſermaßen meine moraliſche Widerſtandskraft. Dagegen fehlte es auch nicht an beunruhigenden Erſcheinungen, welche einen ängſtlicheren Mann wohl hätten in Schrecken verſetzen können. Im dritten Salon erſchienen zwei weiße tellerförmige Mützen und Schürzen, und guckten boshaft verſtohlen um die Thürpfoſten nach mir, dem frechen Eindringling in die fromme Muße beſchaulicher Fakirs der Küche und des Kellers. Waren dieſe die erwarteten Verſtärkungen, ſollte es dem Nena Sahib jetzt an den Leib gehen?

Die gehaltvollen Gedanken der „Zeit“ und der Inhalt des dritten Schoppens gaben mir meine Faſſung wieder. Ich hörte mit Gemüthsruhe den Wächter pfeifen, ja ich glaubte in einem entfernten Kabinet am Gange das Klingen von Gläſern zu hören und empfand eine wahre Genugthuung, nicht die „einzig lebende Bruſt“ des Abends geweſen zu ſein. Das vernommene Geräuſch erwies ſich jedoch bei ſeiner Wiederholung nur als das Klirren von Glasſcheiben, welche im nahen Hofe unter den Anſtrengungen eines Katers, den Gegenſtand ſeiner Wahl näher kennen zu lernen und reiflicher zu prüfen, zerbrochen ſein konnten.

Mir leuchtete nun ein, daß die geſelligen Unterhaltungen des Feſtabends erſchöpft ſeien, und ich beſchloß, mich als der Gegenſtand der lebhaften Sorge mehrerer, den lieben Ihrigen und der nächtlichen Ruhe durch meine Schuld entfremdeten Mitbrüder endlich zu entfernen. Das übliche Trinkgeld ward bezahlt, die nächtliche Promenadecigarre angezündet, und ich hatte noch den Drücker der letzten Thür in der Hand, als hinter mir ſchon tiefe finſtre Nacht in den Salons hereinbrach. Auf dem Hausflur ſtand aber der Portier mit einer Stalllaterne in der Hand. In einen, weder ganz neuen, noch ganz ſaubern Pelz gehüllt, ging er vor mir her und ſchloß die Thür auf. Es war mir nicht möglich, länger meine langverkniffene ſociale Verwunderung zu unterdrücken. Nachdem ich ihm den üblichen Ehrenſold für den geleiſteten Dienſt verabreicht, fragte ich, ſchon in Sicherheit ſtehend: „Wie kommt es, daß es bei Euch ſo leer iſt?“ Der Mann erhob die Laterne, beleuchtete mich von Kopf bis zu Fuß, machte dann langſam die Hausthür zu und ſagte mit bedächtiger Stimme: „Na, bei die Pleiten!“ Die Thür fiel zu. „Gute Nacht!“ — „Gute Nacht!“

Zur Zimmergymnaſtik.

Kein größerer Gegenſatz kann beſtehen, als zwiſchen der Lebensweiſe der gebildeten Leute im Alterthum und in der Gegenwart. Die talentvollen Schriftſteller, mit deren Latein und Griechiſch unſere Jugend ſchon genudelt wird, ehe wir noch die geringſte Sicherheit im Gebrauch unſerer Mutterſprache erworben haben, erzählen uns, daß die Philoſophie im Spazierengehen gelehrt, die Redekunſt auf den öffentlichen Märkten unter freiem Himmel geübt, die Meiſterwerke der Poeſie in Villen oder Gärten diktirt und vor großen Verſammlungen im Freien vorgetragen, kritiſche und literariſche Geſpräche auf der Straße gehalten und die Werke der plaſtiſchen Kunſt in offenen Räumen geſchaffen wurden. Wenn wir erwägen, daß mit dieſer Art der Beſchäftigung nothwendiger Weiſe eine ſehr lebhafte körperliche Bewegung verbunden ſein mußte, ſo werden wir uns nicht wundern, daß in den Thaten und Schriften jenes glücklichen Zeitalters ein friſcherer Geiſt weht, als im Leben und in der Literatur der entarteten Zeitgenoſſen.

Das Leben der heutigen gebildeten Menſchen wickelt ſich ſelbſt unter beſſeren Klimaten, als das unſrige iſt, durchaus im geſchloſſenen Raume ab. Die Philoſophie — ich glaube, man merkt es ihr an — wird in muffigen kleinen Stuben am geheizten Ofen herausgeklügelt, die Fertigkeit zu Stammeln äußert ſich in nur gegen ſchwer zu erlangende Eintrittskarten zugänglichen Parlamenten und Gerichtsſälen, die Poeſie wird bei Varinas und Ermeler in dritten und vierten Stockwerken verfertigt, und in kleinen Schauſpielhäuſern oder engen Salons vorgetragen, bei Bier, Wein und Gasflammen wird über Kritik und Literatur verhandelt, Malerei und Plaſtik ſind in enge Ateliers eingeſperrt und ſelbſt die Soldaten der Gegenwart bringen die Hälfte ihres Lebens in Studierzimmern über ſtaubigen Büchern, Zeichnungen und Landkarten zu. Moderne Bildung und Stockungen im Pfortaderſyſtem ſind zwei nicht mehr zu trennende Begriffe.

Die *olympiſchen* Wettkämpfe waren einſt der erhabene Ausdruck eines mit dem mächtigen Geiſte der Natur verbundenen Volkes. Sie regten alle Völkerſtämme Griechenlands unabläſſig zur Ausbildung der körperlichen Kraft und Geſchicklichkeit an, und wirkten nachhaltig auf die friſche Unmittelbarkeit der Gedankenentwicklung. So hoch wir auch die aus dergleichen athletiſchen und gymnaſtiſchen Concurrenzen gewonnenen Vortheile für die menſchliche Natur anſchlagen mögen, ſo ſehr wir bedauern, daß von ihnen gegenwärtig nichts übrig geblieben iſt, als das jährliche Wettrennen der Bauerwagen bei Tempelhof, eine klägliche Nachahmung der berühmten Wettfahrten von Olympia, an denen ſich die erſten Jünglinge von Hellas betheiligten; die Wiederherſtellung der olympiſchen Spiele dürfte nach unſerem Dafürhalten an der Conſtruction der modernen Staaten ſcheitern, ſo nothwendig ſie auch für das Gedeihen ihrer gebildeten Bürger ſein möchte. Es verhält ſich leider umgekehrt bei uns, wie im Alterthum. Der niedere Mann wurde damals an ſeiner gebeugten, von der Arbeit verdorbenen Haltung, der edle Mann an dem Ebenmaaß ſeiner Glieder und dem Gleichgewichte der Kräfte erkannt. Ein Sonntagsſpaziergang auf einer belebten Promenade kann Jeden belehren, wie weit dieſe Verhältniſſe ſich umgewandelt haben. Die glücklichen Zeiten ſind vorüber, wo das Ideal der Ethik „der ſchöne und gute Mann“ war und eine edle Seele nicht ohne einen edlen Körper ſein durfte. Wäre es möglich, daß nach vorangegangenen Uebungen die jüngeren Räthe der Miniſterien und Regierungen, Aſſeſſoren, Doktoren, Profeſſoren, Oberlehrer, Künſtler und Schriftſteller ſich alljährlich an einem ſchön gelegenen Orte in Deutſchland verſammelten, wie die Hellenen in dem heiligen Bezirk des Zeus, in der Niederung des Alpheios und mit einander im Laufen, Ringen, Springen, Diskus- und Speerwerfen und im

Fauſtkampf wetteiferten? Nein, es iſt nicht möglich, nicht allein der körperlichen Beſchaffenheit, ſondern weit mehr der beſtehenden Vereinsgeſetze, verſchiedenen Strafgeſetzbücher über körperliche Verletzungen und Paßvorſchriften wegen; deutſche Nationalſpiele könnten als ein ſtrafbarer Verſuch zur Beſtrebung deutſcher Einigkeit nicht geduldet werden. Der „ſchöne und gute Mann" des neunzehnten Jahrhunderts wäre ein geweihter Candidat für das Heiligthum zu Bruchſal, keiner unſer 36 vaterländiſchen Staaten würde einem Sieger im Kampfe, gleich den Athenern, lebenslänglichen Freitiſch im Prytaneion geben, kein Gewinner dürfte zum Lohn, wie in Sparta, unmittelbar neben den Königen fechten, und kein Pindar würde in einem Hymnus ſagen: „Sobald der ſchönen Selene geliebtes Abendlicht leuchtet, erſchallt bei fröhlichem Gelächter die ganze Flur von Siegesgeſängen"; höchſtens brächte die A. A. Ztg. oder die Oeſter. Z. einen gediegenen polemiſchen Artikel. Beruhigen wir uns, kein Knabe von Berlin wird, wie der kleine Philetos von Sybaris, nach Pauſanias Erzählung, im Kinderfauſtkampf ſiegen, für keinen mannhaften Referendarius wird mit goldenem Meſſer ein Zweig vom heiligen Oelbaum als Lohn der Beſiegung eines Armenarztes im Wettlaufe geſchnitten werden; jene poetiſchen Zeiten ſind für immer dahin!

Sie ſind dahin, es iſt wahr, aber das Bedürfniß iſt geblieben, und der Scharfſinn der Zeitgenoſſen hat ſich bemüht, ein Surrogat zu finden. Im Einklange mit dem Sinne zweier Epochen, die einander wie die Begriffe publicum und privatum gegenüberſtehen, iſt aus den olympiſchen Spielen die heutige Zimmergymnaſtik geworden. Der „ſchöne und gute Mann" des herrlichen Platen muß für die körperliche Ausbildung zwiſchen ſeinen vier Pfählen ſorgen.

Es ſind jetzt beinahe zehn Jahre verfloſſen, daß mir derartige Gedanken, wie die eben hingeworfenen, durch den Kopf ſchoſſen. Ein alter Rath von der königl. Seehandlung, deſſen ſchauerlicher Moſelwein noch heute in der Erinnerung ſeiner längſt geflohenen Gäſte lebt, veranlaßte mich dazu. Ich ſah ihn, bei Gelegenheit eines warmen Regenwetters im Mai, in ſeiner Gartenwohnung bei offenem Fenſter auf einem Stuhle und einem Beine ſtehen, ſich mit der Linken an einem Bücherregal halten und das freie Bein lebhaft und kühn wie einen Pendel hin und her ſchwenken. Er war der erſte Menſch, den ich in ſeinem Studierzimmer mit athletiſchen Uebungen beſchäftigt ſah. Ich blieb ſtehen und folgte aufmerkſam ſeinen geiſtreich erfundenen Bewegungen, Alle Zimmergymnaſten ſind gaſtfreier Natur; der alte Rath winkte mir zu, und lud mich ein, an ſeinen lieblichen Erfriſchungen nachahmend Theil zu nehmen. Vielleicht wäre ich ſeiner Einladung gehorſam geweſen, wenn ich nicht davor gezittert hätte, möglicher Weiſe nach Beendigung ſeiner olympiſchen Spiele mit Moſelwein geletzt zu werden; ich floh mithin, ſo ſchnell mich meine Füße tragen wollten, prägte mir aber das Bild in mein Gedächtniß, und ahmte ſein Beiſpiel in der Abgeſchiedenheit meines Schreibzimmers vorſichtig bei verſchloſſenen Thüren nach.

Jahre gingen darüber hin, die ſchwediſche Heilgymnaſtik wurde nach Berlin verpflanzt und in alle orthopädiſchen Inſtitute eingeführt, das gemeinſchaftliche Turnen der Erwachſenen gewann immer mehr Anhänger und endlich wurde höchſt ſcharfſinniger Weiſe das trefflichſte Surrogat für Bewegung und Arbeit im Freien: „Die Zimmergymnaſtik“ erfunden. Jede ordentliche Sortimentsbuchhandlung wird eine ſyſtematiſche Anweiſung zu dieſen olympiſchen Privatſpielen liefern können. Wie die Tafelbouillon, das comprimirte Gemüſe oder die Feldkoſt, der Kaffeeextract und dgl. m. iſt die Zimmergymnaſtik die concentrirte, comprimirte Bewegung, die Jeder, fern von Bergen und Thälern, ohne Pferd, Alpſtock und Gletſchereiſen, in Zeit von einer halben Stunde bis zur äußerſten Ermüdung genießen kann. Der weiſe Zimmergymnaſtiker blickt mit ſcherzhafter Ironie hinter dem ſtolzen Dragonerlieutenant drein, der auf ſchäumendem Engländer vorüberſprengt, er lacht über den fetten Rentier, der an ſeinem Rohrſtock keuchend in dem Thiergarten ſtampft, um den Schlagfluß einzuſchüchtern; er klopft leicht mit dem Stöckchen an ſeine Beine, weil er weiß, daß ſie ihm alle Reit- und Laufübungen im Zimmer erſetzen können. Auch beneidet er nicht den kräftigen Holzhauer, den muskulöſen Schmied und die verſammelten Gentlemen an der Ramme um ihre geſunde Leibesbewegung; wenn er den Rock auszieht, die Fenſter öffnet, die Hände in die Seiten ſtemmt, die Füße enge und feſt zuſammenſtellt und nun das Recept durchexercirt, erſetzt ſein Zimmer die Reitbahn, den Thiergarten, den Abſturz des Kreuzberges, die geſchwungene Axt und die Vergnügungen an der Ramme; ſelbſt die, empfindlichen Naſen ſo unangenehmen Uebungen an der Tretmühle, vermag er durch analoge klug erſonnene Bewegungen mit Erfolg zu erſetzen.

Mit einer halben Stunde Zimmergymnaſtik und zwei Strahl'ſchen Hauspillen Nr. 2. vor Schlafengehen, verbannt der Anhänger dieſer Schule alle „blauen Teufel“ der Welt, und erlangt eine ſtolze körperliche Haltung nebſt einem Geſundheitsgefühl, um das ihn Milo von Kretona in ſeinen beſten Jahren beneidet haben würde.

Die Zimmergymnaſtik macht in Berlin verdientermaßen unter allen ſitzenden, grübelnden, hartleibigen und verſtockten Mannſchaften die glänzendſten Fortſchritte. Vorausſichtlich werden ſich ſchon auf den diesjährigen Subſcriptionsbällen ihre ſegensreichen Folgen an auftretenden Schaaren älterer Tänzer deutlich gewahren laſſen. Ihre Vorſchriften auf dem Felde der Athletik können von Jedermann, auch dem Schwächſten, ohne fremde Unterſtützung befolgt werden. Das Axthauen, Trotlaufen, Rumpfwenden, Beinwerfen, Sohlenklopfen und wie die Arkana alle heißen mögen, ſind auch für die ungeſchickteſten und hülfloſeſten Perſonen ausführbar, und erhalten dem Geſunden die Kräfte, die er vielleicht täglich, durch eine ſeiner Conſtitution nachtheilige, aber gezwungene ſitzende Lebensweiſe gefährdet. Sie erſetzen die oft mit ungemeinem Zeitverluſt verknüpfte Bewegung im Freien, regen die Entwicklung der Gedanken des müden Arbeiters am Pulte wieder an, beruhigen die gereizten Nerven vor Schlafengehen, und verſchaffen künſtlich dem Körper eine für anhaltenden Schlummer höchſt gedeihliche Ermüdung. Wer gewohnt war, zur Zerſtreuung der Gedanken ſeines Geſchäftes, eine Stunde im Bette zu leſen, wird wohlthun eine Reihe gymnaſtiſcher Zimmerübungen die Stelle der Lektüre einnehmen zu laſſen. Aus den betreffenden Handbüchern dieſer modernen Heilkunde wird Jeder mit Leichtigkeit, die Bewegungen auswählen können, welche ſeinen körperlichen Beſchwerden und Schwächen entſprechen, oder aber nach eigenem Ermeſſen das ganze Recept durcharbeiten.

Indem wir den denkenden Zeitgenoſſen dieſe unſere eigenen Erfahrungen zur Prüfung vorlegen, glauben wir, die ſonſtige Anwandlung, welche ein kleiner Kreis von eifrigen Anhängern der Zimmergymnaſtik zur Befeſtigung in der wichtigen Lehre zu machen liebt, nicht verſchweigen zu können. Sie iſt für uns ein Erſatz in den bisher üblichen Complimenten, Freuden- und Hochachtungsbezeugungen der Welt. Wenn wir uns gegenſeitig beſuchen, und in das Zimmer treten, begrüßen wir einander durch ein halbes Dutzend dieſer Verbeugungen des Rückgrathes nach hinten, wollen wir außergewöhnliche Grade von Ehrfurcht und Bewunderung ausdrücken, ſo geben wir eine gleiche Anzahl kräftiger, allegoriſcher Stöße mit den Füßen in die Luft von uns, gilt es den ſeltenen Ausdruck der Verehrung ungemeiner Geiſteswerke oder einer edlen Denkungsart, ſo kehren wir dem Gegenſtande derſelben den Rücken zu, klappen die Schöße des Rockes auseinander und machen ihm zehn bis zwölf tiefe Verbeugungen; doch wozu der Phantaſie einer hochgebildeten, männlichen Bevölkerung vorgreifen. Verhehlen wir uns nicht: auf der fortgeſetzten Pflege und ferneren Ausbreitung der Zimmergymnaſtik beruht die Verbeſſerung des denkenden und ſchreibenden Geſchlechtes, mithin die Entwicklung der Geſchichte des geliebten engeren Vaterlandes und geſammten Deutſchlands.

Die Droſchke.

In den Reiſehandbüchern und Wegweiſern durch die großen Städte wird außer der Angabe der Hauptſtationen und Preiſe, dem Einheimiſchen und Fremden faſt nichts geboten, und doch iſt für Beide die Kenntniß der Eigenthümlichkeiten des öffentlichen Fuhrweſens ein nothwendiges Bedürfniß, Unkenntniß und Unerfahrenheit darin aber die Quelle von zahlloſen Unannehmlichkeiten und Verluſten. Wir wollen daher verſuchen, eine Charakteriſtik des Berliner Droſchkenweſens aufzuzeichnen, bemerken jedoch vorſichtig, daß ungeachtet unſerer vieljährigen Beobachtungen und Erfahrungen noch manche Lücke und düſtere Stelle auf einem Gebiete bleiben wird, das eigentlich verdiente, von einer wiſſenſchaftlichen Geſellſchaft erforſcht zu werden.

Die Droſchke iſt ein unentbehrliches Verkehrsmittel im Leben einer großen Stadt. Der Fremde, von der ſchnaufenden Lokomotive ſammt ſeinem Gepäck auf das Feſtland des Perron's geworfen, und nach Vorzeigung ſeines Paſſes von dem Vormunde der bürgerlichen und politiſchen Sicherheit unverdächtig befunden, iſt ſofort auf die Droſchke des Bahnhofes angewieſen. Eine Viertelmeile von dem Mittelpunkte der Stadt, den Hotels mit ihren gemüthlichen warmen Zimmern, und ſauberen gedeckten Tiſchen, muß mit einem Ballen Effekten durchmeſſen werden, und es iſt zu dieſem Zwecke nur ein Mittel vorhanden: die unheimliche Flotille von Einſpännern, die in Schlachtordnung auf dem Bahnhofe aufgefahren iſt. Der einzelne Reiſende wird nicht gut daran thun, allein mit dem Führer einer Droſchke in Unterhandlung zu treten; wenn er mit Gewißheit befördert ſein will, ſo rathen wir ihm, ſich ſchon unterweges einen Wagenaſſocié zu verſchaffen und gemeinſchaftlich mit dieſem ſich der Droſchke zu nähern. Ihr Kutſcher leidet ſtets auf den Bahnhöfen an der Scheu vor dem Einzelnen (Monophobie), ein chroniſches Uebel, vor welchem ihn die ſtrengſte polizeiliche Ueberwachung nicht zu bewahren vermag, das ihn meiſtens erſt verläßt, wenn die Fahrgäſte ſeltener zu werden pflegen. Eine gleiche Scheu trägt er vor der Einhaltung des Tarif's, und der Fremde wird ſich gefallen laſſen müſſen, ſeinen Einzug in Berlin etwas theurer zu bezahlen, als Geſetz und Gebrauch beſtimmen. Dieſe Erfahrung kann man in allen Städten machen, welche ſich bis zur Droſchkenzucht emporgeſchwungen haben.

Vor allen Dingen hüte ſich der Ankömmling, den gedruckten Verlockungen an der Rückſeite des Wagens zu folgen und nach der Zeit zu fahren. Es klingt verführeriſch, für fünf Silbergroſchen zwanzig Minuten lang, für ſieben und einen halben Silbergroſchen bis fünf und dreißig Minuten fahren zu können; aber Niemand hat beſſer als ein Droſchenkutſcher das engliſche Sprichwort „Zeit iſt Geld" begriffen. Für die Zeitfahrt engagirt, läßt er plötzlich ſein Roß in jenen räthſelhaften Trab verfallen, deſſen ſchauerliche Geheimniſſe noch kein gründlicher Pferdekenner aufgeklärt hat. Weder Baucher, noch Franconi wiſſen, welcher Künſte es bedarf, um dem edlen, ſo vieler Kunſtſtücke fähigen Roſſe, den Paradetrab oder Scheintrab „auf Zeit" beizubringen. Pferdepſychologen erſten Ranges verſtehen, unbändige junge Thiere nach einer Viertelſtunde lammfromm zu machen und ſo weit zu bringen, daß man ihnen ein Brett auf den am Boden ausgeſtreckten Leib legen, und mit einem Schubkarren darüber fahren kann; den Droſchkentrab auf Zeit weiß keiner den Pferden anzugewöhnen. Er iſt das unverbrüchliche Geheimniß der Gilde und wird, wie die Zeichen des Einverſtändniſſes der höchſten Grade bei den Freimaurern, von alten Kutſchern nur mündlich den Neophyten mitgetheilt. Zugleich giebt es keinen geſetzlichen Einſpruch wider dieſen Trab, denn er iſt der polizeilichen Fahrvorſchrift nach wirklicher Trab, ohne den ihm Verfallenen anders als im Schritt von der Stelle zu bringen. Vom niederſchleſiſchen Bahnhof bis zu Meinhardt oder Hendtlaß vergehen Viertelſtunden auf Viertelſtunden, man raucht zwiſchen zwei Gaslaternen eine Cigarre, Packwagen überholen die Droſchke, Viehtransporte laſſen ſie hinter ſich, und erſt lange nach ſeinen klügeren Reiſegefährten kommt der altkluge „Touriſt auf Zeit" zu dem herrlichen Gaſtfreunde.

Der Droſchkenführer auf dem Bahnhofe iſt überhaupt ein anderer, als im inneren ſtädtiſchen Verkehr. Dort ſtreng, ablehnend, meiſtens „immer beſtellt," einſilbig und ſelbſt ſtumm, wird er auf den ſtädtiſchen Stationen umgänglicher und weniger miſanthropiſch. Doch ſind hier wieder ſeine Nuancen zu beachten. Mittags und Abends iſt er ein Anderer, als Morgens und Nachmittags, Sonntags und an Wochentagen aber ein durchaus verſchiedenartiger Menſch. Seine roſigſten Stunden ſind in allen Jahreszeiten die Morgenſtunden von acht bis elf Uhr. Dann iſt das Pferd noch leiblich friſch, der Alkohol übt noch ſeine Kraft im Crescendo aus, die Touren pflegen ſelten aus den Mauern der Stadt zu führen und gewöhnlich kürzer zu ſein, da es den meiſten Geſchäftsleuten weniger auf eine Erſparniß an Weg, als an Zeit ankommt; mithin iſt er in guter Laune und bereitwillig. In den Mittagſtunden ſtößt der einer Droſchke Bedürftige auf den meiſten und lebhafteſten Widerſtand. Der Kutſcher entzieht ſich der ihm zugemutheten Fahrt gern unter dem Vorwande, er müſſe umſpannen. So berückſichtigenswerth dieſe Angabe, hinter der ſich ſtets der verzeihliche Wunſch, zu Mittag zu ſpeiſen, verbirgt, ſein mag, ſo wird ſie nach zwei Uhr ſtets verdächtig, da viele Kutſcher ſich gern der zu den Thoren hinauswallenden Fahrgäſte auf dieſe Weiſe zu erwehren ſuchen. Einmal eine Viertelmeile von der Stadt, finden ſie ſo frühe am Tage ſelten eine neue Rückfracht und haben deshalb „noch nicht umgeſpannt."

Aehnliche Schwierigkeiten des Perſonaltransports hat man Abends nach zehn Uhr zu bekämpfen. Das Gemüth der Droſchkenkutſcher iſt jetzt verdroſſen, die Nachwehen eines reichlichen Kümmelgenuſſes haben ſich eingeſtellt, und ſie ſind mithin beſtrebt, ſich ihren Ställen und Schlafſtätten zu nähern. Wenn man alſo ein Exemplar im langſamen Trott vorüberkommen ſieht, und mit einiger Wahrſcheinlichkeit aufgenommen zu werden hofft, iſt es das Gerathenſte, mit lauter Stimme gleich die Straße und Nummer der Wohnung auszurufen. Liegt ſie in der Nähe ſeiner Behauſung, ſo wird der Kutſcher den Verlaſſenen gern als letzte Fuhre mitnehmen und ihn ſogar als einen wohlthätigen Schutz gegen fernere und dreiſtere Zumuthungen betrachten. Sagt ihm die Richtung nicht zu, ſo antwortet er grundſätzlich nie, und fährt, um ſeine Nummer nicht erkennen zu laſſen, meiſtens in ſchnellem Tempo davon. Faſt unmöglich iſt es, ſpät Abends zur Stadt hinauszukommen oder nach gewiſſen langen und ſpärlich von Quergaſſen durchſchnittenen Straßen zu fahren. Vor dergleichen Anforderungen flieht der Kutſcher ſtets, wird er aber überrumpelt, ſo läßt er wohl vor Schrecken Peitſche und Zügel fallen, oder wird momentan ſprachlos.

Am Sonntag Nachmittag iſt er unglaublich ſchwierig zu behandeln. Die Freigebigkeit der ihn überwiegend in Anſpruch nehmenden Köchinnen macht ihn anſpruchsvoll und nach Einbruch der Dunkelheit pflegt er einer der peinlichſten Staatsbürger zu werden. Zum Glück hat das Trinkgeld auf ihn einen entſcheidenden wohlthätigen Einfluß. Je weniger ihn die deutſche geizige Sitte verwöhnt hat, deſto dankbarer iſt er bei ſeinem zureichenden Lohne für die geringfügigſte Gabe. Durch manche Leiden und gewiſſenhafte Eintheilung der Zeit gezwungen, von Droſchken häufigen Gebrauch zu machen, haben wir die Kutſcher durch die regelmäßige Verabreichung eines kleinen Trinkgeldes, in der Höhe des gebräuchlich in Paris gewährten, ſo gefügig gemacht, daß wir in Betracht ſo mancher etwas verlängerten Fahrt, dieſe Mehrausgabe ſogar als eine Erſparniß betrachten können. Verſpricht man den kärglich beſoldeten und gewöhnlich noch verheiratheten Leuten gleich beim Einſteigen ein ſolches

Trinkgeld, ſo kann man gewiß ſein, auf das pünktlichſte bedient zu werden.

Ueber die Aushändigung der Marken iſt von den Droſchkenbeſitzern viele Klage geführt worden. Sie behaupteten fortwährend betrogen zu werden und die ſchmerzlichſte Einbuße zu erleiden. Die grenzenloſeſte Uebertreibung liegt auf der Hand. In einer Reihe von Jahren, bei einer täglichen Benutzung der Droſchken, haben wir nie den Verſuch eines Kutſchers erlebt, die Marke zu verweigern, oder bei mehreren Perſonen Marken unter dem Fahrpreiſe abzugeben, vielmehr iſt es uns wiederholt begegnet, daß bei Regenwetter die Kutſcher aus Verſehen doppelte Marken verabreicht haben, die ihnen ſo mancher Fahrgaſt aus Unachtſamkeit nicht zurückgeben mag. Beſtreiten wollen wir jedoch nicht, daß auf den Bahnhöfen, dieſen Tummelplätzen für alle ſchlechten Leidenſchaften dieſer verdienten Beamten der Oeffentlichkeit, manche Betrügereien mit Marken vorkommen mögen. Sonſt iſt der Berliner Droſchkenkutſcher durchweg ehrlich, gegen Frauen und Kinder hülfreich und freundlich; Scheußlichkeiten, wie ſie in dem Fuhrweſen von St. Petersburg und Warſchau nicht zu den Seltenheiten gehören, ſind in Berlin vollkommen unbekannt. Für Höflichkeit iſt er ſo empfänglich, wie für ein Trinkgeld. Ruft man ihn nicht „Droſchke", ſondern „Kutſcher", läßt man ſich mit ihm in ein kleines vertrauliches Geſpräch ein, ſo wird man keinen artigeren Mann finden, und manches Lehrreiche und Unterhaltende aus den Anſchauungen des armen Volkes von ihm lernen können.

Seinem Ausſehen nach iſt er im Sommer ein angenehmer, etwas militairiſch zugeſtutzter Cavalier, im Winter gleicht er jedoch, wenn er alle ſeine Kleidungsſtücke auf dem Leibe trägt und in dicken Filzſchuhen ſteckt, mehr einem Faſſe, als einem Menſchen. In dieſer Jahreszeit pflegt er dem Branntwein am zugänglichſten zu ſein, die Naſe nimmt ein ſpirituöſes Incarnat, das Auge einen ſtarken Glasſchimmer an, und er leidet am Winterſchlaf. Gewiß würde ſein träumeriſcher Zuſtand, in dem er oft die ihm genannte Straße ganz vergißt und in verkehrten Richtungen fährt, häufige Unglücksfälle verurſachen, wenn ſein Pferd nicht mit ſo ausgezeichneten geiſtigen Fähigkeiten begabt wäre.

Mit Unrecht haben die Carricaturzeichner das Droſchkenpferd mit den beleidigendſten Chargen verfolgt. Zwar iſt es nicht ſchön und nicht ſchnell, allein in ſeinem Beruf verdienen die Gaben des Gemüthes am höchſten geſchätzt zu werden. Mit Ausdauer und Gelaſſenheit erträgt es Hitze und Kälte, durch eine ſchmale, harte Lederdecke nothdürftig gegen die Näſſe geſchützt, ſteht es ruhig auf dem Halteplatz und ſchwenkt faſt luſtig den ledernen Kober voll vielem Häckſel und wenigem Hafer, der ihm in den Mußeſtunden um den Kopf gebunden wird. An ein geſelliges Leben in Heerden gewöhnt, ſchließt es aus eigenem Antriebe die Lücke, welche durch die Abfahrt eines Wagens auf dem Halteplatz entſtanden iſt. Ehrgeiz iſt ſeinem beſchaulichen Charakter durchaus fremd, und Wettfahrten laſſen ſein Herz vollkommen kalt; ungekränkt ſieht es hundert ſchnellere Geſpanne an ſeinen beiden Flanken vorbeieilen, ohne in den Zügel zu knirſchen und ihnen nachzujagen. An den gemäßigten Fortſchritt gewöhnt, läßt es ſich ſelbſt durch Ereigniſſe, welche die Gemüther jüngerer Pferde erſchüttern, nicht aus dem ſtillen Gleichmuth aufſchrecken. Der Ton der Trommeln oder der Militairmuſik, und die nächtliche Tracht der Leichenzüge, dieſe bekannten Gegenſtände des Schreckens für unphiloſophiſche Vierfüßler, haben für das Droſchkenpferd jeden Reiz und alle Furchtbarkeit verloren. Die Milchhunde bellen unbeachtet vor ſeinen Hufen, die grunzende Schweineheerde zieht an ihm vorüber, ohne ihm Unruhe zu verurſachen und ſelbſt die Peitſche ſeines Führers gilt ihm mehr für ein Object der Verachtung, als der Furcht. Aus Leibeskräften durchgehauen, fegt es mittelſt einiger Schläge ſeines ſtruppigen Schweifes, die einen ganzen Verein gegen Thierquälerei in Harniſch bringende Tracht, nachläſſig von den Schenkeln, ohne ſeinen Gang zu beſchleunigen. Wird es endlich von allen Kräften verlaſſen, ſo ſtürzt es, wie das ſüdamerikaniſche Lama, ohne einen Laut zu Boden, und bleibt bis zu ſeinem letzten Athemzuge, umgeben von der theilnehmenden Jugend, in der Straßenrinne liegen, um nach dem Einbruch der Dämmerung an eine der fünf Pferdeſchlächtereien Berlins verſchickt zu werden.

Die zu bewegende Maſchine, die eigentliche Droſchke, iſt fähig vier Perſonen und mehrere Koffer neben dem Kutſcher aufzunehmen. Theilweiſe von neuer geſchmackvoller Bauart und mit bequemen Polſtern verſehen, iſt ſie der Mehrzahl ihrer Exemplare nach von klappriger Conſtitution, und kann eine angeborene Vorliebe für zerbrochene Fenſter nicht unterdrücken. Ihre Leibesſchwäche zeigt ſich am häufigſten in ſchlecht ſchließenden Thüren, welche für Perſonen von ſitzender Lebensweiſe das Gute haben, ſie durch fortwährendes Zuſchlagen mittelſt heilgymnaſtiſcher Muskelübungen der Bruſt und Arme tüchtig in Anſpruch zu nehmen. Derſelbe wohlthätige Zweck wird für den Unterleib durch die energiſchen Stöße erreicht, welche die Mehrzahl der Droſchken dem Fahrgaſte zu verſetzen pflegt, woher es auch kommen mag, daß Droſchkenkutſcher niemals an Hypochondrie leiden.

Zu den beſonderen Kennzeichen der Droſchkenkutſcher gehört ihr eingewurzelter Haß gegen alle Omnibus, in denen ſie logiſcher Weiſe eine Beeinträchtigung ihres Gewerbes ſehen. Von den freien Künſten ſchenken ſie nur der ſchönen Literatur lebhafteren Antheil. In allen Romanen, welche das größere Leſepublikum beſchäftigen, ſind ſie wohl beleſen, und von „Onkel Toms Hütte“, dem „Grafen Monte Chriſto“ und „Soll und Haben“ hat manches Exemplar auf den Kutſcherböcken der Droſchke unter der Decke neben der halbaufgerauchten Pfälzer Cigarre geſteckt. Unter einander führen ſie ein verträgliches Leben, ſtehen ſich in Gefahren und in der Vertilgung des geiſtigen Inhalts ihrer Flaſchen treulich bei, und haben in den letzten Monaten ſogar ihren früheren Widerwillen und Hohn gegen die Kutſcher der ſogenannten „Perpendikel-Droſchken“, d. h. der mit einem wegmeſſenden Uhrwerk verſehenen Wagen, abgelegt, da ſie bemerken, daß auch das Publikum gegen die Theorie dieſer Fuhrwerke das Mißtrauen nicht aufgiebt.

Die Saiſon des Journaliſten.

Zwei Thaler ſind keine beträchtliche Summe und gar Mancher giebt ſie mehrmals in der Woche für mouſſirenden Aepfelnectar aus, ohne ſich weiter Gewiſſensbiſſen zu überlaſſen, aber zwei Thaler werden wie ein wahres Capital betrachtet, wenn ſie als Abonnement für eine Zeitung ausgegeben worden ſind. Sonſt leichtſinnig auf den Zahltiſch geworfen und in der nächſten Stunde vergeſſen, entſchwinden ſie in dem letztgenannten Falle ein Vierteljahr lang nicht aus dem Gedächtniß, und auch der größte Verſchwender erwartet, daß ſie ſich beſſer verzinſen ſollen, wie die Actien des Kurhauſes zu Homburg, oder gar die Papiere jener griechiſchen Räubercompagnie, welche nach der Erzählung von Edmond About im „Bergkönig", unter der Präſidentſchaft des ehrwürdigen Hadſchi Stavros bei Athen weglagerte, die Gelder an die Direction einer Hallunkenbank ablieferte, und für jede Actie von 1000 Francs an 888 Francs 80 Centimes Zinſen und Dividende zahlte. Wolle Niemand in dieſer Bemerkung eine Stichelei auf irgend welche nordiſche Banken ſehen. Sie zahlen weder ſo viele Zinſen, noch eine ähnlich hohe Dividende, müſſen mithin durchaus ehrenwerthe, ſolid fundirte Inſtitute ſein; wir wollen nur im Allgemeinen von dem wunderlichen Maßſtab ſprechen, den Menſchen unter Umſtänden an gewiſſe Summen legen, wenn es die Berechnung von Procenten gilt.

Wer alſo hätte entſchloſſen zwei Thaler hingegeben und dafür die Quittung von der Boten-Iris empfangen, ohne an neunzig Morgen hintereinander die papierene Arbeit der unglücklichen Danaiden, die ſich Redacteure, Journaliſten, Reporter, Setzer und Drucker nennen, mit ſtrenger Miene in die Hand zu nehmen, und ungefähr mit ebenſo milden Geſinnungen zu prüfen, wie ein Kenner das zweifelhafte Pferd, welches ihm ein polniſch jüdiſcher Roßtäuſcher zum Kauf anbietet. Alle Geſchöpfe können im Verlaufe der Zeit eine Parzelle des menſchlichen Herzens erwerben, die böſe Sieben gewöhnt ſich an ihre gequälte Dienſtmagd, die läſtige Stubenfliege wird am Ende des Sommers nachſichtig geduldet, und ſelbſt mit einem ohne Paß eingeſchlichenen Floh wird auf Viertelſtunden ein Waffenſtillſtand geſchloſſen; gegen die Zeitungsſchreiber kennt man kein Erbarmen. Es iſt viel von der Gewöhnung der Leute an Zeitungen geredet worden; leider gleicht ſie nur zu ſehr der Gewöhnung der Schlächter an ihr Handwerk. An jedem Morgen werden die Leitartikelſchreiber, die Feuilletoniſten und Briefſteller dem ſtrengſten Urtheil unterworfen, und keinem Sterblichen fällt es ein, das Vorhandenſein mildernder Umſtände anzunehmen. Der Zeitungsleſer befindet ſich ſtets in der Stimmung Peter's des Großen, der die Haken an dem Galgen zu Danzig ſah, und um ſeine Neugierde zu befriedigen, den erſten Beſten aus ſeinem Gefolge daran hängen laſſen wollte. „Der Menſch fängt an langweilig zu werden!“ „Was für eine trockene lederne Arbeit!“ „In dem Aufſatze ſteht heute ſo gut als gar nichts!“ Das ſind die mildeſten Redensarten unſerer geſtrengen Vorgeſetzten, der Herren Abonnenten, wenn ſie beim Kaffee ſich mit den noch von unſerem Angſtſchweiß feuchten Blättern beſchäftigen. Es wäre eben ſo überflüſſig, ſich mit der Quadratur des Zirkels, der Zukunft des Napoleonismus, des Deſſauer Geldinſtitutes, oder mit anderen düſteren Problemen der Politik, Wiſſenſchaft und Finanzen zu beſchäftigen, wie mit der Erweichung harter Leſerherzen; wir wollen nur des Contraſtes wegen die dazu gehörige Skizze aus dem Journalismus und der Saiſon, ſeiner Schreckenszeit, liefern.

Der Tag des Journaliſten beginnt in dieſer Epoche ſchon um zehn Uhr Abends des vorhergehenden Datums. Während die letzten Theaterbeſucher noch zur Thür hinaus und in Dedel's Keller hineinſtrömen, während der gemeine Berliner Ballvater ſeine Kinder auf die Tenne des erſten Contretanzes führt, und die eigentliche Plauderſtunde der luſtigen Brüderſchaften erſt beginnt, muß der Journaliſt ſchon ſein Gefieder aufblaſen, Kopf und Schnabel unter den Flügel ſtecken und zu Bette gehen. Seine erſte Pflicht iſt: gut zu ſchlafen, wenn er den Ehrgeiz hat, den Leſer täglich durch die Producte ſeiner Feder munter zu erhalten. Er iſt genöthigt, auf den Umgang mit heiteren Junggeſellen, gemüthlichen Vereinen und Freundeskreiſen von zehn Uhr an zu verzichten, und die „beſte Speiſe an des Lebens Tiſch", wie Shakeſpeare den Schlaf nennt, aufzuſuchen. Die Vorarbeit des Journaliſten, der nicht wie der unabhängige Schriftſteller arbeiten kann, wenn die dazu geeignete Stimmung ſich in ihm entwickelt, ſondern arbeiten muß, wenn die fällige Nummer und die Abfahrtsſtunde des nächtlichen Courierzuges es ihm gebieten, beſteht zunächſt in der Beobachtung einiger Vorſchriften der geiſtigen Diätetik. Das Riemenzeug des Zeitungsſoldaten ſind Urtheil und Phantaſie; es liegt ihm daher ob, beide ſchon am Abende vorher zu putzen. Doch erreicht er, wie leider noch die Mehrzahl der Collegen glaubt, dieſen Zweck nicht bei einer bis Mitternacht vertilgten unbeſtimmten Anzahl von Gläſern heißen oder kalten geiſtigen Gehaltes, ſondern durch trauriges Waſſer und eine harte Pritſche mit nicht zu warmer Decke. Der große Schönlein behauptete einmal vor einer vielbeſchäftigten dramatiſchen Schriftſtellerin in Berlin, daß die Phantaſie dem Menſchen ſchon von ſechs Uhr Morgens an zu Gebote ſtehe; der berühmte Medicus mag an ſich ſelber nur ſpärliche Beobachtungen angeſtellt haben. Urtheil und Phantaſie, obgleich zum geflügelten Geſchlechte gehörig, erheben ſich nicht zugleich mit der Sonne. Der an den Fingern gefiederte Menſch blickt mit Neid auf die Spatzen, wenn ſie dem erwachenden Tag ihr Loblied anſtimmen; er verhält ſich ruhig und wartet am Waſch- und Kaffeetiſch die günſtigen Regungen der Seele ab. So iſt Morgens die achte Stunde herangerückt, das Feuer im Ofen ausgebrannt, der Briefträger hat die fällige Correſpondenz vom Tage vorher gebracht, der Briefkaſten iſt aufgeſchloſſen und geleert; die Arbeit kann angefangen werden. Schon ſeit dem erſten Grauen des Tages gehen allerlei Bilder durch den Kopf; jetzt kryſtalliſiren ſie um eine Idee und ſchnell wird die Feder ergriffen, um Alles feſtzuhalten.

Da regt ſich die Klingel der Wohnung und das geübte Ohr des Schreibenden erräth ahnungsvoll, daß der Beſuch ihm gelte. Gleich darauf erſcheint ein Dienſtbote und meldet einen bekannten Amtsgenoſſen an, der auf der Durchreiſe begriffen, den Journaliſten nur auf einige Augenblicke ſprechen wolle. Zwar ſteht unter dem Namen an der Thür: „Sprechſtunde von zwei bis drei Uhr“, allein der durchreiſende Amtsgenoſſe macht eine Ausnahme, die Feder wird ausgewiſcht und der Ankömmling begrüßt. Raſch iſt ein lebhaftes Geſpräch angeknüpft, der College verſchmäht nicht eine Cigarre, er theilt intereſſante Fachklatſchereien aus anderen Städten mit, und verabſchiedet ſich erſt nach einer Stunde, als er die fieberhafte Unruhe ſeines Wirthes entdeckt.

„Ich habe Sie doch nicht geſtört?“ lautet ſeine unendlich naive Frage.

„Durchaus nicht, lieber Freund, aber Sie wiſſen ja, man iſt immer beſchäftigt und die Poſten warten auf Niemanden!“

„Nun denn, auf Wiederſehen, — wir treffen uns wohl Abends im Theater.“

Der Reiſende geht, nachdem er einen von ihm verfaßten dreibändigen Roman zur Beſprechung zurückgelaſſen, und der Journaliſt ſucht raſch den zerriſſenen Faden des Gedankenganges wieder anzuknüpfen. Er ſchreibt eine halbe Stunde ruhig weiter, findet ſeine Arbeit gelungen und freut ſich im Stillen, daß den ſchlimmen Geiſtern des Vormittags bereits das Sühneopfer gebracht ſei. In der Lebhaftigkeit der Arbeit bemerkt er ſogar nicht die abermalige Erſcheinung des Dienſtboten, der raſch bis an den Schreibtiſch vordringt und ſagt:

„Der Herr General von —" hier nennt der Dienſtbote einen von ihm fürchterlich verſtümmelten Namen — „wünſcht den Herrn nur auf einen Augenblick zu ſprechen!"

Was kann ein General von einem Journaliſten wollen? Die vaterländiſchen Befehlshaber über tauſend und zehntauſend pflegen der Preſſe fern genug zu ſtehen, und ſchriftſtelleriſche Talente werden nur in den ſeltenſten Fällen unter ihnen gefunden; aber ein General iſt nichtsdeſtoweniger ein hinlänglich gewichtiger Mann, um von der Beſtimmung der Sprechſtunde losgeſprochen zu werden. Ein kleiner grauköpfiger Herr in bürgerlicher Tracht, mit einem darüber hängenden militairiſchen Paletot tritt ein, überſetzt ſeinen ſchwer corrumpirten Familiennamen in den Adelstitel einer bekannten Familie, verſpricht durchaus nicht zu ſtören, hängt aber dennoch den Paletot an den Nagel, zieht die Handſchuhe aus und giebt ſich als den Vater einer talentvollen Tochter zu erkennen, die morgen in einem der nie aufhörenden Wohlthätigkeitsconcerte ſingen werde.

„Zwar leſe ich Ihr Blatt nicht", ſagt der geſtrenge Herr mit der liebenswürdigſten Aufrichtigkeit, „allein ich weiß, daß man auf Ihr Urtheil etwas giebt, und meiner Tochter liegt ſehr viel an ihrer Carriere!"

Nach dieſer Einleitung trägt der General „außer Dienſten", wie hinzuzuſetzen iſt, einen längeren Eſſay über die muſikaliſche Ausbildung ſeiner Tochter, nebſt Epiſoden über ihre verſchiedenen Lehrer vor, beachtet nicht im Geringſten die ängſtlichen Blicke des Journaliſten auf die unerbittlich vorrückenden Zeiger der Uhr, und behandelt den gepeinigten Schriftſteller überhaupt wie einen Menſchen, der es ſich zur höchſten Ehre anzurechnen hat, als Inſtrument für Reclamen und lobhudelnde Recenſionen in Anſpruch genommen zu werden.

Eben ſteht er im Begriff, über die Frage, ob ſeine Tochter ſich der Bühne widmen, oder Concertſängerin bleiben ſolle, eine gründliche Unterſuchung anzuſtellen, als der Dienſtbote erſcheint und eine Viſitenkarte überbringt. Dieſe Gelegenheit iſt zu günſtig, um nicht den Vater der muſikaliſchen Debütantin aus dem Felde zu ſchlagen. Der Journaliſt entdeckt auf der Karte den Namen eines Componiſten, der ſein edles Leben damit zubringt, Quartetts für Streichinſtrumente zu ſchreiben, ſie in Gartenſälen vor den Thoren aufführen zu laſſen und die Berliner Referenten perſönlich dazu einzuladen. Er ruft mit kunſtvollem Unwillen dem Dienſtboten zu: „Haben Sie dem Herrn nicht geſagt, daß ich nur Nachmittags zwiſchen zwei bis drei Uhr zu ſprechen bin, und daß der Vormittag die Arbeitszeit jedes mit der Feder beſchäftigten Menſchen iſt?“

„Das habe ich ihm geſagt . . .“ brummt der Dienſtbote.

„Nun, ſo ſagen Sie es dem Herrn noch einmal!“

Der Dienſtbote geht, der Quartettcomponiſt verſtäubt ſofort, aber der Vater der Debütantin fühlt ſich nicht veranlaßt, aufzubrechen. Der unwillige Beſcheid entzückt ihn und er ergießt ſich in Betrachtungen voller Bewunderung, wie es möglich ſei, bei ſolchen Störungen die Gedanken beiſammen zu halten und zu arbeiten. Es bleibt endlich nichts Anderes übrig, als daß der Journaliſt aufſteht, dem General a. D. die Entdeckung macht, der Vormittag verrinne unaufhaltſam, und er müſſe bis zum Concert ſeiner Tochter noch ein tüchtiges Stück Manuſcript vollenden. Dieſes Mittel hilft, der verdiente Krieger zieht langſam die Handſchuhe an, ſteigt in den Paletot und fragt, wo der Referent der Nationalzeitung oder der Spenerſchen wohne. Es wird ihm geſagt, daß der Adreßkalender des Hauſes augenblicklich verborgt, ein Exemplar aber bei dem

Materialiſten an der Ecke zu finden ſei, und er entfernt ſich mit der klaſſiſchen Ruhe eines Penſionairs, für den die Zeit nicht ein ergiebiges Capital, ſondern eine hohe und läſtige Auflage iſt.

Dem Journaliſten brennt der Kopf, er ſucht ſich zu faſſen, trinkt ein Glas Waſſer, lieſt das Geſchriebene raſch durch, erlangt, unterſtützt von jahrelanger trauriger Uebung, die nothwendige Faſſung nach einigen Minuten wieder und läßt die Feder über das Papier jagen. Nach kurzer Zeit ſchellt es draußen abermals. Der feindliche Einfall ſcheint nicht ihm zu gelten, zwar vernimmt er ſeinen Namen, allein die Eindringlinge werden nicht angemeldet, nur hört er in dem Nebenzimmer das Rauſchen von ſeidenen Damenkleidern und das Freudengeſchrei mehrerer weiblicher Stimmen, als die Frau vom Hauſe den Beſuch empfängt. Der Schreibende arbeitet weiter, doch wundert ihn das Vorhandenſein ihm unbekannter, höchſt theilnehmender Freundinnen; da fallen ihm mehrere durchaus theatraliſche Ach's und Oh's auf. Sie erinnern ihn an Luſtſpiele und rührende Familienſcenen im bürgerlichen Drama, und er kann nicht länger zweifeln, daß es auf ſeine Perſon abgeſehen ſei. Inzwiſchen benutzt er die noch bedrohten Viertelſtunden nach Kräften, wenn auch ſchon geſtört durch den bevorſtehenden Einbruch. Wie er im Stillen vorausgeſehen, öffnet endlich die Hausfrau die Verbindungsthür und zeigt die Viſite zweier Damen an, die den Journaliſten in den wichtigſten Angelegenheiten ſprechen müßten. Die gute Frau hat durch den geplagten Mann die „wichtigen Angelegenheiten" der Leute vom Theater ſattſam kennen gelernt, und ſich alle mögliche Mühe gegeben, dem Bedauernswerthen den Beſuch vom Halſe zu ſchaffen, allein was wollen ihre kindlichen Mittel gegen die in der höheren Kniffmatik der Converſation gebildete Ueberredungsgabe der beiden Damen ausrichten. Sie muß den Gemahl, wie den Dachs aus dem Bau, aus dem Studierzimmer graben, und dieſer wirft in einer Anwandlung von Raſerei die Feder bei Seite, fährt in einen Bonjourrock und empfängt die liebenswürdigen Grazien, mit einer ſo falſchen Freundlichkeit, daß ſie eigentlich Brandmal und Staubbeſen verdiente. Frage Niemand nach ihrem Anliegen; es iſt eine Lappalie, nicht den zehnten Theil des Thalers an Zeit werth, den die einfältigen Weiber in dem blöden Wahn, unwiderſtehlich zu ſein, dem Unglücklichen verſchwatzen. Doch nimmt hienieden Alles ein Ende, nach endloſen, lügneriſchen Schmeicheleien machen ſie, daß ſie fortkommen, und der gebrochene Verfaſſer eines Feuilleton-Artikels ſchleicht ſtumm an den Schreibtiſch. Zum Glück hat er noch nicht Platz genommen, als der Dienſtbote einen Brief bringt, auf welchen „der Mann“ ſogleich die Antwort haben will. Der Journaliſt kennt ſchon den Mann, der ſogleich Antwort haben muß. Er iſt ein Gebilde der Berliner Sparſamkeit mit Groſchenmarken, der Merkur der nie endenden Theezirkel mit Geſang, Whiſt und Majonnaiſe; der Mann erhält, ohne daß ſein Brief geleſen iſt, die immer und überall paſſende Antwort: „Der Herr bedaure ſehr, nicht kommen zu können, da er ſchon ausgebeten ſei!“ und geht ſtumm von dannen.

Der Artikel kann vor Tiſch nicht fertig werden; es iſt offenbar. Wenigſtens müſſen noch einige Gedanken auf ein Blättchen Papier geworfen werden, um die Vollendung nach Tiſch, wenn die genoſſene Mahlzeit die geiſtige Beweglichkeit lähmt, zu erleichtern. Da iſt wieder dieſer unſchuldige und doch ſo unleidliche Dienſtbote: „Madame läßt zu Tiſch bitten!“

Der Journaliſt ſetzt ſich höchſt verſtimmt zu der Suppe und ſeine Stirne klärt ſich erſt bei gemüthlichem

Geſpräche und bei den Tröſtungen der Hausfrau auf: daß jeder Menſch ja mit Schwierigkeiten in ſeinem Berufe zu kämpfen habe. „Liebes Kind", ſagt der Mann, das Bratenmeſſer ergreifend und ein zufriedenes Auge auf das Huhn werfend, „du ſprichſt, wie du es verſtehſt; ich will mich lieber beim Eſſen, wie beim Arbeiten ſtören laſſen!" Kaum iſt das leichtſinnig prahleriſche Wort ſeinen Lippen entflohen, ſo wird mit äußerſter Gewalt an der Klingel geriſſen — der Dienſtbote ſtürzt haſtig hinaus — Trampeln, Baßſtimmen, Gelächter auf dem Corridor — „drei Herren wünſchen ihre Aufwartung zu machen", ſtammelt der Dienſtbote, der Angeſichts dieſer trampelnden und lachenden Baſſiſten den Muth verloren hat, ſie wegen der Mahlzeit fortzuſchicken. „Stelle das Huhn wieder in den Bratofen", ſagt die Hausfrau höchſt geduldig zu der entrüſteten Köchin. Der Journaliſt aber wankt in das Empfangzimmer und verflucht in geheimer Angſt vor dem morgenden Urtheil des Publikums ſeinen traurigen Beruf und die ganze Saiſon.

Der Berliner Bediente.

I.

Schon ſeit einer Reihe von Jahren habe ich vermöge ſorgfältiger Beobachtungen von Berliner Herren und Bedienten wahrgenommen, daß Erſtere unter der Pflege ihrer Getreuen nach und nach abnehmen und verkümmern, Letztere dagegen prachtvoll in's Kraut ſchießen, Blüthen treiben und herrliche Früchte anſetzen. Da ich viele dieſer Herren unter jene Perſonen rechne, welche man Geſchäftsfreunde zu nennen pflegt, bekümmerte mich ihr Zuſtand dergeſtalt, daß ich das gegenſeitige Verhältniß zu ergründen und ſchriftlich niederzulegen ſtrebte. Ich bitte deshalb zuerſt alle Leſer dieſes kleinen Aufſatzes, ſich erinnern zu wollen, ob ſie je einen verkümmerten, in ſeiner Haltung niedergebeugten, welken Bedienten geſehen haben, oder ob nicht vielmehr alle Subjekte dieſer Art von einer frechen, ſelbſtbewußten Haltung und einer blühenden Geſundheit geweſen ſind. Unſere Leſer werden gewiß auf der Stelle die Richtigkeit dieſer Bemerkung zugeben, und ſich zugleich ebenſo vieler höchſt kummervoller und geplagter Gebieter erinnern, die unter ihren Bedienten litten, wie kleine edle Gewächſe unter großen gierigen Schmarotzerpflanzen. Dieſer betrübende Zuſtand iſt aber den Herren keineswegs unbekannt und ſo manche Junggeſellen beſagter Art haben es zuletzt ſogar vorgezogen, in ihren alten Tagen eine geübte Köchin zu heirathen, ehe ſie den Reſt ihres Lebens dem Bedienten zum Opfer brachten. Die Köchin, als die Gemahlin ihres Gebieters, läßt ſich wenigſtens ſein leibliches Wohlergehen am Herzen liegen, während der Bediente das Verhältniß zum Herrn ſtets nur als eine Geldangelegenheit betrachtet, in welcher der Gemüthlichkeit keine Stätte eingeräumt werden darf.

Wo die Bedienten eigentlich herkommen, ſteht bis jetzt noch nicht wiſſenſchaftlich feſt, man weiß im Ganzen nur, daß ſie eine ehrgeizige, eitle und durſtige Kaſte ſind, daß ſie mit dem begüterten Theile der Menſchheit in einem erbitterten Kampfe leben, und ſich mit beträchtlichen Erſparniſſen vom Schlachtfelde zurückziehen. Wie in jeder Kaſte, erfahren ſie die einzelnen Sätze des zu beobachtenden Syſtems allerdings zum Theil durch collegialiſche Mittheilung erfahrener Genoſſen, größtentheils aber durch die geniale Kraft des Kaſtengeiſtes, der wie ein räthſelhaftes Fluidum auf alle ſeine Anhänger übergebt, und ſie mit ſeiner Philoſophie durchdringt. Beſagtes Myſterium ſteht indeſſen nicht iſolirt da, meiſtentheils pflegt der ganze Bediente davon durchdrungen zu ſein, denn mir iſt z. B. ein ſolcher treuer Knecht ſeines Herrn bekannt, der zehn Jahre lang verheirathet war, ohne daß Jener auch nur ein Sterbenswörtchen davon wußte, während doch die ganze Familie auf ſeine Koſten exiſtirte, und ſichtlich, wie auffallend, bei dieſer Lebensweiſe gedieh. Verfolgen wir aber unbefangen die Methode des Bedienten höheren Ranges. Laſſen wir um ſieben Uhr Morgens ſeinen Herrn, der erſt um ein Uhr Morgens aus einer Geſellſchaft nach Hauſe gekommen iſt, ruhig ſchlafen, und geſellen wir uns zu ſeinem Arkas. Wir finden ihn in einem einfach, aber behaglich eingerichteten Zimmer ruhig vor dem brennenden Ofen ſitzen und die Kleider des Herrn revidiren. „Er nimmt ſich mit dem blauen Frack niemals in Acht,“ murrt der treue Sclave, „da wird immer nach Rechts mit den Damen ſponſirt, und wenn die Schüſſel dann links ankommt, dreht er ſich raſch um und hat den Sauceſtreifen an der linken Schulter weg.“ Er bürſtet den Frack ſauber aus, reinigt ihn von einiger zufällig darauf gefallenen Cigarrenaſche und legt ihn gedankenvoll über einen Stuhl, indem er die Stirn runzelt und davor ſtehen bleibt: „Zu Oſtern muß ich ihn haben,“ brummt er ſacht, „mein Junge braucht eine neue Sommerjacke und Mütze.“ Die Letztere können wir aus den Schößen machen, „das reicht gerade.“ Jetzt klopft es leiſe an die Hinterthür der Wohnung, dreimal, langſam aber deutlich. „Das iſt meine Frau“, ſagt der liebevolle Vater der Seinigen, riegelt vorſichtig die Thür nach der vorderen Zimmerthür des Herrn ab, und öffnet ſanft die Hinterthür. Die Gattin iſt weit davon entfernt, ihrem Gemahl ein Zeichen der Zärtlichkeit zu ertheilen: ſie ſagt gelaſſen „guten Morgen,“ geht an das Bett des Gatten, zieht darunter ein Bündel, deſſen Ecken die Vielſeitigkeit des Inhaltes verrathen, hervor, und ſteckt es in einen großen Handkorb, der hermetiſch verſchließbar, ein ſtummer Zeuge wichtiger häuslicher Ereigniſſe genannt werden kann. Sie entfernt ſich, nachdem ſie noch einen Thaler in Empfang genommen hat und der Herr klingelt. Unſer Johann geht gewöhnlich nach vorn und betritt das Zimmer des Gebieters mit dem leiſeſten Katzenſchritt. Er hilft bei der Toilette und macht ein ſo nachdenklich geſpanntes Geſicht, daß der Herr nicht umhin kann, ſich bei ihm nach der Urſache zu erkundigen. „Wir werden in dieſen Tagen Holz brauchen!“ „Holz?“ ruft verwundert der Herr, „haben wir denn nicht erſt vor ſechs oder ſieben Wochen einen halben Haufen Büchenholz gefahren?“ Johann lächelt beſcheiden, aber doch vornehm und ſagt: „Vergeſſen Sie nicht, Herr Rath, daß Ihrer Geſundheit wegen, mitunter täglich in den zwei vorderen Zimmern dreimal, und hinten heraus zweimal geheizt worden iſt. Sie müſſen warm ſitzen und ſchlafen — ich weiß, was mir der Herr Geheime Medicinalrath befohlen haben.“ Jetzt beruhigt ſich der Chef und zählt das Geld für den Holzvorrath ab, während Johann den Kaffee holt. „Hier iſt das Geld“, ſagt der Herr Rath, „aber beſorge das Holz erſt, wenn ich das Haus verlaſſen habe, das Geräuſch beim Abladen iſt mir unleidlich.“ Johann verbeugt ſich ſtumm, geht hinaus, theilt den Betrag für anderthalb Viertel von dem Uebrigen, und legt dies zu ſeinen Dienſterſparniſſen. Der Briefträger klingelt. Johann geht hinaus und kommt mit einem unfrankirten Stadtpoſtbriefe wieder. „Der Bote, Herr Rath, bittet ſich zehn Sgr. für Briefe aus, die er die verfloſſene Woche hindurch in den Kaſten geſteckt hat.“ „Habe ich denn ſo viele

Briefe erhalten?" fragt der Rath, „mir iſt doch, als ob —". „Bedenken Herr Rath nur den Brief aus Aachen, er war nicht frankirt." „Jawohl," ſagt der alte weißköpfige Herr, giebt ihm das Geld und Johann bringt dem Poſtboten die fünf Sgr., welche dieſer mit Recht beanſprucht. Der Rath hat jetzt den Kaffee getrunken und die Zeitung geleſen. Er ſaugt einen Augenblick an den Fingern und meint: „Johann, ich hätte wohl Luſt heute Abend in das Opernhaus zu gehen." „Was giebt's denn, Herr Rath?" fragt Johann. „Die Taglioni tanzt in Ballanda — ich habe ſie zwar ſchon oft geſehen, allein die Scene mit dem Spiegelteich gefällt mir — beſorge mir doch ein Billet im erſten Range links, aber nicht zu nahe am Proſcenium." „Ha, ha, ich verſtehe ſchon," ſagt Johann mit klugem Geſicht, „das wird wohl etwas Aufgeld koſten, an der Kaſſe wird ſchwerlich noch ein gutes Billet zu haben ſein." „Das weiß der Teufel!" brummt der Rath. „Ja und ich auch!" fügt Johann hinzu, „glauben der Herr Rath, daß bei dem Billetholen im Winter, und bei dem Umherjagen durch die Stadt, meine Geſundheit etwa nicht flöten gegangen iſt?" „Na, na", tröſtet ihn der Alte, „ſorge nur für das Billet, Du kannſt, Sonnabend über acht Tage, wenn ich beim Miniſter Abends eingeladen bin, auch einmal in's Theater gehen." Johann haucht etwas, das wie „ſehr gütig" klingt, in ſeine Halsbinde, und hilft ſeinem Original in alle die Apparate, mit deren Hülfe der magre Krüppel nach und nach in ein leibliches Menſchengebilde verwandelt wird. Der Rath geht aus, Johann ſieht ihm eine Minute lang aus dem Fenſter nach und meint: „dieſer krumme Schimmel und Ballanda!" Dann macht er ſich an das Aufräumen, durchſucht die Briefe des alten Herrn, durchſtöbert ſeine Weſtentaſchen, blättert die Bücher und Zeitungen durch, und giebt das Geſchäft ſehr unzufrieden auf, da ſich heute weder eine piquante Neuigkeit, noch ein vergeſſener Thalerſchein entwenden läßt. Eben bringt die Wäſcherin ihre Artikel. Johann nimmt ihr das Paquet ab und ſagt: „Frau Wenzel, ich muß mir ausbitten, daß Sie ſich mit meinen Oberhemden mehr Mühe geben — Sie plätten ſchlecht, glauben Sie, daß ich in unſere Reſſource mit einem ſolchen vergelbten Lappen gehe?“ Die erſchrockene Frau entſchuldigt ſich auf alle Weiſe und verſpricht ihm die beſagten Oberhemden noch billiger, als für einen Sgr. das Stück zu waſchen, worauf Johann ſchon ein wenig erheitert bemerkt: „Sie können ja das Deficit in der Rechnung des Alten unterbringen.“

Jetzt geht Johann nach dem Billet zu Ballanda, bekommt einen vortreſſlichen Platz an der Kaſſe, ſteckt ihn in die Taſche und begiebt ſich in ein Lokal, wo die alte Nobelgarde des Berliner Bediententhumes Vormittags eine Partie Billard riskirt. Hier begrüßt man ſich, erzählt einige höchſt gemüthliche Anekdoten von den Perrückenwichtern oder Herren, und verabſchiedet ſich freundlich nach einem heiter verlebten Stündchen. Johann kommt nach Hauſe, revidirt den Briefkaſten, findet die Viſitenkarten des Herrn Neffen ſeines Alten und zerreißt ſie, da der Neffe gewöhnlich Geld borgen kommt. „Das fehlte uns noch“, meint der ſittlich gekränkte treue Dienſtbote, „da brauchen wir es nöthigen!“ Um ein Uhr kommt der Alte nach Hauſe und Johann fragt, ob er Eſſen holen ſoll, oder ob der Rath unter den Linden ſpeiſen werde? „Ich werde zu Hauſe eſſen, Du kannſt mir das Eſſen von Tietz holen!“ meint der Principal. „Das trifft ſich ganz vortrefflich“, meint Johann, „ein Billethändler hat mir verſprochen, noch einen Platz für den Herrn Rath zu verſchaffen, er wollte ſich mit mir an der Ecke der

Großen Friedrichſtraße ein Rendezvous geben.“ „Bleibe nur nicht zu lange“, ermahnte der Alte, läßt ſich in den Schlafrock ſtecken, und ſtreckt ſich im Schatten der Kreuzzeitung auf ſein Sopha. Warum ſollte Johann lange bleiben? das Billet hat er in der Taſche, das Eſſen im Korbe, das gute Gewiſſen in der Bruſt, warum alſo nicht bald wiederkommen, und ehe er das Zimmer betritt und den Tiſch deckt, nicht eine Schüſſel mit vortrefflichem Filet in die warme Ofenröhre ſeines Zimmers ſchieben? Der Rath vermißt nicht ihre Anweſenheit, denn er iſt daran gewöhnt, fünf Schüſſeln ſtatt ihrer ſechs zu empfangen. Er ſchlürft ſeinen Leoville, trinkt Kaffee und entſchlummert ſanft, während Johann zärtlich die wenigen, für den Winter erſparten Fliegen von ſeiner Stirn abwehrt, und das Billet ſo zurecht legt, daß es beim Erwachen ſofort das Auge des Herrn beſticht. Gegen fünf Uhr fährt ein Wagen vor und der Herr Geh. Commerzienrath holen unſeren Alten zu einer kleinen anonymen Partie ab, deren Geheimniß Johann vergeblich zu erforſchen ſucht, obwohl er ſein Ohr an der Thür faſt platt drückt, und mit der Naſe das Schlüſſelloch größer bohrt. Er muß zu Hauſe bleiben! Johann raſt jetzt ein wenig, beruhigt ſich dann, zieht ſeines Herrn Pelz an — der Alte iſt in einem leichten eleganten Mantel in den eiſig kalten Abend hinausgefahren — geht zu ſeiner Familie und bringt den Abend auf das Angenehmſte mit Geſichterſchneiden zu, worin ſein älteſter Sohn ihn aus dem Felde ſchlägt. Aber wir können in dem traulichen Familienkreiſe nicht länger verweilen, da wir den „Johann im großen Hauſe“, „Johann den Silberdiener“ zu ſchildern haben.

II.

Wenn ich bis jetzt nicht recht in's Reine kommen konnte, ob man den ſogenannten „Silberdiener“ ſo nennt, weil er dem Silber unterthan iſt, oder aber das Silber ihm, bin ich durch die neuliche Ergreifung des Bedienten eines Geh. Finanzraths auf dem Spandauer Bahnhofe vollkommen überzeugt worden, welche Beziehung zwiſchen beiden Weſen die eigentlich richtige ſei. Schon häufig bin ich in den Hauptſtraßen der Stadt um die ſchönen vornehmen Mittagsſtunden mit großer Achtung gewiſſen Herren, in langen ernſthaften Röcken mit Treſſenhüten, aus dem Wege gegangen. Sie trugen ſtrenge, höchſt correct raſirte Mienenſpiele und einen tiefſinnig prüfenden Ausdruck in denſelben, aus welchem hervorging, ſie überlegten im Geiſte, ob die ihnen ausweichende Perſon von ihrem Gebieter zu Tiſche eingeladen werden könne und wie viel Trinkgeld zu geben ſie wohl im Stande ſei. Die Herren von denen ich ſpreche, waren immer wohlgewachſene große Männer und bewahrten einen herrlichen gebieteriſchen Anſtand, weil ſie „Silberdiener“ waren, und das ganze Hausweſen eigentlich unter ihrer Fuchtel ſtand. Stets flößten ſie mir eine gewiſſe unheimliche Scheu ein, und niemals ging ich ihnen aus dem Wege, ohne den Himmel mit der Bitte zu behelligen, mich niemals in eine Lage zu bringen, die mir die Pflicht auferlegte, in meinem Hauſe einen ſolchen Kannibalen eleganten Styles zu halten. Ein alter Freund ſollte mich durch ſein Schickſal in dieſen Anſichten noch mehr beſtärken.

Das Schickſal hatte ſeine angeſtrengte Thätigkeit in den letzten Jahren würdig belohnt, ausländiſche Conjuncturen waren ſeinem Fabriktreiben entgegengekommen; er konnte ſich einen reichen Mann nennen und das häusliche Leben mit dem Schmuck des Comforts höherer Art umgeben. Schon beſaß er eine Equipage, die ihn täglich von ſeinem Hauſe vor der Stadt in das Geſchäft brachte; er ging auch mit dem Gedanken um, die frivole Einwirkung der Mägde durch das Engagement eines höheren Bedienten zu beſeitigen. Zwar hatte er mir wiederholt ſeinen Plan mitgetheilt, allein ich beſaß zu wenig ſpecielle Erfahrung, um ihm einen entſcheidenden Rath ertheilen zu können; ich ließ die Frage offen. Einige Zeit darauf beſuchte ich meinen Freund um die Mittagsſtunde, weil er es gern ſah, wenn ſein Tiſch als der Mittelpunkt eines gaſtlichen Verkehrs betrachtet wurde. Ich zog an der Klingel dieſes ſeltenen Mannes einer alten Schule; Niemand öffnete. Sonſt war irgend ein dienſtfertiger weiblicher Geiſt ſofort aus dem Erdgeſchoß der Küche heraufgeſprungen und hatte die Thür aufgeſchloſſen. Ich klingelte abermals und endlich noch ein Mal, da ließ ſich ein feſter markiger Mannesſchritt hören, der mit Würde die Treppe des eleganten Vorſaals herabkam, und von einem leichten Nieſen, wie es mit einer feinen Sorte Schnupftabak zuſammenhängt, begleitet wurde. Die Thür ging auf, und ein beinahe ſechs Fuß hoher Cavalier ſtand vor mir. Sandfarbene Kamaſchen bedeckten ſeine Beine, ein grauer Frack mit ſilbernen Knöpfen, eine elegante weiße Halsbinde, ein ſchweres ſeidenes Taſchentuch in ſeiner Rechten, umſpielten ſeinen Fürſtenanſtand, und aus einem edelgeformten Angeſicht ſchoſſen durchbohrende Blicke auf mich Erdenwurm herab. Alsbald gab ich ihm, verzeihlicher Weiſe ein wenig durch die leibliche und geiſtige Ueberlegenheit des Mannes eingeſchüchtert, meinen Wunſch zu erkennen, ohne daß er ſonderlich meinen Vortrag beachtete. Er ließ mich, nachdem er eine herablaſſende Andeutung auf einen der Rohrſtühle des Vorſaales gemacht hatte, ſtehen und entfernte ſich, halblaut das Wort „Anmelden" ausſprechend. Still ſetzte ich mich nieder und betrachtete den Raum; er war mir durch die neue und hochwichtige Perſönlichkeit faſt fremd geworden. Sämmtliches Mobiliar, die Blumen auf der Etagère, die Marmorbüſte auf dem Porphyrpoſtament am Fenſter; Alles ſchien ſich zu ängſtigen; ſelbſt der alte Papagey kratzte ſich nachdenklich den Kopf und ſtieß einen nicht näher anzugebenden, vielſinnigen Warnungslaut aus. Jetzt kam der Cavalier wieder und lud mich mit höchſt gemeſſener Haltung und halblauter Rede ein, ihm zu ſeiner Gebieterin zu folgen. Sie ſaß mit der älteſten liebenswürdigen Tochter im Boudoir am Kamin, und begrüßte mich mit befangener und faſt wehmüthiger Miene. Wir nahmen am Feuer Platz, und der große Cavalier blieb bei uns, er wiſchte ruhig und unumſtößlich die tauſend Kleinigkeiten eines modernen Schreibtiſches ab, was uns natürlich hinderte, ein vertrauliches Geſpräch anzuknüpfen. Endlich machte die Dame vom Hauſe zu ihrer Tochter eine Bemerkung in franzöſiſcher Sprache, worauf der Cavalier gleichfalls in trefflichem Pariſer Dialekt die Frage an ſie richtete, von welchem Weine bei Tiſche getrunken werden ſolle? Sichtlich erleichtert nannte die Hausfrau die Sorte, und der Cavalier entfernte ſich, zwar leiſe, aber mit der Hoheit eines verkleideten vornehmen Mannes. Als er die Thür geſchloſſen hatte, holten die beiden Damen tief Athem und erzählten mir, wie glücklich ſie früher geweſen ſeien, und wie die Gegenwart dieſes feinen und vornehmen, aber höchſt unheimlichen Herrn ihr ganzes Leben verſtöre. „Er iſt immer um uns, lieber Freund", ſagte die Hausfrau, „ſtets iſt ſeine Arbeit ſchon verrichtet, da er die weiblichen Domeſtiken auf die merkwürdigſte Art ſich dienſtbar zu machen verſteht, er ſelbſt giebt ſich nur mit eleganten Kleinigkeiten ab, oder horcht und reflectirt fortwährend, ohne ein Wort über ſeine Lippen zu bringen. Meine Tochter und ich, wir fürchten uns beinahe, ihm zu ſagen, er möchte aus dem Zimmer gehen."

Jetzt kam der Hausherr vorgefahren und brachte zwei Hamburger Geſchäftsfreunde mit. Nach kurzen heiteren Begrüßungen begaben wir uns, nachdem der Cavalier angezeigt, daß die Suppe auf dem Tiſche ſtehe, in den Eßſaal. Hier glitt er etwa wie Erſcheinungen gewiſſenmahnender Art in den Tragödien Shakeſpeare's, aber unendlich körperlicher und gerundeter, hinter den Stühlen dahin, und brachte ſie, ohne das geringſte Geräuſch zu verurſachen, in die richtige Stellung zum Tiſche. Dann ſchwebte er hinter die Hausfrau, und umtändelte ſanft mit den Suppentellern die Tafel. Während ich meine Naſe über die kräftige dampfende Brühe neigte, beobachtete ich ſeine Mienen und fand darin eine unermeßliche Verachtung unſerer ganzen Geſellſchaft, er bediente uns noch lange nicht ſo beſcheiden, wie die mächtigen Häupter katholiſcher Staaten an einem gewiſſen hohen Feſttage die Armen, welchen ſie ſelber Speiſen und Getränke reichen. Würde ich hinzuſetzen, er habe in ſeinen Gebehrden dieſer tiefen Verachtung einen Ausdruck verliehen, ſo wäre dies eine Unwahrheit; er donnerte nicht mit Tellern, er ſchlug nicht mit Gläſern ein; nur auf ſeiner breiten und hohen Stirn bemerkte man ein ſchreckliches, in tiefes Schweigen gehülltes Wetterleuchten. Seine Bedienung war ausgezeichnet, aber es lag ein Alp auf der ganzen Geſellſchaft, nur der eine Hamburger Herr, ein Mann, der einen Harniſch von Portwein und Hummerſalat um ſeine Bruſt trug, ließ ſich nicht durch das Ob des Cavaliers befangen machen; er plauderte naiv weiter und erleichterte unſeren Zuſtand. Plötzlich bemerkte der Hausherr, daß ſein kleiner Sohn, ein Knabe von 12 Jahren, ſich eines Glaſes Madeira und eines zweiten voll Pouillac bemächtigt habe, und gab entrüſtet dem Cavalier den Auftrag, den überdurſtigen Erben ſofort des berauſchenden Madeira's zu berauben. Dieſer Moment war ſehenswerth. Anfangs ſchien der Junge Luſt zu haben, das Glas hinter einer Kriſtallkaraffe zu verbergen, aber der große ſechsfüßige Mann näherte ſich ihm langſam mit dämoniſch leuchtenden Flammenaugen, magnetiſirte ihn förmlich, ergriff, als die Hände des Kleinen wieder unter den Tiſch geſunken waren, das Glas und ſetzte es, wie die Krone eines eben verſchiedenen Monarchen würdevoll auf den Schenktiſch. Die Scene wirkte erhaben, aber ein wenig furchtbar. Die Macht des Bedientenſtandes in ihrer ganzen Tragik ſprach daraus. Nicht allein der Sohn des Hauſes, ſondern wir Alle, der Wirth, die Damen, die Gäſte, waren durch den myſteriöſen Anſtand dieſer That einigermaßen gedemüthigt; auf den harmloſen Geſichtern der ganzen Geſellſchaft ließ ſich der gleichzeitige Gedanke leſen: jeder hege im Stillen die Meinung, auch ihm könne demnächſt das Glas abgenommen und ohne Widerrede auf den Schenktiſch geſtellt werden.

Wir ſtanden bald auf, und begaben uns in das Nebenzimmer, um Cigarren zu rauchen und den Kaffee zu trinken. Sofort präſentirte der Cavalier mit vollendetem Anſtande Beides; es kam mir vor, als ob der Geiſt Karl des Großen unter uns wandle, und zur Buße ſeiner Sünden, uns dieſe beſcheidenen Dienſte leiſten müſſe. Dann verſchwand er endlich und räumte den Eßtiſch ab. Das Geſpräch nahm jetzt einen unbefangenen Charakter an, die Damen wurden lebhafter und wir blieben bis zur Theaterzeit in gemüthlicher Runde beiſammen. Die Hamburger Geſchäftsfreunde und ich wanderten gemeinſchaftlich zur Stadt. Plötzlich blieb der Portweinmann ſtehen, hielt uns an den Paletots feſt und ſagte: „Meine Herren, haben ſie je einen ſolchen Bedienten geſehen, mir iſt noch niemals ein verfluchterer Kerl vorgekommen! wie hat unſer vortrefflicher Freund dieſes Monument miethen können, da will ich mich lieber von unſerem neuen Kirchthurme bedienen laſſen.“ Wir ſprachen noch Mehreres über dieſes Räthſel, und der Hamburger Herr entzückte mich wahrhaft durch die offene und ſcharfſinnige Entwicklung aller Umſtände, die auch ihn an dem Cavalier unglaublich verſtimmt hatten. Wir trennten uns und ich ſah die beiden Geſchäftsleute nicht wieder.

Nach vier Wochen traf ich den liebenswürdigen Wirth, ſein Geſicht war noch abgeſpannter denn je; er ſchien einem großen häuslichen Kummer, vielleicht dem Bediententyphus zu erliegen. Ich beeilte mich ſofort, ihn meines innigſten Antheils zu verſichern. „Mein Freund“, ſprach der würdige Mann, „reden Sie mir nicht von ihrer Theilnahme. Wir verdienen ſie nicht, denn unſere Leiden ſind ſelbſt geſchaffen. Kannten ſie meinen Bedienten, einen Menſchen, der Flügelmann bei dem Potsdamer erſten Grenadierbataillon hätte werden können?“ „Gewiß“, erwiederte ich neugierig. „Kannten Sie auch unſere ſilberne Theemaſchine, das ſchwere werthvolle Erbſtück meiner verſtorbenen Mutter?“ „Nun?“ fragte ich unangenehm geſpannt. „Die Theemaſchine iſt ſeit vorgeſtern ſpurlos verſchwunden!“ „Und Ihr Bedienter?“ „Geht nach wie vor leiſe und hochköpfig durch unſere Zimmer, der Kutſcher und die Dienſtmädchen lamentiren und betheuern als gute alte Domeſtiken ihre Ehrlichkeit; nur er ſchweigt, und dabei iſt nirgends die Spur von einem Einbruch zu entdecken, keine Scheibe iſt eingedrückt, keine Thür erbrochen. Ich wollte aber doch meine rechte Hand wetten, der lange Schelm hat das koſtbare Stück heimlich bei Seite gebracht.“ „Haben Sie ihn denn nicht zur Rede geſtellt, er ſpielt doch in ihrem Hauſe den Silberdiener!“ „Gewiß that ich das, aber er bat mich nur mit feierlichem Ernſt zu ſchweigen, um ihn nicht in ſeinen frommen Betrachtungen zu ſtören.“

Wir trennten uns verdrüßlich und achſelzuckend. Acht Tage darauf las ich in den Zeitungen, daß bei einem Hehler eine altmodiſche, ſehr werthvolle Theemaſchine von der Polizei entdeckt, ihr Ueberbringer aber nicht aufgegriffen worden ſei. Nur ein außerordentlich präciſirter Steckbrief vertrat ſeine Stelle, und erſuchte alle amtlichen Perſonen, wohl auf den Theemaſchiniſten zu achten. Er war als ein großer ſtattlicher Herr von kühlem vornehmem Benehmen geſchildert und glich dem Cavalier auf ein Haar. Am Abende ſah ich meinen Freund und ſeine Gemahlin im Theater. Sie grüßten ungewöhnlich heiter und waren augenſcheinlich von einer drückenden Laſt befreit. Sie waren gründlich von der Bedientenkrankheit kurirt. Den frommen Cavalier ſah Niemand wieder.

Die Berliner Magd.

Seit ein Hauptartikel des Verkehrs in der Einfuhr von Mägden aus der Provinz nach Berlin beſteht, ſchwindet der Typus der Berliner Magd, wie ſie iſt, aber zum Heile eines behaglichen Hausweſens nicht ſein ſollte, immer mehr aus den Denkwürdigkeiten der Haushalte und macht einem charakterloſen Gemiſch aus allerlei ſtädtiſchen und bäuriſchen Tugenden und Untugenden Platz.

Von der Parteien Gunſt und Haß verwirrt,
Schwankt ihr Charakterbild in der Geſchichte.

Drum wollten wir es verſuchen, ſo weit es einer ſechszehnjährigen Erfahrung voller Leiden möglich iſt, die Grundzüge eines hiſtoriſchen Portraits dieſer Species zu ſammeln. Der Einfluß des von der Küche aus wirkenden, böſen oder guten Geiſtes auf die Entwicklung der Familie, der Gedanken, der Gallenabſonderung und des geſammten Stoffwechſels, iſt ſo bedeutend, daß dieſer Verſuch vom ſocialen Standpunkte aus vollkommen gerechtfertigt erſcheint.

Wenn zwiſchen Königen und Völkern noch immer nicht die alte Frage entſchieden und beantwortet iſt, ob dieſe wegen jener oder umgekehrt, in der Welt ſind, waltet im Geiſte der Berliner Magd von ächtem Schrot und Korn nicht der geringſte Zweifel darüber ob, daß die Hauswirthſchaft, wie die Schaale wegen der Auſter, ihretwegen vorhanden ſei. Sie iſt die Katze, die Hausfrau die Maus. Damit ſtimmt ihr Charakter überein, der bald durch Sanftmuth und Schmeichelei überraſcht, bald durch furchtbare Ausbrüche eines ungebändigten Naturells erſchreckt. Damit hängt auch ihre Putzſucht zuſammen, die indeſſen nach dem Volksglauben nicht anzeigt, daß man im Hauſe Gäſte erwarten darf, ſondern daß die Magd ſelbſt zu verſchwinden und als Gaſt am dritten Orte zu erſcheinen gedenkt. Keine Berliner Magd älteren Styles iſt ohne ihre Geſchichte, aber die Annalen ihres Geſindebuches geben nur höchſt mangelhafte Auskunft über die wichtigſten Einzelheiten; die Ungunſt der Zeiten hat, wie in den Werken des Tacitus, gerade die wichtigſten Kapitel verloren gehen laſſen. Hinſichtlich der gedrängten Kürze ähneln dieſe Annalen denen des großen römiſchen Geſchichtsſchreibers, an Wahrhaftigkeit halten ſie den Vergleich nicht aus. Die Autoren, welche die verſchiedenen Blätter beſchrieben haben, gefielen ſich meiſtens in einer „verſchönernden Entſtellung" der Thatſachen, und die Freude, die Tyrannin des Hauſes los zu werden, überwog die Gefühle des Haſſes, und brachte die oft wiederholten Schwüre der Rache in Vergeſſenheit. Deshalb erfordert der Antritt der Berliner Magd ſtets ein neues beſonderes Studium, dem die meiſten Hausfrauen nicht gewachſen ſind. Könnte man freilich den ſchriftlichen und unterſiegelten Zeugniſſen Glauben ſchenken, ſo läge ihrem faſt immer ein- oder halbjährigen Herrſchaftswechſel kein anderes Motiv zum Grunde, als der tief in der menſchlichen Natur wurzelnde Trieb zur Veränderung. In der That ſind es aber immer *Principienfragen* geweſen, in denen die politiſchen Anſichten beider Theile über Machtbefugniß oder Einſchränkung, Rechte oder Pflichten, Willkühr oder Verantwortlichkeit, einander ſo ſchroff gegenüberſtanden, daß ein Wechſel des häuslichen Miniſteriums nothwendig wurde, um die Ehre der Hausfrauenkrone aufrecht zu erhalten.

Im Leben unſerer Heldin ſpielt der *Couſin* eine ſehr wichtige Rolle, doch warnen wir davor, dieſen Begriff im hergebrachten feſten verwandtſchaftlichen Sinne aufzufaſſen. Der Mägdecouſin ſchillert nach Umſtänden in einen jüngeren Bruder, ſeines Zeichens: frechen, Cigarren in der Küche ſchmauchenden Burſchen, oder in den Onkel, ſchüchternen, aber heimtückiſch verliebten Greis hinüber. Niemals giebt die Berliner Servante ihn offen für das aus, was er ihr confidentiell iſt: „Liebſter" oder „Bräutigam." Solche Unvorſichtigkeiten überläßt ſie den unerfahrenen und leichter einzuſchüchternden Mägden aus den Provinzen. Den Couſin umhüllt in den meiſten Fällen der Schleier eines diplomatiſchen Geheimniſſes. Aus unendlich vielen Anzeichen iſt der Herrſchaft ſeine Exiſtenz nicht verborgen, ſeine Perſönlichkeit iſt es faſt immer. Wie auf das Daſein des Götzen Bel zu Babel, wird auf das ſeinige zunächſt aus den verſchwundenen Speiſen geſchloſſen. Die mit Rieſenſchritten vorwärts eilende Abzehrung friſcher Brode, die Selbſtverzehrung von Wein- und Punſchreſten, das Beſorgniß erregende Zuſammenſchrumpfen von Obſteinkäufen, die hypothetiſche Zerſchmetterung von Näpfen mit Saucen und Fett, ſind untrügliche Anzeichen und eben ſo viele ſtreng philoſophiſche Beweiſe für das Daſein eines Hausgottes. Thut Niemand dieſem Cultus Einhalt, ſo wagt das mächtige, und mit der Familie ſo eng verbundene Weſen allmählig den Sterblichen des Hauſes ſichtbar zu erſcheinen. Bei einem unerwarteten Gange aus der hinteren Thür des Quartiers drückt die entſetzte Hausfrau oft eine menſchliche ſtumme Maſſe gegen die Wand, ohne daß Aufklärungen über dieſes Geſpenſt zu erlangen ſind, oder der Hausherr begegnet, wenn er zufällig ſelbſt öffnet, einem jungen, erſchrocken nach „Herrn Schmidt" fragenden Menſchen. Auf alle Erkundigungen muß ſich die Herrſchaft, wie manche mächtigere Perſon mit der Anrede: „mein Couſin", begnügen.

In beſtimmteren Umriſſen tritt der „Couſin als Onkel" auf. Dann ſitzt er wehmüthig allabendlich nach dem Abendeſſen in der Küche, hilft Abwaſchen, hält Wolle und Seide beim Abwickeln und ſchmachtet ſtill. Er beutet nicht die Wirthſchaft aus, ſondern die Berliner Magd ſaugt ihn, wie die Pariſer Lorette ihren Ruſſen oder Engländer aus, er iſt ein im Leben und der Liebe verſpäteter Junggeſellengreis, der mit ernſthaften Heirathsgedanken umgeht, aber aus Furcht vor einer alten Schweſter die Meſalliance nicht einzugehen wagt. Man thut indeſſen wohl, vor dem „Onkel als Couſin", die Zuckerdoſe und Rumflaſche unter hermetiſchem Verſchluß zu halten.

Den Soldaten liebt die ächte Berliner Magd *nicht*:

ihr genügt der ihm zugeſtandene Grad von bürgerlicher Freiheit in keiner Richtung. Die Stunde des Zapfenſtreichs, die ihn in ſein eiſernes Prokuſtesbett ruft, bringt ihr erſt Erlöſung aus dem Ungemach des Dienſtes; ſie liebt den freien Mann, vorausgeſetzt, daß er „ein bildhübſcher Menſch“, oder ein Heirathskandidat iſt; ſie fordert den „Mann nach Neune.“ Nur in den erſten Geſchichtsepochen der Provinzialdamen ſpielt der Grenadier eine große Rolle.

Als wichtiges öffentliches Moment taucht die Freundin auf. Gewiß hat der bittre Philoſoph, welcher zuerſt die Frauen der Unfähigkeit zur Freundſchaft fälſchlich beſchuldigte, noch nicht gewußt, wie tödtlich den Hausfrauen dieſe Sorte von Freundinnen zuwider zu ſein pflegt; er hätte darin einen neuen Beweis für ſeine Behauptung zu finden geglaubt. Die Freundin iſt die böſe Fee des Haushaltes, weil ſie wie alle Weſen dieſer Art, keinen ordentlichen Dienſt hat, ungerufen zu jeder Zeit erſcheint, wenn ſie ganz beſonders im Wege iſt, und alle möglichen Tücken gegen die Hausfrau ſpinnt. Sie iſt der Geiſt, der ſtets verneint und zur Empörung gegen das Sittengeſetz des Hauſes anreizt. Bei unerwarteten Beſuchen, Krankheiten und Wochenbetten vertritt ſie durch ihre Wühlereien das Prinzip des Ausgeheſonntages; in der Woche iſt ſie unerſchöpflich in Erfindung von Feſten, Heirathen, Kindtaufen, ſelbſt Sterbefällen in der Familie der Berliner Magd, deren Gegenwart bei ſelbigen hochnothwendig iſt. In ſchwierigen Prozeßfällen zwiſchen Hausfrau und Magd tritt ſie gegen Erſtere keck als Küchenanwalt oder als Unterſtützung bei Ohnmachten der Köchin auf, und plaidirt zuweilen ſo laut, daß der Hausherr ſie durch einen Wurf die Treppe hinab an die Achtung vor dem Gerichtshofe erinnern muß. Sie ſpielt bald Krankenpflegerin, bald Kammermädchen bei unſerer Jeanne d'Arc, bald Kaffeeſchweſter, bald Diana in den Wolken; iſt die Hausfrau noch jung und unerfahren, ſo dringt ſie zuweilen dreiſt nach vorn in die Wohnung und vertritt die Rechte ihrer Auftraggeberin. Die Gattung der Freundinnen rekrutirt ſich aus berühmten alten Köchinnen, die wegen Widerſetzlichkeit und Trunk zwei Monate hindurch in jedem Quartal von erpreßtem Lohn und Koſtgeld auf freiem Fuß, emancipirt von der Kaſſerolle leben.

Das italiäniſche Sprichwort ſagt: „Erzähle mir, mit wem du umgehſt und ich werde dir ſagen, wer du biſt;" nach der Conſequenz dieſes Satzes glauben wir; daß dem Leſer das Bild der berliner Magd ziemlich klar vor Augen ſtehen wird. In ihrer Toilette ahmt ſie der Frau vom Hauſe nach, von der Suppe ſchlürft ſie die Quinteſſenz, vom Kaffee das Aroma des erſten Aufguſſes, von allen Einkäufen fällt ihr eine Zahl Procente zu, mit allen Verkäufern ſteht ſie in Geſchäftsverbindung. Wohl unterrichtet in der Specialgeſchichte der Familie, bereichert ſie dieſelbe durch Vorträge im oberen und unteren Stockwerk mit dichteriſchem Schmuck, zu ihren Gängen bedarf ſie der doppelten und dreifachen Zeit eines gewöhnlichen Fußgängers, zu ihrem Morgenſchlafe eines Wächters, um zu Bette zu kommen eines Donnerwetters des Hausherrn, beim Kaufmann, am Brunnen, beim Bäcker und Schlächter, überall unterhält ſie Stationen für ihre telegraphiſchen Correſpondenten.

Und wer miethet denn einen ſolchen Ausbund der häuslichen Annehmlichkeit? fragt vielleicht eine über dieſes Nachtſtück empörte Leſerin; die Löſung iſt einfach: die berliner alte Magd kocht gut. Sie iſt für eine Menge faſhionabler Haushalte noch immer ein nothwendiges Uebel. Man ſieht ihr die Flaſche und das blanke Meſſer nach, mit dem ſie Nachts im Rauſche den Flur durchſtreicht, man giebt ihr mehr Feiertage, als die Katholiken im Kalender ſtehen haben, man beſchenkt ſie reichlich zu Weihnachten und verflucht ſie im Stillen, man möchte ſie am liebſten heute arretiren laſſen und giebt ihr morgen Zulage, es geht mit ihr, wie mit anderen Chargen in dieſer Welt; weil das künſtliche Gebäude üppiger Gewohnheiten auseinander fallen würde, unterhält man mit ſtiller Reſignation ein unvermeidliches Uebel.

Ein Börſenball.

Unter den Glücksrittern, welche im vorigen Jahre die hohe Fluth an der Börſe benutzt und ſich zur rechten Zeit auf das ſichere Feſtland des baaren Geldes zurückgezogen hatten, befindet ſich auch ein talentvoller Gentleman, den wir, um mißliebigen und ärgerlichen Deutungen auf beſtimmte Individuen zu entgehen, mit einem der Namen bezeichnen wollen, welche jedem Berliner von Schickſalswegen zufallen können. Er heiße mithin Schultze und habe unter dieſer weitverbreiteten Firma nicht die geringſten Einwendungen gegen die Begebenheiten in ſeinem Hauſe und die Schilderungen der darin auftretenden Perſönlichkeiten zu erheben.

Der diesjährige Balltyphus war an dem Familienleben unſeres Helden nicht vorübergezogen, ohne ſeine anſteckende Kraft auszuüben. Madame Schultze hatte es ſogar durchgeſetzt, den erſten der Subſcriptionsbälle zu beſuchen und es war ein Stachel in ihrer Seele zurückgeblieben. Sie wurde von dem Verlangen verzehrt, auch in dem eigenen Hauſe ein glänzendes Feſt zu veranſtalten, und in dem Kreiſe ihrer Freunde und

Bekannten von ſich reden zu machen. Wichtige politiſche und geſellſchaftliche Unterhandlungen bleiben, gleich den Beſprechungen im Kriegsrath vor großen Schlachten, meiſtens mit dem dichten Schleier des Geheimniſſes bedeckt; wir ſind daher auch nicht im Stande, über die Intriguen und Frauenkünſte Auskunft zu geben, welche die Dame angewandt hat, um das zähe Actiengemüth des nur für die Genüſſe des Agio's empfänglichen Gemahls für das Arrangement eines Balles umzuſtimmen. Genug, an einem Morgen in voriger Woche fanden wir im Briefkaſten eine lithographirte Anzeige, daß Herr und Frau Schultze die Ehre hätten, ihre Freunde an einem der erſten Märztage bei ſich zu verſammeln, daß man um 7½ Uhr freundſchaftlichſt eingeladen ſei und in Thee und Abendbrot die Bewirthung beſtehen werde. Auf die myſtiſche Signatur: U. A. w. g. wurde daher der pflichtſchuldige Beſcheid ertheilt und ſofort beſchloſſen, dieſe ſeltene Einladung anzunehmen. Das Schultze'ſche Haus ſteht nämlich in den betreffenden Kreiſen im Geruch jener ſtreng geregelten Finanzwirthſchaft, die ſich zuweilen bis auf das nationalökonomiſche Gebiet der Schäbigkeit verirrt, und einem heiteren Beobachter von Menſchen und Sitten pflegen ja gerade Feſtlichkeiten, welche auf ſolche Principien gegründet worden ſind, den meiſten Stoff ergötzlicher Unterhaltung zu bieten. Ein natürlicher Inſtinkt, von dem ich mir keine Rechenſchaft zu geben weiß, der mich aber noch nie im Stich gelaſſen hat, wenn es darauf ankam, etwas Lächerliches zu ahnen, flüſterte mir allerlei wunderliche Dinge zu, und ich begab mich am feſtgeſetzten Tage eine halbe Stunde nach der beſtimmten Zeit in die Schultze'ſche Wohnung.

Als ich aus dem Wagen ſtieg, bemerkte ich, daß alle Salons auf das Glänzendſte beleuchtet ſeien und das Feſt einen beträchtlichen Umfang anzunehmen drohe.

Der Markthelfer des Herrn Schultze riß mit Vehemenz die Wagenthür auf und ließ mir kaum Zeit, dem Kutſcher zuzurufen, daß er mich um halb 1 Uhr abholen ſolle. Markthelfer Johann hörte dieſen Auftrag nicht ohne Verwunderung und bemerkte etwas verächtlich: „O, die anderen Wagen ſind alle erſt um halb 4 Uhr beſtellt.“ Ich ließ es indeſſen bei meinem erſten Befehl bewenden und folgte dem ſinnigen Johann, der mich bis zur Flurtreppe führt, wo zwei Stearinlichter mit wildem Flackern der Zugluft Trotz zu bieten ſuchten. Zugleich fiel mir auf, daß der vertraute Diener ſeines Herrn die graue leinene Tändelſchürze, die ihn durch's Geſchäftsleben begleitete, auch an dieſem Feſtabende nicht abgelegt hatte, und ich war kurze Zeit hindurch ungewiß, ob er dieſes nützliche Wirthſchaftsſtück trage, um von den Gäſten nicht beſchmutzt zu werden, oder um ihre Garderobe vor ſeiner Berührung zu ſchützen. Am Eingange der Wohnung wurde ich von einem ſchuſtermäßig ausſehenden Veteranen empfangen, welcher die Garderobe unter ſeiner Obhut hatte und bei dem Lichte einer Argand'ſchen Lampe, mit der düſteren Miene eines Adepten grübelnd umherging, und ſich die Geſtalten der Kleider und Mäntel einzuprägen ſchien. Sein unentſchloſſenes, beinahe ſchaudererregendes Ausſehen flößte mir einige Beſorgniß in Betreff der Garderobe-Einrichtungen ein, und ich fragte vorſichtig: „Sie halten doch gute Ordnung, mein Lieber?“

„Hier geht nichts verloren, mein Herr, wenn Sie ſich nur Ihre Nummer gehörig merken!“ antwortete der Kleideralchymiſt.

„Haben Sie denn keine auf Pappe gedruckte Nummern?“

„„Wie heißt Pappe — Pappe kann verloren gehen, wenn die Herrſchaften betrunken ſind, aber behalten, das iſt die Sache, die Nummer behalten; da weiß man, was man hat.““

„Wie merken Sie ſich denn aber die Sachen, wenn Sie keine Nummern anheften?“

„Spaß, mein Herr, reiner Spaß — da müßten wir nicht in der Packkammer auf der Hamburger Bahn angeſtellt ſein!“

Das ließ ſich hören und ich wollte eben meinen Lord Raglan ausziehen, als ich bemerkte, wie der Kerl, ſtatt mir Hülfe zu leiſten, mit der Linken oben in den Rockkragen, mit der Rechten nach einem großen Stück Kreide griff und auf meinem Rücken zu arbeiten begann, als ſollte ich mit dem heute abgehenden Güterzuge, im Packwagen Nr. 103 verſchickt werden, zugleich ſagte er ohne ſonderliche Verwunderung oder Gemüthsbewegung: „Sie haben Nr. 34, merken Sie ſich die Nummer gut, das rathe ich Ihnen, ſonſt kann ich Nachts für nichts ſtehen.“ Ich war über dieſes Verfahren ſo erſtaunt, daß ich betroffen ſchwieg, als der treue Kleiderwächter die Hand nach meinem Hute ausſtreckte, um ihn gleichfalls mit dem nothwendigen Kreidezeichen zu verſehen. Schnell zog ich ihn zurück und ſagte: „Ich nehme meinen Hut mit.“ Da bemerkte der würdige Alte mit edler Einfalt: „Na, hören Sie, ſicher iſt ſicher, wenn Sie die Sorte ſehen ſollten, die ich hier draußen habe, da würde Ihnen doch für Ihren Hut bange werden, gehen Sie lieber Nummero Sicher, und laſſen Sie ihn mir hier; es wird Ihnen doch nicht auf ein Viergroſchenſtück ankommen!“

Darauf kam es mir allerdings nicht an, allein da in allen Geſellſchaftsaffairen mein ſtrengſter und erſter Grundſatz iſt, über das Wohl meines Hutes zu wachen, drückte ich meinen Pariſer Zehnfrankendeckel à Ressort raſch zuſammen und betrat die Salons, wobei der Alte mich begleitete und hinter mir die Thür ein wenig offen ließ, wahrſcheinlich, um den Effekt eines Herrn zu beobachten, der den Hut nicht draußen ließ, vielleicht auch, um zu erfahren, ob mir das koſtbare Stück nicht gleich geraubt würde. Im erſten Zimmer ſtand Herr Schultze, vornehm vom Altan einer mörderiſch geſteiften Halsbinde in das gemeine Leben blickend, und ſtatt mit einem Orden, mit einer rothen Blume geziert, die er den Cotillonsüberraſchungen entlehnt hatte; er war von einem Generalſtabe alter, nach Whiſt oder Boſton lechzender Männer umgeben, die ſich vor den jungen Herren und Damen fürchteten und entſetzlich ſchmutzige Handſchuhe trugen. Nachdem Herr Schultze die Aufregung der erſten Freude, mich in ſeinen Salons zu erblicken, niedergekämpft hatte, wies er mich, ſeinen Poſten behauptend, in ein zweites Zimmer, wo Madame Schultze, überragt von einem vielgeprüften Paradiesvogel auf einem dunkelrothen Sammtturban, die edle Sitte zarter Weiblichkeit übte. Auch ſie war von einer alten ehrwürdigen Amazonengarde umgeben, die indeſſen erſt in ſpäteren Jahren dieſen kriegeriſchen und keuſchen Grad angenommen zu haben ſchien, denn das im Nebenzimmer ſtattfindende Gewimmel von jungen Damen und Herren, die der Aehnlichkeit nach nur Söhne und Töchter vorſtellen konnten, machte es ſehr unwahrſcheinlich, daß dieſe Greiſinnen von jeher dem männlichen Geſchlechte Haß und Rache zugeſchworen haben ſollten.

Zu jung, um an dieſer Sphäre länger zu ſaugen, wie der Erdgeiſt im Fauſt bemerkt, zu alt, um mich unter die Tänzer zu miſchen, ſchwankte ich längere Zeit in einer mißlichen Juſtemilien-Stellung umher, und wehrte mich gegen das fliegende Corps der Lohnbedienten und ihre erbitterten Angriffe mit Thee, deſſen Farbe ſo bleich war, als die Ausſichten des himmliſchen Reiches, ſeines Vaterlandes, in die Zukunft. Schon war ich in eine Ecke zwiſchen ein Bücherſpinde und den Ofen manövrirt und gab die Hoffnung auf, dem Thee zu entwiſchen, als der Anfang der Muſik mich rettete und das Geräuſch ſcharrender Füße im Saale die Aufmerkſamkeit der Lohnbedienten von mir ablenkte. An dem oberen Ende des langen Saales war ein tafelförmiges Piano aufgeſtellt, auf welchem ein gemietheter Clavierſchläger trommelte, während neben ihm ein langer welker Mann ſaß und an einer Violine Wiederbelebungsverſuche anzuſtellen ſuchte. Die Muſik dieſer beiden Männer klang nicht wie eine fröhliche Aufforderung zum Tanze, ſondern wie die melodramatiſche Begleitung zu dem Salomoniſchen: „Alles iſt eitel!“ nach dieſem Walzer ſchien nur die Verzweiflung an den Rand eines tiefen Mühlgrabens tanzen zu können. Als mildernder Umſtand ließ ſich freilich anführen, daß die Männer bereits ſeit Januar dem Schlaf entſagt zu haben ſchienen und denſelben nur als eine ſeltene Näſcherei betrachteten.

Nach einigen Tacten voll grauſamer Töne hatten ſich die Paare geordnet, und der Tanz begann und ſetzte ſich fort mit jener Ausdauer und Beharrlichkeit, welche leider im Leben bei den meiſten ernſthafteren Geſchäften der Menſchen vermißt wird. Der weite Kreis der Tänzer war aus den heterogenſten Beſtandtheilen der Geſellſchaft zuſammengeſetzt, und ich ſah im Geiſte ſchon vorahnend das Geklatſch des folgenden Tages über der Verſammlung ſchweben. Der große, aber nicht ſonderlich feinfühlende Schultze und ſein wackeres Weib hatten wie Kraut und Rüben Alles zuſammengebeten, was ſie von alten und jungen Leuten im Laufe ihres Lebens kennen gelernt hatten. Da war der Medicinalrath und Arzt des Hauſes mit ſeiner majorennen Tochter, der Rechtsanwalt der Firma nebſt zwei Schweſtern aus dem Verfall des Mittelalters, der Hauswirth mit ſeiner etwas tauben Frau und einer Kamellieatochter, ein Geheimerrath als eine Art Verwandter, wie der Haifiſch ein Verwandter des Hechtes iſt, und dann der Reviercommiſſarius mit ſeiner ſtarken Familie, der aus ganz unbekannten Gründen eingeladen war. Die verwitterten Freunde des Geſchäftes von Schultze u. Comp., die erwähnten ſchmutzigen Handſchuhe und Whiſtſpieler, bildeten eine ſtarke und bösartige Fraction in einem Nebenzimmer, und bekümmerten ſich nur um die Damen im Kartenſpiele, aber nicht im Geringſten um die zahlreichen Pflänzlinge, die ſie aus ihren Familienkreiſen für die Tanzkunſt geliefert hatten. Wer waren die jungen Herren, deren Herr Schultze für ſeinen Ball habhaft geworden war? Zum Theil ſchienen ſie aus großen und offenen Geſchäften entlehnt zu ſein, zum Theil der jüngern Rechtsgelehrtheit und anderen harmloſeren Wiſſenſchaften anzugehören; mehrere gehörten offenbar zu den ſchönen Künſtlern. Denn da es in Berlin ſeit der letzten Gemäldeausſtellung Sitte geworden iſt, die Maler Hildebrandt und Richter in reichere chriſtliche und jüdiſche Geſellſchaften einzuladen, ließ ſich vorausſetzen, daß auch Vater Schultze einige Vertreter des Pinſels und Griffels bitten würde und hätte er ſie direct aus einem Atelier verſchreiben müſſen. Ein Drittel der erwähnten jungen Leute täuſchte aber die gehegten Erwartungen ihrer Wirthe auf das Empfindlichſte. Berufen, um dem Tanze auf Tod und Leben zu fröhnen, und namentlich, außer der überreifen Madame Schultze, noch einige ähnliche Exemplare aus dem Anfange dieſes Jahrhunderts auf die Diele zu ſchleppen, entſchlugen ſie ſich, ſobald ſie bemerkt hatten, daß alle jüngeren Damen ihre Tänzer gefunden, aller Gedanken an Auszeichnung durch Uebungen in der zierlichen Kunſt, und verweilten in der anſtändigen Haltung von Torſo's oder Hermen, in der Gegend der Muſik, wo ſie der Tanzenden wegen, für Herrn Schultze nur ſchwer erreichbar waren.

Es ließ ſich nicht läugnen, daß Herr Schultze große und anerkennenswerthe, nur leider nicht von Erfolg gekrönte Anſtrengungen machte, die renitenten Truppen in das Gefecht zu führen. Ich will nicht unterſuchen, ob ihn zu dieſen Großthaten das Verlangen, ſeinen männlichen Gäſten Vergnügen zu machen, oder ein altheidniſcher religiöſer Wahn, ſie den bejahrten Schönen zum Opfer zu bringen, anreizte; gewiß iſt nur, daß die feigen Tänzer ärger wie Fauſt im zweiten Theile ſchauderten, wenn ſie Herrn Schultze die „Mütter" erwähnen hörten. Endlich gelang es ihm, einen kleinen Jüngling, der ſeinen Frack mit der naiven Eleganz eines Confirmanden trug, anzuwerben und auf Madame Schultze hinzuſteuern, doch ach! in dieſem Augenblicke ſchwieg die Muſik, die Tanzenden zerſtreuten ſich in bunte Gruppen.

Eine Erfriſchungspauſe war eingetreten.

Von allen Seiten drängten ſich die Lohnbedienten heran, eine Schaar junger, mit weißen Halsbinden geſchmückter Männer, welche auf großen Präſentirtellern einen dem Anſchein und Geſchmack nach aus ſauren Gurken angefertigten Ananas-Cardinal trugen und ausboten. Schon bei ihren früheren kriegeriſchen Uebungen hatte ich bemerkt, daß ſie in ihrem Fache Rekruten ähnlicher, als geübten Soldaten ſeien, und meine Beſorgniſſe für den Glanz des Schultze'ſchen Abends nicht unterdrücken können. Einen Lohnbedienten empfahl es gewiß nur wenig, wenn er eine einzelne Taſſe von der Commode nahm und ſie bei dem Verſuche, ſie auf das Theebrett zu ſetzen, jämmerlich auf die Erde warf und zerſchlug. Man kann zu ſeiner Entſchuldigung freilich ſagen, daß er den Mann mit der Violine zu aufmerkſam betrachtet und bewundert hatte, weil dieſer ſchlief und doch ſein Inſtrument ſpielte, allein wer hieß ihn, ſich in Dinge miſchen, die nur den Hausherrn angingen! Die junge tanzluſtige Welt fiel über den Cardinal mit dem Durſte des Candidaten Jobs her, aber die aufregende Wirkung war nur gering, und was die älteren bei Whiſt und Boſton ſitzenden Herren Hausfreunde betrifft, ſo zweifelte ich keinen Augenblick lang, daß ihnen ein einfacher Schnaps lieber geweſen wäre.

Nach dieſer Epiſode begann der Tanz mit ſeltener Lebhaftigkeit von Neuem und da Herr Schultze ſowohl als auch einige ältere Herren inzwiſchen ihre Maßregeln getroffen hatten, gelang es wirklich, Tänzer anzuwerben und den antiken Bodenſatz der Geſellſchaft auf das Parket zu bringen. Während der Polka verſuchte ich, da mich nachgerade die Langeweile wie ein gewappneter Mann anfiel, mit einem Herrn eine Unterhaltung anzufangen, allein der Zufall wollte es, daß drei Herren, die ich nacheinander anredete, ſich jedesmal als Lohnbediente auswieſen. Dieſe jungen Männer, bis jetzt noch Novizen in der Ausübung ihrer ſtrengen Pflichten, hatten ſehr wohl bemerkt, daß die Autorität des Herrn Schultze nicht weit her ſei und Feſte überhaupt nicht oft vorkämen; ſie waren daher aus den Nebenzimmern und der Küche herbeigeeilt, hatten ihre Aufwartegeſchäfte bei Seite geſchoben und beluſtigten ſich auf dem Balle als Zuſchauer. In ihrem glücklichen Lebensalter ſahen ſie übrigens den hülfloſen jungen Rechtsgelehrten, ſchönen Künſtler und Handlungsbefliſſenen ſo ähnlich, daß ſie ſich getroſt unter die Tanzenden hätten miſchen und eine Dame auffordern können. Dieſer in vornehmen Häuſern freilich unerhörte Umſtand verſchönerte in meinen Augen das Feſt und ſtattete es mit den herrlichen Eigenſchaften der Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit aus. Im

Kartenzimmer, wohin ich mich auf eine halbe Stunde begeben hatte, herrſchte ein düſterer mißmüthiger Geiſt. Die dort befindlichen Spieler mochten daran gewöhnt ſein, dieſe Stunde bei einem Glaſe Bier und einer Pfeife Taback gemüthlich in ihren Tabagien zu ſitzen und ſich in geiſtreichen Bemerkungen über den Lauf der Welt zu ergehen; ſolche Naturen mußte der ſeltene und ſtrenge Geiſt des Schultze'ſchen Balles vollkommen niederdrücken. Die mörderiſchen ſteifen weißen Halsbinden, die gebrannten Haarfriſuren, die engen Wände der von Kraftmehl ſtarrenden weißen Weſten, zwiſchen denen die Unglücklichen wie in Zellengefängniſſen eingeſperrt ſaßen, die ungewöhnten Bratenröcke und endlich die unnatürlich engen Glanzſtiefeln ängſtigten dieſe Herrengeſellſchaft mehr, als es die Gegenwart irgend eines vornehmen Herrn vermocht hätte. Es war ſehr lieblich anzuſehen, wenn der Wirth an ſeine auf der Ballfolter liegenden Gäſte herantrat und ſie bald fragte, wie ſie ſich amüſirten, bald angenehme Rathſchläge im Kartenſpiel ertheilte und die Lohnbedienten anreizte, den Cardinal von ſauren Gurken umherzureichen, ihm ſelber ſtand der Schweiß in den hellen Tropfen der Todesangſt an der Stirn, und wenn man die Tiefen ſeiner Phyſiognomie näher ergründete, entdeckte man wohl, daß dieſer Ball der erſte und letzte ſeines Lebens ſein werde.

Unterdeſſen war im Tanzzimmer nach Beendigung der Polka eine Generalpauſe eingetreten, welche theils mit Nußtorte, theils durch den Baßgeſang eines Herrn ausgefüllt wurde, der bis jetzt, wie alle großen Sänger, auf den Tanz verzichtet hatte. Der unbekannte Baſſiſt, deſſen aufgeworfene Lippen, verbrannte Geſichtsfarbe und kriegeriſche Augen mich vermuthen ließen, daß er bei dem Muſikchor eines Reiterregiments vielleicht die erſte Poſaune blaſe, trug keineswegs angenehme und erheiternde Tonſtücke vor, ſondern ſang nur ſchauerliche Arien aus dem Freiſchütz, Fidelio und unterbrochenen Opferfeſt. Die Geſellſchaft nahm indeſſen an ſeinem Repertoir keinen Anſtoß, ſondern überſchüttete ſeine Kraftanſtrengung und athletiſchen Stimmübungen mit einem Beifallsſturm, in den das ferne Kartenzimmer mit einſtimmte.

Der Geſang, welcher faſt die ganze Geſellſchaft um das Piano verſammelt hatte, wurde von den Lohnbedienten benutzt, die wichtige Frage des Abendeſſens in Ordnung zu bringen. Das Schultze'ſche Ehepaar huldigte nicht der Theorie der warmen Koſt, es hatte in dem ſeinem Balle vorausgehenden Familienrathe beſchloſſen, den Punkt der Ballkoſt im Wege der ſogenannten „Büffets“ zu erledigen. Die Lohnbedienten trugen alſo eine Anzahl kleiner Tiſche in die Nebenzimmer, welche ungefähr wie die Toilettenapparate aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts ausſahen, jedoch ſtatt mit Seife, wohlriechenden Wäſſern, Schminke, Bürſten und Kämmen, mit nützlichen Magenutenſilien bedeckt waren.

Sobald daher der Baſſiſt ſeinen letzten Odem ausgehaucht hatte, betrat Herr Schultze mit allem erſinnlichen Anſtande den Saal und forderte die Anweſenden auf, eine leichte kalte Collation einzunehmen, während ſich ſeine Gemahlin in das Nebenzimmer begab und die dort befindliche ältere Fraction gleichfalls anregte, die Hände zum lecker bereiteten Mahle zu erheben. Ich wünſchte wohl, der Leſer dieſer wahrhaften Beſchreibung vermöchte ſeine Phantaſie krankhaft genug zu erhitzen, um ſich eine gehörige Vorſtellung von dem Angriff der jungen Herren auf die hingeſtellten Eßapparate zu machen. Während ſonſt die Sitte der Büffets es mit ſich bringt, daß die Herren ſich zum Hofedienſt anſchicken und den Damen die Dienſte erweiſen, von denen die Chroniken des Mittelalters voll ſind, mißachteten die anweſenden Tänzer vollſtändig dieſen ehrwürdigen und zierlichen Gebrauch, und geberdeten ſich wie Baſchkiren und Kirgiſen, welche nach einem langen Ritt endlich über die Koſt des Nachtquartiers gerathen. Bald ſollte ich über die Folgen dieſer ſchrecklichen und unerhörten Angriffe Näheres erfahren. Hinter einer Epheuwand ſitzend und an einer harten, dünngeſchmierten und noch dünner mit geräucherter Zunge belegten Semmel nagend, wurde ich unfreiwilliger Zeuge einer vertraulichen Beſprechung, zu welcher ſich das geängſtigte Schultze'ſche Ehepaar in die Gegend dieſes Dickichts zurückgezogen hatte.

„Schultze,“ ſagte die Hausfrau, ihren Turban verzweifelnd auf dem Kopfe ſchwenkend, „Schultze, wir reichen nicht mit den kalten Fleiſchwaaren!“

„Wie ſollen wir auch reichen,“ antwortete Schultze mit einer vor ſittlicher Entrüſtung bebenden Stimme, „wenn ſie den kalten Braten und die Wurſt von den Butterbröten eſſen und dieſe mit der Butterſeite unten an die Tiſchplatte kleben!“

„Lieber Mann, es iſt wohl nicht möglich?“ jammerte die unglückliche Ballmutter, welche die Schärfe der Sitten unſerer gegenwärtigen Generation noch nicht kannte, „das iſt ja eine wahre Sünde, das liebe Brot ſo zu mißhandeln!“

„Der rothe Bildhauer mit dem zerzauſten Bart iſt der Hauptanſtifter — der Menſch ſollte das Brot lieber mitnehmen, damit er in der Woche etwas zu eſſen hätte!“ ſagte der Ehegatte und ſchlug mit dem Fuße vor Zorn gegen die mich verbergende Epheuwand.

Das bedauernswerthe gaſtliche Paar that mir ſehr leid; ich beſchloß, keinen Biſſen mehr anzurühren und den Reſt meines Soupers dem kleinen Affenpinſcher

Bello zu verabreichen, der ſich eingeſchlichen hatte und etwas von den Büffets zu erbeuten ſuchte. In der edlen Stimmung eines Asceten, der für ſeine Perſon auf die Freuden der Welt verzichtend, ſeine Thätigkeit nur dem Wohle ſeiner Nebenmenſchen widmet, warf ich mich in dieſe eſſende Menge und rettete ſo viel als möglich, um es den Damen zu bringen. Meine Anſtrengungen fruchteten jedoch nur wenig: „die Theilung war längſt vorbei!“ Nur mit Forſchungen unter Ruinen beſchäftigte ich mich eine Viertelſtunde lang, bis die Klänge des Cotillons zum erneuten Tanze riefen.

Schon ſtand ich im Begriff, mich im Civilverfahren des polniſchen Abſchieds zu entfernen, als die Schaar der Lohnbedienten abermals meinen Antheil feſſelte. Sie eilten durch die Hinterthür des Boudoirs herbei, um die Reſte des Abendeſſens zu entfernen, und kauten dabei mit beiden Backen. Offenbar hatten ſie inzwiſchen ein beſſeres Souper über Seite gebracht und verzehrt, als uns zu Theil geworden war. Auch zeigten die Jüngſten ſichtbare Symptome von dem Einfluß im Uebermaaß genoſſenen Rebenſaftes.

Während die Knallbonbons krachten, die Bouquets überbracht und einige Vorſitzende der bösartigen Kartenfraction „geholt“ wurden, entfernte ich mich und ſuchte die Garderobe auf. Der Veteran empfing mich im freundlichen Stadium der Angetrunkenheit. „Na, Nr. 84, Sie ſind der Erſte, ſchon nach Hauſe, hübſch ſolide, nicht wahr?“ „31, lieber Mann,“ ſagte ich; er aber ließ ſich nicht überzeugen, lächelte ſicher und vornehm und wollte mir ein ganz kleines Knabenmäntelchen umhängen, das ein Tänzer von ſeinem kleinen Bruder geborgt zu haben ſchien. Ich bemächtigte mich endlich meines Oberrockes, beſchenkte den Mann für ſeine Signatur Erfindung reichlich und warf mich in meinen Wagen, im Geiſte die Einzelnheiten des koſtbaren Balles meinem Gedächtniſſe feſt einprägend und zu einem Artikel ordnend.

Eine Vorleſung.

Man wird ſich erinnern, daß es in Berlin viele Sorten von Vorleſungen giebt, wenn wir von denen im Univerſitätsgebäude gar nicht einmal ſprechen wollen. Es leſen alte wurmſtichige Herren Aufſätze vor, die halb nach Schularbeiten, halb nach Pfennigsmagazinen ſchmecken, Herren mit Schnurrbärten leſen zwiſchen zwei Lichtern und einem Glaſe Zuckerwaſſer waſchlederne lyriſche Gedichte oder ſteifleinene antike Trauerſpiele vor, zierliche Frauenzimmer thun ein Gleiches mit ihren eigenen dichteriſchen Tapiſſeriearbeiten, welke Schulmeiſter leſen über das Licht, die Elektricität, Göthe, Kartoffelkrankheit, Myſticismus und Leuchtthürme, junge Schauſpieler leſen langweilige Gedichte in Matinéen vor; es giebt einen krankhaften Hang zu öffentlichen Vorleſungen, eine Declamationsmanie, welche ſich aller Lebensalter bemächtigen kann. Von dieſer Vorleſungskrankheit gedenken wir nicht zuſchreiben. Diesmal beſchäftigen uns nur die heimlichen Privatvorleſungen mit vertheilten Rollen, die ſchauerlichen Surrogate für Theaterabende.

In Berlin exiſtiren Familien, in welchen der unglückliche Hang zu Vorleſungen mit vertheilten Rollen erblich zu ſein pflegt. Dieſe Familien ſind faſt immer ſehr begütert, leiden aber an jener Ader von Originalität, für welche die leichtſinnige Welt ſchlechtweg das frevle Wort „verdreht" aus der Drechslerwerkſtatt zu entlehnen liebt. Sie geben keine Bälle und rauſchende

Geſellſchaften; das Aeußerſte, zu dem ſich der Geiſt der Geſelligkeit in ihren Hallen erhebt, iſt eine muſikaliſche Abendunterhaltung mit Trio's, geſpielt von einer Tochter und zwei Kammermuſikern, und einer einſamen Whiſtpartie von drei Anachoreten in einem abgeſchieden gelegenen Zimmer, wo der Hausherr für gewöhnlich ſeinen klyſopompiſchen Studien obliegt. Solche Familien ſind düſter, verheirathen ſchwer ihre Töchter und haben einen natürlichen Abſcheu vor allen jungen unverheiratheten Leuten.

„Lieber Freund! wenn Sie am Sonntagabend nichts Beſſeres vorhaben, ſo beehren Sie uns pünktlich um ſechs Uhr zu Thee und Abendbrot. Vergeſſen Sie auch ihren Leſſing nicht. Wir werden den Band brauchen, in welchem Nathan der Weiſe ſteht. Unſer alter Dichter kommt auch!“

So lautete ein Billet, daß ich von dem Oberhaupte einer jener Familien kurz vor Weihnachten erhielt. Ich muß aufrichtig bekennen, daß mir in dem Augenblicke, als ich eine zuſagende Antwort auf dieſe Einladung abſchickte, die Schrecken der Vorleſungen mit vertheilten Rollen durch eine längere Unterbrechung ganz aus dem Gedächtniß entſchwunden waren, und ich, in meinen Gedanken mit anderen Dingen beſchäftigt, den Sinn jener Zeilen weiter nicht beachtete. Ich beendete am feſtgeſetzten Tage meine Geſchäfte zeitiger als gewöhnlich, ſteckte den geforderten Band des Leſſing in die Taſche und fand mich zur feſtgeſetzten Zeit ein. Kaum hatte ſich aber hinter mir die Thür der Wohnung geſchloſſen und ich die erſten Schritte durch das Vorzimmer des prachtvollen, aber düſteren Quartiers gethan, als ich von den ſchauerlichſten Ahnungen überfallen wurde. Wenn ich in eine Geſellſchaft der Gegenwart durch mehrere Zimmer mit maſſiven Mahagoniſchränken, alten Oelgemälden von Familienportraits, vergilbten Fußteppichen und ſchweren ſilbernen Leuchtern geführt werde, ſo wittre ich abſcheuliche Geſichter von podagriſtiſchen Onkeln, ſchlecht vorgetragene Tenorarien von Gluck und Mozart, l'Hombrepartieen mit tauben Greiſen und eine Großmutter mit ächten Spitzen für einige tauſend Thaler. Die Empfindungen der Menſchen gehen von ihnen auf die Atmoſphäre ihres Wohnortes über und theilen ſich den Perſonen mit, welche zufällig in dieſen Dunſtkreis gerathen. In Gefängniſſen wird man von der eingeroſteten Luft, in Büreau's von der ſtaubigen Papierknechtſchaft, in Krankenhäuſern vom Dunſt der Armuth und des Elend's, in reichen antiquariſchen Häuſern von dem Moderqualm der gräßlichen Langenweile ihrer Bewohner angeſteckt.

Der Hausherr empfing mich mit gemeſſener Freundlichkeit, als er Leſſing in meiner Hand entdeckte, und führte mich in das Geſellſchaftszimmer, das matt erleuchtet und grauenhaft in der Mitte einer Anzahl dunkler und nur mittelmäßig geheizter Zimmer lag, deren Thüren alle offen ſtanden, denn Niemand glaubt, was für eine Quantität von häuslichem Schauder und abſterbender Ofenwärme ſolche Familien ertragen können. An helle moderne Beleuchtung, oder an den milden Schimmer der Studierlampe gewöhnt, ängſtigten mich dieſe düſteren Streiflichter auf den Goldrahmen der dunkeln Nebenzimmer, die aus dem Dunkel hervorgrinzten und nach den Köpfen ſchnappten, dieſe hochbeinigen Aſtrallampen mit Mondſcheinglaskugeln, das kühle gewichtige Silber des Theegeſchirrs, das es doch noch nicht zu einem Samowar oder einer Berzeliuslampe gebracht hatte, ſondern mit lauwarmem Waſſer aus der fernen Küche geſpeiſt wurde. Ich fand die Geſellſchaft ſehr einſilbig. Der Wirth und ſeine Tochter erkünſtelten einige verfehlte Arabesken von Höflichkeit, eine ſtumme Gnädige ſaß auf dem Ehrenplatze des Sopha's und ſtickte an einer vorweltlichen Filetarbeit, ein junger Regierungsrath mit ſeiner hübſchen Frau hatte ſich bereits in das Unvermeidliche ergeben und ſah aus, als wäre er vor länger, als zweihundert Jahren, für das Erbbegräbniß ſeiner Familie in Stein ausgehauen worden, zwei ältere junge Herren, die zuweilen mit den flachen Händen leiſe ihre zartbedeckten Glatzen touchirten und den Wirth Gönner nannten, ſaßen im zweiten Treffen am Tiſche, und ein ſehr ſchönes großes Mädchen von jenen acht und zwanzig ſtehenden Jahren, die wir Alle kennen, das aber vor den zimperlichen Alterthümlichkeiten und phänomenalen Rückſichtsſkrupeln und Nörgeleien der „Familie“, trotz Schönheit und Reichthum um alle Heirathspartieen gekommen war, ſaß am Tiſch, und ließ ihre wundervollen nackten Arme und eine junoniſche Büſte, wie Frau Venus durch die Abenddämmerung am Hörſelberge leuchten. Wie ſie in einem kirſchrothen Sammetgewande ſo prangte und gelangweilt die auf dem Tiſche liegenden Leſſinge durchblätterte, wie ſie dann mit einem bitteren Lächeln die Geſellſchaft überflog, und ein böſer tiefer Zug um ihren feinen Mund ſichtbar wurde, konnte man ſich wohl heimlich an den Nacken faſſen und etwas von kaltem Eiſen ſpüren, ſo viel arger Menſchenhaß lag in ihrem Blick aufgeſpeichert. Nun kam der alte Dichter und ſie lächelte fröhlicher, denn der alte Dichter hatte zuweilen ihre Schönheit in zierlichen Verſen beſungen. Zwar war dieſelbe Huldigung auch ſchon ihrer Mutter zu Theil geworden, allein gereimte Liebesworte klingen immer ſüß, und zudem mochten nur dieſe Sonette und Madrigale als die einzig erlaubten Ausſtrahlungen des officiöſen Familiengenius in ihre Hände gekommen ſein. Was ſonſt von Poeſie heimlich herbeigeflattert war, ſchien von den wohlabgerichteten Anſtandswächtern aufgefangen und an die oberſte Behörde abgeliefert worden zu ſein. Der alte Dichter galt, wenn auch nicht draußen in der Welt, ſo doch in der „Familie“, für eine unumſtößliche Autorität in poetiſchen Civil- und Criminalſachen. Er gehörte zu der mythologiſchen Schule und bediente ſich, unbekümmert um die Fortſchritte der Zeit, aller Götter und Göttinnen der Heidenwelt, zu Bildern und Anſpielungen. Das zweite Knopfloch ſeines Fracks war mit mehreren Bändchen geziert, die er von kleinen deutſchen Herren für allerlei frühere Gefälligkeiten, proſaiſcher und poetiſcher Art, erhalten hatte und auf ſeinem Geſichte lag die Ruhe des olympiſchen Jupiter. Nachdem er uns oberflächlich gemuſtert und noch oberflächlicher gegrüßt — die älteren jungen Herren verbeugten ſich ſo tief, daß ſie ihre Glatzen an dem Vließ des Fußteppichs in Unordnung brachten — begann er einen lebhaften Monolog, in dem er Einzelne von uns mit einer ſolchen pathetiſchen Allgemeinheit anredete, wie die tragiſchen Helden auf dem Theater das Schickſal, die Natur, den Himmel, die Hölle, oder ſonſt Sachen, von denen Niemand etwas Beſtimmtes und Angenehmes weiß, die auch ihrerſeits niemals Antwort auf die allerdringlichſten Fragen ertheilen. Man ſah dem alten Dichter an, wie wohl ihm in dem unheimlichen Quartier, unter den vergoldeten Bilderrahmen, bei der myſteriöſen Beleuchtung und dem laulichen Theewaſſer war; er glich einem koloſſalen Fiſch, der, in der kühlen Meertiefe ſtehend, vor ſich hin behaglich in das Dunkel glotzt. Endlich entſchloß ſich der berühmte Mann aus ſeinen Theorieen in das praktiſche Leben niederzuſteigen und von den Plänen des Abends Notiz zu nehmen.

„Wir wollten ja wohl Leſſings Nathan den Weiſen mit vertheilten Rollen leſen?“ begann er mit wohlwollendem Blicke auf uns Schächer.

„Ja, lieber Geheimerath“, antwortete der Wirth, „hier ſind ſechs Exemplare des Werkes, es kommt nur darauf an, daß Sie die Rollen vertheilen.“

Eine altmodiſche Pendüle ſchlug bei dieſen Worten mit heiſerem Metallton ſieben Uhr und erinnerte mich an die Länge des Schauſpiels unſeres herrlichen Leſſing.

„Ich werde den Nathan leſen“, fuhr der Geheimerath fort, „Sie, unſer liebenswürdiger Wirth übernehmen den Saladin und der Herr Regierungsrath hat wohl die Güte, den Tempelherrn durchzuführen. Die Damen“, ſetzte er mit galantem Niederſchlag der Augen hinzu, „werden wahrſcheinlich ſchon die weiblichen Rollen unter ſich vertheilt haben, ſo daß ich mir in dieſer Hinſicht keine Vorſchläge erlaube.“

Wirklich bemerkte ich, wie nach dieſer freundlichen Aufforderung noch zwei Frauenzimmer aus dem Schatten einer rieſigen Marmorvaſe, die vor einem hohen Fenſter ſtand, mit Leſſingen in den Händen hervorkamen und ſich dem Lichtkreis auf dem Tiſche näherten, um ihren Antheil an dem hohen Genuß der Vorleſung zu erhalten. Die Spukhaftigkeit der Scenerie wurde nebenbei noch durch den alten Bedienten des Hauſes vermehrt, der mitten im Dunkel des nächſten Bilderzimmers, lautlos wie der Geiſt des abgeſchiedenen Dänemark daſtand, und auf irgend eine beſchwörende Anrede zu warten ſchien.

Nach kurzen Vorbereitungen begann nun die Vorleſung, in der mir die beſcheidene Rolle des Kloſterbruders zugefallen war, deren geringer Umfang mir geſtattete, mich zu der ſtattlichen Schönen zu ſetzen, mit ihr aus einem Buche zu leſen, und meine Gloſſen über dieſe merkwürdige Unterhaltung in der Mitte eines ſonſt ſo lebensluſtigen und vergnügungsſüchtigen Jahrhunderts zu ſammeln.

Wir begannen die Verarbeitung Nathan's ungefähr zehn Minuten nach ſieben Uhr und ſetzten dieſes Geſchäft mit ungeſchwächten Fonds und ausreichenden Mitteln ſo lange fort, daß mir zuletzt vor Hunger, Durſt, Abſpannung der Nerven und dem Anhören abgetakelter Stimmen und zahlloſer fehlerhafter Accente, ganz ſchwarz vor den Augen wurde.

Der alte Dichter ging dem Nathan mit einem hochnothpeinlichen Verfahren zu Leibe und ließ ihm auch nicht einen leiſen Laut im Leibe. Er trug ihn vor, wie ein ordinärer Couliſſenreißer den Karl Moor, den Abällino oder den Otto von Wittelsbach declamirt, und hatte ſeinen Vorbildern auf der Bühne ihre Künſte ſo genau abgemerkt, daß mir der Verdacht aufſtieg, der alte Dichter bringe ſeine meiſten Abende in den Theatern vor den Thoren zu. Wenn er den armen alten Juden eine Zeitlang durch Dick und Dünn gezerrt hatte, bremſte er den Courierzug ſeiner Declamation und fuhr eine Weile fein ſäuberlich, wie über einen gefährlichen hohen Damm, und die Zuhörenden und Mitleſenden hielten den Athem an, weil ſie ahnten, daß dieſe Ruhe nur von kurzer Dauer ſein und eine gefährliche Exploſion gleich folgen werde.

Die älteren jungen Herren waren im höchſten Grade entzückt über eine ſolche Kunſt des Vortrages. Sie hoben alle fünf Minuten die Hände unter dem Tiſch gen Himmel, und hielten den alten Dichter für größer, als ſämmtliche Schauſpieler des Hoftheaters, incluſive der fremden berühmten Gäſte. Ueberhaupt war an ihnen zu bemerken, daß ſie das heutige Vergnügen über alle möglichen Kunſtgenüſſe des Alterthumes und der neueren Zeit ſtellten und von Dankgefühl gegen den Wirth tief durchdrungen waren. In der alten und berühmten Zuckerfabrik, in welcher ſie etwas verwalteten, bekleideten oder vertraten, das zuverläſſige Leute erforderte, ereignete ſich die Woche über nie etwas ähnliches Poetiſches und wenn ſie wirklich alle halbe Jahre einmal das Theater beſuchten, ſo ſtanden ſie den Akteuren zu fern, als daß ihr Vergnügen vollſtändig geweſen wäre. Hier ſaß Nathan leibhaftig vor ihnen und ſchnupfte ſogar aus der Tuladoſe des Aelteſten der beiden älteren jungen Herren, ſah auch häufig Beide mit großem ſtarrem Auge an und ſchüttete ihnen Leſſing's Weisheit herablaſſend über die Köpfe.

Unſer lieber Wirth ſtammelte ein wenig und vermochte deshalb nicht den edlen Sultan Saladin mit der Würde zu bekleiden, welche den Fürſten des Orients ſo wohl ſteht, doch ſtörte eine ſo kleine Untugend das Enſemble nicht weſentlich, denn dieſes Stammeln gewährte doch gewiſſe Abſchnitte, wenngleich ſie auch nicht immer zu dem Sinne der Dichtung paßten, und erſetzte die vorgeſchriebenen Interpunktionszeichen. Der junge Regierungsrath und Tempelherr las, als ob er von einem wüthenden Nationalhaß gegen die Interpunktionszeichen durchdrungen ſei. Den Vorwurf, daß er ſeine Rolle zu deklamatoriſch halte, konnte man ihm daher nicht machen, aber wohl den, daß er die Verſe Leſſing's behandle, wie ein Waiſenhausvater die ihm anvertrauten Zöglinge. Er beköſtigte ſie mit Sinn und Ton ſo ſchlecht, daß ſie offenbar ganz von Kräften kamen und das Mitleiden jedes guten Menſchen erregten. Der alte Dichter wurde durch dieſen Uebelſtand nur wenig geſtört, denn jeder ſchlechtere und kraftloſere Vorleſer mußte ſeinen Ruhm nothgedrungen erheben. Daß wir aber an Kraft und Ausdauer mit ihm nicht wetteifern konnten, zeigte ſich deutlich bei der berühmten Erzählung von den drei Ringen. Auf dieſe Stelle mußte unſer Nathan eigends gewartet haben. Er griff mit eiſenfeſter Hand in ſein ſauber gefaltetes Jabot und rüttelte ſich ſelber vorher mit Macht zurecht, dann vertiefte er ſich in die Erzählung und durchſchritt ſie ſo langſam, wie ein kühner Jäger einen gefährlichen Moraſt. Man hörte ordentlich aus dem Tone ſeiner Rede heraus, wie leid es ihm that, daß der Vater ſich nur auf drei Ringe beſchränkt und nicht noch ein umfaſſenderes Bild von Duldung gegeben hatte. Wäre es nach unſerem Manne gegangen, alle Religionen mit ihren Sekten und Prieſtern hätten Verzeihung für ihre Exiſtenz erhalten und einen Ring dazu, ja der alte Dichter ſah den Regierungsrath und mich zuweilen ſo mitleidig und duldſam an, als wollte er ſagen: „Euch Beide kenne ich, ihr betet den Fetiſch und Medicinſack des großen Häuptlings vom Salzſee an, aber fürchtet nichts, von mir werdet Ihr dem Conſiſtorium nicht verrathen, ich bin Nathan der Weiſe, und handle mit Toleranz en Gros und en Detail, auch mache ich Commiſſionsgeſchäfte und leihe Geld ohne Zinſen an hülfsbedürftige junge Leute aus."

Wie geſagt, hatte ich an dem Glacis des dunkelrothen Sammtkleides der ſtattlichen Schönen eine Zuflucht geſucht und war ſo nahe an ſie gerückt, als der Vorwand, mit ihr die Dichtung in einem Exemplar zu verfolgen, irgend geſtattete. Ich bekenne aber auch mit gleicher Offenheit, wie J. J. Rouſſeau in ſeinen Confeſſions in ähnlichen Fällen, daß ihre warme aromatiſche Atmoſphäre, im Contraſt mit den abſcheulichen Geſpenſtern von verſtorbenem Büchenholz, welche um den Ofen ſpukten, mit den geſellſchaftlichen Ausdünſtungen der alten Damen und älteren jungen Herren, und dem Anflug von Aktenmoder, der dem jungen Regierungsrathe anhaftete, mir unglaublich wohlthat. So ſitzt der Pilger an einem lieblichen Sommertage unter den Schatten des Weinlaubes von Meran und blickt mit behaglichem Schauder auf die hohen Dolomiten des Faſſathales und die wilden Ufer der Paſſer. Sie hatte ihre weiße Rechte auf die dunkle Tiſchdecke gelegt und ließ mich die unvergleichlichen Grübchen darin bewundern, womit ich mich unausgeſetzt beſchäftigte, ohne daran zu denken, den koſtbaren Diamant zu taxiren, der am Ringfinger glänzte und den würdigen Patriarchen von Jeruſalem mehr anzog, als der Jude, den er dem Texte nach verbrennen ſollte. In den Anblick dieſer ſo ſchönen und zarten Hand verſunken, an die ſich noch nie ein Mann hatte wagen dürfen, ließ ich meinen Gedanken freien Lauf und ahmte jenem romantiſchen Gefangenen nach, der in ſeinem Kerker einen Strohhalm aus dem Lager zieht und auf den Sproſſen der Phantaſie mit ihm hinausklettert bis in das grüne Blachfeld, das wogende Korn, die Getreidebündel der Erndte und die Hornmuſik der luſtigen Jagd. Ich ſetzte die Hand im Traume in Bewegung, ich ließ ſie ſich heben, durch die Lüfte ſchwingen und ſchließlich mit lautem Schalle auf die linke Backe des alten Dichters niederfallen.

Wie wohl verdient wäre dieſe Ohrfeige geweſen, welcher gebührende Lohn für ſeine durchbohrenden Blicke auf ein Paar armer Weſen, wie die Schöne und meine Wenigkeit, die wir in ſchweigenden und geheimnißvollen Sympathieen bei einander ſaßen, und nicht über Nathan, ſondern über die, ſo ihn kreuzigten, mit Schmerzen nachdachten.

Auf dem Sopha ſaß noch ein gehäſſiger Wurm weiblichen Geſchlechtes, dem unſer ſtummes Schutz- und Trutzbündniß eine Dornhecke im Auge war. Die alte Gnädige, welche, wie ſich ſpäter auswies, von der Natur mit Taubheit geſegnet war, ſtrickte, ihre Blicke auf mich heftend, ihre Filetgewebe mit einer Wuth, als ſollte es noch heute vollendet, in das Blut des Neſſus getaucht und mir ſtatt meines Hemdes angezogen werden.

Ihre Wuth verhinderte nicht, daß es elf Uhr ſchlug und endlich der fünfte Act begann. Laien hätten glauben können, der alte Dichter, der ſeit ſieben Uhr mit Hochdruck ſeiner Reſpirationsorgane geleſen und ſich nicht einmal die Lippen naß gemacht hatte, werde jetzt in Schwäche verfallen und leiſer leſen; allein der bewundernswerthe Mann entfaltete erſt jetzt ſeine wahre Größe. Als beſonnener rhetoriſcher Feldherr führte er eine aufgeſparte mächtige Reſerve in's Feuer und gab ſich ſo unerhörte Airs von Toleranz und Wohlwollen gegen die Menſchheit, daß ſchwache Naturen ſchon aus Furcht vor ihm zu ſeiner milden Weltanſicht ſchwören mußten.

Während dieſes fünften Actes gab ſelbſt die Schöne einige Lebenszeichen von ſich. Man vernahm nämlich in der mäßigen Entfernung von zwei bis drei Salons das leiſe Geräuſch von ſchwerem Metall, das zarte Klingen von feinen Gläſern und den ſchmerzlich irdiſchen Laut von ſoliden Porzellantellern, und als endlich die ſchnöde verwickelten Familienverhältniſſe Saladins ohne Vormundſchaftsgericht kurz vor zwölf Uhr vom Dichter geordnet werden waren, machte ſich ſogar der Opferduft eines Rehziemers und anderer geziemenden Tröſtungen eines rechtſchaffen gehandhabten Küchencultus geltend. Dieſen Naturſtimmen vermochte die arme Tochter des Reichthumes und der Langenweile nicht zu widerſtehen; ſie ſchlug meinen alten zerleſenen Leſſing mit einer ſo feurigen Energie zu, daß der zahnloſen Dajah ein ſteifes Leſezeichen an die Naſe flog, der Patriarch aber ſeine Lorgnette unter den Tiſch fallen ließ, und ſagte mit dem befehlenden Tone einer Prinzeſſin: „Führen Sie mich zu Tiſche!“

Gleich darauf erklangen die letzten Verſe und in feierlich angemeſſenem Zuge begaben wir uns in den Speiſeſalon und begannen in der erſten Frühſtunde des Montag's zu ſpeiſen.

Kaum hatte aber das Souper angefangen, als der alte Dichter, der ein Monopol auf das Wort zu beſitzen ſchien, von Neuem ſeine unterſchlächtige Redemühle arbeiten ließ und eine Abhandlung über Leſſing und Nathan den Weiſen vorzutragen anhub. Zur Ehre der leidenden Menſchheit kann ich jedoch hinzufügen, daß die Geſellſchaft nur dem äußern Anſchein nach Notiz von ihm nahm, in Wahrheit aber die ewigen Rechte der Natur die Oberhand erhielten und ſelbſt die älteren jungen Herren und die beiden Frauenzimmer, welche hinter der rieſigen Marmorvaſe hervorgekommen waren, wie Ziethen's Huſaren einhieben, und die Kehlen in dem berühmten Domdechant des Familienkellers badeten.

Als wir uns nach ein Uhr von Tiſche erhoben, rief der Wirth: „Meine Damen und Herren, heute über vierzehn Tage werden wir uns wieder die Ehre ausbitten. Wir leſen Emilia Galotti."

„Dann müſſen Sie, mein Fräulein, die Gräfin Orſina leſen!" ſagte ich zu der Schönen und hüllte einen großen Nerzkragen um ihre Schultern. Sie aber ließ aus ihren tiefen Augen einen grellen Blick über mich vermeſſenen Menſchen hin leuchten, ſchüttelte den Kopf, lächelte ironiſch und ging, wie Judith, nachdem ſie den Holofernes erſchlagen, von dannen.

Vierzehn Tage waren noch nicht verfloſſen, als ich einen Abſagebrief ſchrieb, ich hatte genug an dem alten Dichter: er las den Marinelli.

Vornehmes Landleben.

Die ſchönen Tage, welche uns jetzt nach ſo langen Wind- und Wetterleiden zu Theil werden, erinnern mich an einen Landaufenthalt früherer Jahre, der im Verlaufe des Frühlings und Sommers gleich einem chroniſchen Uebel wiederkehrte, und von allen bürgerlichen Theilnehmern um ſo lebhafter gefürchtet wurde, als er ſich nicht wohl vermeiden ließ.

Poeten und Philoſophen, Maler und Landwirthe, Liebende und Menſchenfeinde, ſuchen Einſamkeit, ungeſtörtes Glück, hohe Getreidepreiſe, landſchaftliche Motive, tiefe Gedanken und gereimte Verſe am Buſen der Natur; erzählen wir nun auch, wie ſich die Ariſtokratie und ihre ergebenen Klienten im Schooße des Landlebens verhalten.

Graf W. war ein Herr von altem Adel und feinen Sitten, zwei glänzenden Eigenſchaften, die ſich nicht immer in einer Perſon vereinigt finden. Ein langer Aufenthalt im Auslande und der in fremden Städten ſich unausbleiblich bildende Umgang mit Leuten aus allen Ständen, hatte ſeinen angeſtammten Geburtsſtolz etwas gedämpft und ihn zu den gemäßigten Anſichten bekehrt, daß bürgerliche Subjekte nicht unbedingt und prinzipiell des Umganges mit dem hohen Adel unwürdig ſeien, ſondern daß es für Letzteren angenehm und nützlich werden könne, wenn er zuweilen die exkluſive Geſellſchaft, wie feines ſich leicht abnutzendes Gold, mit jenem feſten, aber unedlen Metall vereinte.

Ein ſehr talentvoller Komponiſt, ein ſeitdem von der Bühne zurückgetretener berühmter Teneriſt und meine Perſon, bildeten das Triumvirat, welches außer einigen, weniger beachteten Quartettſpielern, regelmäßig zu den größeren Geſellſchaften des Grafen gezogen wurde. Ich muß, um Manches begreiflich zu machen, vorausſchicken, daß der Graf bis Dato noch nicht die Gräfin gefunden, vielleicht auch gar nicht geſucht hatte, welche ſeinem großen Majorate einen Erben zu ſchenken bereit war, ja daß es den Anſchein hatte, der Graf ſei im Stillen entſchloſſen, den Stammſitz an einen jüngeren, mit einer ſtarken Familie von kleinen Junkern geſegneten Bruder übergehen zu laſſen. Als ein vornehmes Inſtrument von diplomatiſchem Timbre ſprach er ſich allerdings nie über ſeine eigentlichen Beweggründe aus, allein wenn ich ſeine kahle Stirn verſtohlen prüfte und entdeckte, mit welcher Vorſicht er dieſes große Albumblatt, das er als Erinnerung an einen mehrjährigen Aufenthalt in Paris mitgebracht hatte, zu verbergen ſuchte, glaubte ich über die Motive ſeiner reſignirten Denkungsart nicht im Zweifel zu ſein.

Der Graf hatte in Frankreich und Italien ſeinen angeborenen Sinn für Muſik ausgebildet und jenſeits der Alpen den Melodienreichthum, jenſeits des Rheines am Ufer der Seine, die zarte und feine Behandlung der Vokal- und Inſtrumentalmuſik, welche man faſt nur noch in den Virtuoſenkreiſen und Theaterorcheſtern von Paris in ähnlicher Vollendung hört, lieben gelernt. Nach Berlin zurückgekehrt, hatte er in ſeinem Hauſe während des Winters muſikaliſche Soiréen veranſtaltet, tüchtige Künſtler eingeladen und klaſſiſche Quartette, ſo gut man ſie eben haben kann, ſpielen laſſen. Merkwürdigerweiſe erfreute ſich die Inſtrumentalmuſik einer unverkennbaren Bevorzugung. Im Geſange ſchien der Graf nur ſchöne Männerſtimmen in ſeinem Hauſe gern zu hören, obgleich man ihm nicht vorwerfen konnte, daß er treffliche Sängerinnen im Theater und Concerte vermied. In ſeinem Hauſe erblickte man jedoch niemals eine dieſer Philomelen der

Couliſſen, wie denn auch der Graf abſichtlich vermied, in den allwinterlichen Enthuſiasmus der guten Geſellſchaft über dieſe oder jene Saiſonberühmtheit einzuſtimmen. Er hatte ſeine Erfahrungen gemacht und kaufte den Juwelieren zu ihrem Leidweſen weder Armbänder noch Ohrgehänge ab.

Wenn die erwähnten Zirkel ihre angenehme Seite hatten, ſo entwickelte der Graf dafür in der guten Jahreszeit auf dem Lande einen Geſellſchafts- und Naturluxus, an den ich noch heute, nachdem längſt unſer Kreis durch Leben oder Tod auseinandergeſprengt worden iſt, nicht ohne Herzbeklemmung denken kann.

Einige Meilen, etwa anderthalb Stationsdiſtanzen nach dem Maaßſtabe eines Courierzuges, von Berlin, beſaß der Graf einen herrlichen Landſitz, mit allen Zuthaten, welche ein Rittergut für einen vornehmen Cavalier unentbehrlich, für einen reichen ungeübten Bürgerlichen höchſt läſtig machen. Da gab es eine weitläufige Fiſcherei, anſehnlichen Waldbeſtand, Jagd jeder Art und eine durchaus adlige Nachbarſchaft, unter der ſich noch keine „Börſengrafen“ feſtgeſetzt hatten. Dorthin pflegte der Graf uns genannte Drei im Laufe des Sommers mehrmals einzuladen und einige Tage mit ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit feſtzuhalten. Er wußte, daß wir die Natur liebten und glaubte uns ihren Genuß durch ſeine Einladung zu verſchaffen; allein wir kamen alle darin überein, daß der Graf abſonderliche Vorſtellungen von Natur und Naturgenuß habe, die ebenſo ſehr von den gemeinen bürgerlichen Begriffen, wie die ſonſtigen Anſichten eines hohen Adels von Welt und Menſchen abwichen. Beſchreiben wir aber zur Erheiterung aller Naturfreunde, welche einſam durch Feld und Wald zu ſchweifen und auf den Geſang der Vögel zu lauſchen lieben, wie wir die Natur auf Schloß Ellingen zu genießen verpflichtet waren.

Sobald ein großer Brief von amtlichem Format mit adligem, in feinſtem Siegellack abgedrucktem Wappen ankam, wußten wir, daß es mit unſerer perſönlichen Freiheit vor der Hand aus ſei, und daß der Graf uns etwas „Landleben“ zugedacht habe. Wir trafen alsbald unſere Maaßregeln. Der Componiſt ſagte ſeine Lectionen ab und ſchlug ſeine Partituren zu, der Tenoriſt ſuchte bei dem Intendanten — damals überliſteten die Künſtler noch nicht ihre Chefs ſo oft wie heute — um einen kleinen Urlaub nach, der meiſtens gern gewährt und mit Unterdrückung von winterlichen Heiſerkeiten vergolten wurde, und ich ſchrieb einen Tag und eine Nacht hindurch praenumerando. Da die erwähnten Einladungen meiſtens am Freitag frühe eintrafen, fanden wir uns am Sonnabend bei guter Zeit auf dem Eiſenbahnhofe ein und begaben uns gemeinſchaftlich nach der Station, von welcher eine prächtige, überwiegend aus der Taſche des Grafen bezahlte Chauſſee nach Schloß Ellingen führte.

Schon auf dem Perron pflegten uns jedesmal bedeutungsvolle Anzeichen zu begegnen. Gräfliche Diener in dunklen bürgerlichen Kleidern grüßten uns als Freunde ihres Gebieters ehrerbietig und doch vertraulicher, wie den Lieutenant vom „Remment Garde du Corps,“ der in erſter Klaſſe mitfuhr, uns aber unterweges, und überhaupt weiterhin, nach der Rückkehr in's gemeine Daſein niemals kannte. Körbe und Packete, Kiſten mit Flaſchen und große Kuchenſchachteln, wurden der Sorgfalt der Conducteure anempfohlen oder eigenhändig auf dem Schooße feſtgehalten, eine Art gräflicher Reiſemeiſter zählte die Stücke, notirte ſie auf einer Liſte, ſah gedankenvoll und beſorgt aus, und verſchwand endlich mit vier Kiſten feiner Cigarren und einer reparirten Zündnadelbüchſe in einem Wagen zweiter Klaſſe. Waren wir nach anderthalb Stunden an Ort und

Stelle, ſo entwickelte ſich regelmäßig auf der Station ein großer Poſtdienſt. Die Eiſenbahnbeamten öffneten wenigſtens ein Dutzend Wagenthüren und zogen zum mindeſten drei oder vier Dutzend Koffer und Frachtſtücke aus dem Gepäckwagen, eine Menge gutsherrlicher Equipagen und Bauernwagen ſchob ſich auf dem Hofe durcheinander, und zahlreiche ſchnurrbärtige Herren erkannten ſich jetzt erſt auf dem Perron und drückten einander die Hände. Hatte ſich nach zwei Minuten Aufenthalt — bei der Kürze des Lebens hält ſich ja kein gemüthlicher Courierzug länger auf — der Train entfernt, ſo wurden wir in die Equipagen geladen und mit einer ganzen Caravane nach Ellingen geſchafft, wo ein lächelnder alter Haushofmeiſter vor den Stufen der Auffahrt mit einer unnachahmlichen Feinheit die Honneurs vertheilte. Für jeden hatte er einen Blick und eine Galanterie, aber welche Nüancen vermochte er zu entfalten, welcher Abwechſelung, welcher genialen Schattirungen war er fähig! Raſſelten wir drei in unſerem gewöhnlichen gelben Cabriolet, mit dem ausrangirten Rennpferde Tiberius (Mutter Pamina, Vater Tippoo Sahib) heran, ſo fehlte nur, daß der alte Herr ſagte: „Nun, wie leben wir Künſtler und Componiſten, wie geht es uns Leuten von der Feder?“ Er verſtand dieſe vertrauliche Anrede durchaus deutlich in Blicken auszudrücken.

Es dauerte ſtets ziemlich lange, ehe alle Gäſte untergebracht waren. Nicht als ob das Arrangement mangelhaft geweſen wäre, oder Einzelne gegen ihre Zimmer Einwendungen gemacht hätten, ſondern nur, weil die mitgekommene Dienerſchaft fortwährend eine unglaubliche Verwirrung anrichtete und die Dispoſitionen des Haushofmeiſters durchkreuzte. Wir wurden immer in zwei großen Zimmern eines Gartenſalons einquartirt, der ſeitwärts hart hinter dem Schloſſe gelegen, einen reizenden Aufenthalt gewährt hätte, wenn uns freier Aus- und Eingang geſtattet geweſen wäre. Das Gebäude hatte verrückter Weiſe nach dem Garten zu nur eine verſchloſſene Thür und die Bewohner deſſelben mußten für gewöhnlich in das Schloß zurück, und nach einem Marſche über ſämmtliche Corridore ſich einen Ausweg in's Freie ſuchen.

Von jeher hatte ich eine ſchwermüthige Neigung für den Sonnabend auf dem Lande in der Seele getragen. Wer je ein unglücklicher deutſcher Schuljunge — Fluch der Pedanterie! — geweſen iſt, wird die bitterſüße Seligkeit dieſer Abendſtunden auch noch im Mannesalter kennen, wenn die Jahre endlich die Erinnerungen an unbarmherzige, nicht genügend motivirte Maulſchellen, ausgerupfte Haare und zerriſſene Hefte, mit einem Dufte der Ferne umgeben haben, und nur noch die Ahnung einer goldenen, doch ſo armen Freiheit übrig bleibt, der Gedanke der Kirchenglocke der Frühe, der ſonſtigen Erlöſerin von lateiniſcher Grammatik und Geometrie, und das geheime Bewußtſein, daß alles Leben ſolch einen letzten Wochentag hat und im Stillen ſeufzend auf die Erlöſung von dem Sclavendienſt des Organismus und auf eine Frühluſt nach lindem Schlafe hofft. Solche Sonnabendsſtimmung habe ich in der ärmſten Hütte, unter halbwilden Berghirten genoſſen, auf Schloß Ellingen wurde ſie nie geweckt. Vor unſeren Fenſtern dehnte ſich ein von Gebüſchen beſchatteter, gegen Norden von Treibhäuſern und einem weiten Park begrenzter Blumengarten aus, den ein Rudel Pfauen bevölkerte. Das gräßliche Geſchrei dieſer bunten Unholde unterdrückte ſelbſt noch das letzte Abendgeläut der nahe gelegenen Kirche. Aber es gab noch andere proſaiſchere Störungen. Ein Haufe Gärtner und Bauernburſche ſtaffirte den Garten mit Harken und Spaten für den kommenden Sonntag aus. Hier wurde noch begoſſen, dort beſchnitten, hier Laub aufgebunden, dort eine Bank abgeſtäubt, hier ein Waſſerkarren hereingeholt, dort ein Hund hinausgefuchtelt. Aus dem nahe gelegenen Billardzimmer erſchallte das Gelächter junger Gardeofficiere, aus dem Muſikſalon im gegenüberliegenden Schloßflügel drang das klägliche Geheul Sr. Hochwohlgeb. des Herren Landraths von F. Se. Gnaden übten an der Tenorarie des George Brown aus dem zweiten Akte der weißen Dame, womit ſie unſeren Tenoriſten am nächſten Abende zu überraſchen gedachten. Man wird begreifen, daß uns drei Männern im feurigen Ofen nicht behaglich ſein konnte. Um auf unſern liebenswürdigen Wirth, den Grafen, zurückzukommen, ſo hielt ſich derſelbe in ſeiner Gemäldegallerie auf, und empfing die Gäſte, welche ihn zu ſprechen verlangten. Man konnte auf Schloß Ellingen, aber auch im Hôtel Ellingen leben; beides war gleich unerquicklich. Wer nicht früher dem Hausherrn ſeine Cour machen wollte, brachte pflichtſchuldigſt ſeine Reverenz vor der Abendtafel an, zu der mit der Univerſal-Schloßglocke geläutet wurde. Ich habe mir niemals ausreden können, daß ihr Klang den Vater und Großvater des Grafen zu Grabe begleitet habe. Wenn ſie auch meiſtens nur bewegt wurde, um zu Tiſch und Spaziergängen einzuladen, vermochte ich ihren ſchauerlich ehrbaren Ton nie zu hören, ohne daß das gräfliche Erbbegräbniß vor meinem inneren Auge erſchien.

Auf Sonnabend folgte natürlich Sonntag, aber keine vergnüglichere Stimmung. Es hätte ſich „nicht geſchickt,“ mit Pantoffeln früh Morgens im Garten ſpazieren zu gehen, und unſere blankgewichſten Stiefeln — wenn ſie überhaupt vor zehn Uhr in dieſe glänzende Lage verſetzt wurden — mußten wir für die kommenden Ereigniſſe aufſparen. Wir ſaßen alſo am Fenſter, rauchten Cigarren, tranken Kaffee, und machten nach und nach eine großartige Toilette. Der Graf war, ſeiner anſcheinenden Vernachläſſigung der Künſtlerinnen ungeachtet, ein ſehr eleganter Herr, und der Anblick einer tadelloſen weißen Cravatte und eines gutſitzenden Fracks verſetzte ihn in eine eben ſo angenehme Laune, als gewöhnliche Menſchen ein blühendes ſchönes Geſicht, eine friſch gepflückte Blume oder ein heiteres Lied. Mußte man ihm nicht zu Dank leben und die Hofetikette auf Schloß Ellingen mitmachen? Am ſchwerſten fiel dieſer Zwang unſerem Componiſten, der vielleicht ohne es ſelber zu wiſſen, ein wenig den Beethoven copirte, ſalopp einherging und behauptete, nur „Schufte" trügen täglich weiße Halsbinden. Dennoch legte auch er das höfiſche Halsband an, knöpfte aber murrend den Frack zu, um es wenigſtens möglichſt zu verbergen. Ueber allem dieſem Schniegeln und Bügeln war es etwa halb zwölf geworden und die Glocke lud mit großartigem Schwunge zum Dejeuner ein.

Wer die vielleicht aus dreißig Herren beſtehende Geſellſchaft ohne Kenntniß aller ſonſtigen Beziehungen geſehen hätte, würde geglaubt haben, ſie warte auf einen regierenden Fürſten, ſie wartete jedoch nur auf Bouillon in Taſſen. Ehrwürdige Diener in Livreen aus dem vorigen Regime des Herrn Vaters — der Graf hielt viel darauf — reichten dieſes Fluidum von zweifelhaftem Nahrungswerth umher, und ließen ein höchſt unbequem im Stehen ſervirtes Gabelfrühſtück darauf folgen. Nicht ſobald hatten wir dieſes eiligſt verzehrt, und unſre zarte Leibwäſche nach Möglichkeit dabei geſchont, als auch der Graf einen Spaziergang vorſchlug. Dieſe Promenade ſtand regelmäßig auf dem Programm jedes Sonntages, allein ſie wurde ſtets auf eine andere, aber immer ſehr geiſtreiche Weiſe eingeleitet. Bald ſollten uns die neuen ſüdamerikaniſchen Schlingpflanzen im Treibhauſe gezeigt werden, bald die jungen

Cochinchinahühner, heute blühte eine Aloe, und zwei Monate darauf war ein neuer Ausſichtsberg neben den Spargelbeeten aufgeſchüttet worden. Wir ſetzten uns alſo in Bewegung und zogen in feierlichem Parademarſch, in kleinen Gruppen von drei bis vier Landvergnüglingen, den Grafen an der Spitze, in höchſter Gala nach den Sehenswürdigkeiten. Selten langten wir auf geradem Wege dorthin, denn der Graf, in dem oft durch einen anweſenden alten Landwirth der ehrliche ſchlichte ökonomiſche Sinn geweckt wurde, machte leicht einen kleinen Abſtecher und zwang uns, ihm durch Staub und — ländlichen Dünger zu folgen. Aber auch ohne dergleichen Parentheſen, waren dieſe Promenaden höchſt langweilig und mühſelig. Der Graf fing gern allerlei „unterrichtende“ Geſpräche an und ließ ſich mit großer Liebenswürdigkeit belehren, namentlich wenn er wußte, daß Jemand ſich mündlich gern vernehmen ließ; da er aber bei den meiſten Bürgerlichen dieſe Untugend vorausſetzte, wurden wir oft gezwungen, ihm, eingekeilt in unſere Kleiderfolter, im Schweiße unſeres Angeſichts ſchwierige Dinge auseinanderzuſetzen, die ſich am beſten bei einer Flaſche Rheinwein, ohne Rock und Halstuch beſprechen laſſen. Die Garde, gewöhnt an den ſchlimmſten tagelangen Monturzwang, benahm ſich vortrefflich. Sie entwickelte Witze ihres Styles und animirte den Grafen, der nie gedient hatte, aber für die Söhne des „Remment's“ die zärtliche Vorliebe eines älteren reichen Onkels hatte.

Waren unſere Stiefeln mit Staub bedeckt und die Glacéhandſchuhe durchfeuchtet, hatten die ſteifen Filzhüte einen rothen Ring auf unſere heißen Stirnen gedrückt, und klebten die ſchwarzen Röcke auf unſeren Rücken, ſo machte der Graf, der als trockener Herr wenig von der Transpiration litt, der Promenade ein Ende. Wir zogen uns nach Belieben in unſere Zimmer zurück, oder begaben uns in den Empfangſalon, wo der Graf auf ſeine, zum Diner eingeladenen Nachbaren nebſt ihren Damen wartete, und eine gebührende Anzahl der anweſenden Beſucher ſich als höfliche Satelliten um ihn aufſtellte und Converſation machte.

Ungefähr eine Stunde vor der Tiſchzeit ſtellten ſich die Gutsnachbaren mit ihren Damen ein. Sofort veränderte ſich die Wolkenbildung an dem ariſtokratiſchen Himmel von Schloß Ellingen. Graf W. war ein außerordentlich geſuchter Mann, den jeder Vater gern zum Schwiegerſohne, jede tugendhafte Tochter noch lieber zum Ehegemahle erwählt hätte. Da indeſſen der Graf zu jenen Männern zählte, welche ihrerſeits nicht gern mit Wahlen zu thun haben, was er ſeitdem auch durch eine vollſtändige Zurückgezogenheit vom politiſchen Gebiete bewieſen hat, mußte man ſich entſchließen, ihm den Hof zu machen. Der zu Tiſch eintreffende Damenflor war ausgezeichnet, und die Hauptſache, weshalb meine Freunde: der Componiſt und Tenoriſt, ſich immer wieder von Neuem entſchloſſen, trotz aller Ceremonien und geſellſchaftlichen Peinlichkeiten, auf Schloß Ellingen zu erſcheinen. Beiden that es unendlich wohl, unter dieſem Schwarm von gleichberechtigten, und eben deshalb unbedeutenden jungen Leuten von Adel, als Männer, die ſich durch Talente liebenswürdig machten, von den Damen ausgezeichnet zu werden. Mein Charakter als literariſcher Stummer drückte mich in das unſcheinbare Fach eines gelaſſenen neidloſen Beobachters hinab.

Natürlich war Graf W. der Brennpunkt, in welchem ſich alle Strahlen weiblicher Liebenswürdigkeit concentrirten; da aber in pſychiſchen Prozeſſen die mathematiſchen Geſetze nicht ſo haarſcharf beobachtet werden, wie in phyſiſchen, kamen einige ſeitwärts abirrende Strahlen auch meinen Freunden zu Gute. Um drei

Uhr wurde die ganze Geſellſchaft durch eine außerordentliche Geſandtſchaft, an deren Spitze der Haushofmeiſter ſtand, aufgefordert, dem Grafen in den Eßſaal zu folgen. Wenn es eine Kunſt iſt, die von Jahr zu Jahr mehr verloren geht, in großer Geſellſchaft, einem Diner vorzuſitzen, die Stimmung der Gäſte mit Feinheit anzuregen und zu regeln, ſo gehörte der Herr Graf zu den ſeltenſten Geiſtern ſeines Jahrhunderts. Unter der Maske unbekümmerter Gleichgültigkeit hatte er die Augen überall. Mit kaum merklichem Blick ſpornte er einen ſaumſeligen Lakaien an, durch einen freundlichen Wink machte er einen älteren Nachbar auf eine beſonders treffliche Sorte von Cabinetswein aufmerkſam, und keiner ſeiner Gäſte, ſelbſt am unterſten Ende der Tafel, entging ſeiner gaſtfreien Aufmerkſamkeit. Dieſes Feſtmahl dauerte nie längere, aber auch nie kürzere Zeit, als zwei Stunden, und unmittelbar darauf wurde der Kaffee unter einem Chineſiſchen Zeltdache im Garten eingenommen.

Die bis dahin regierende Zwangsherrſchaft, der Despotismus der ariſtokratiſchen Sitte, ließ jetzt etwas nach, und ich darf unter tief empfundenen Schmerzen nicht verſchweigen, daß mehrere jüngere, zuweilen leider auch ältere Ritter und Knappen, ſich von den Reizen der Damen und des Kaffeetiſches abzweigten, und die Geſchichte ihrer Siege im berliner Balletcorps mit lauter Stimme und lebhaften Gebehrden glaubwürdig zu machen ſuchten.

Der Graf leitete inzwiſchen mit dem edelſten Anſtande die Kaffeeunterhaltung. Er beſaß in hohem Grade die Virtuoſität vornehmer und vielfach beobachteter Perſonen, ſeine Langeweile zu verbergen und den Schein des Vergnügens anzunehmen. Dieſe Bravourvariationen über das alte Thema von der verzweifelten Einöde des geſellſchaftlichen Lebens trug er mit vollendeter Meiſterſchaft vor, und ſtrafte durch Witz und Scherz ſeine milden Augen und abgeſpannten Geſichtszüge Lügen. Der Herr Paſtor, ein regelmäßiger Tiſchgenoß an ſolchen Sonntagen, unterſtützte den Grafen redlich in dem anſtrengenden Geſchäfte, ſeine Nachbaren zu unterhalten. Dieſer ehrwürdige Diener des Wortes Gottes hatte eine berühmte Vergangenheit als Hauslehrer in großen adligen Häuſern. Er verſtand im Kirchthurmrennen, auf eine ſeinem heiligen Amte ſehr wenig angemeſſene unerſchrockene Art, mitzureiten, ſchoß die Schwalbe im Fluge nicht unſicherer als der Profeſſor Ehrenberg, ſpielte vortrefflich Whiſt und L'Hombre, kannte viele Jagd- und Fiſchkünſte, imponirte dem Adel und den Bauern, und beſaß einen Ehrgeiz, der ihn nach einigen Jahren in die preußiſchen Kammern trieb. Ein offener Kopf und vortrefflich in weltlichen Büchern beleſen, von ſchlagfertigem Witze, dabei gedeckt durch die Würde ſeines Standes und den ernſten Schnitt ſeiner Tracht, feſſelte er ungemein die Damen, welche bekanntlich von keinem Individuum ſicherer gewonnen und beherrſcht werden, als von einem frivol zugeſtutzten Prieſter. Für die Wirthſchaft auf Schloß Ellingen war er eine vollkommen unentbehrliche Perſönlichkeit. Mit bewunderungswürdiger Ausdauer der Lungen ließ er von der Suppe an, bis auf den letzten Biſſen des Soupers, die Unterhaltung nicht aufhören. Wenn Alle ſchwiegen, war er noch bei Stimme und Geiſt. Wenn Niemand mehr aß und trank, hatte er noch Durſt und Appetit. Er gehörte zu jenen koſtbaren Paſtoren, wie ſie nur von dem reichlichen Leben in großen Pfarreien auf reichen Ritterſitzen erzeugt und erzogen werden. Vom modernen Pietismus war er noch unberührt geblieben; er war Rationaliſt bis zum Durchprügeln ſeiner Beichtkinder mit dem dicken Pfefferrohr ſeiner Hauspfeife. Man konnte nicht mit ihm zuſammenſein, ohne den Himmel zu danken, daß durch ſeine Gnade ein ſolcher Mann zur Unterſtützung der armen ungläubigen Menſchheit auf die Kanzel gekommen ſei. Man mußte ihn liebhaben, auch wenn man regelmäßig im Whiſt ſein Geld an ihn verlor, und wenn Mittags die Pfirſichbowle gut gerathen war, ſang er Abends mit einer prachtvollen Baßſtimme geiſtliche Muſikſtücke aus Oratorien ſo brillant, daß Laien ſie für die wirkſamſten Opernarien halten mußten. Nebenbei war er ſeinem Kirchenpatron unbedingt ergeben und glich durchaus nicht den widerſpänſtigen Kaplanen vornehmer Granden, von denen uns Cervantes, Rabelais u. A. ſo manches ſeltſame Stück erzählt haben. Reſpektirte man die Würde der Kirche in ſeiner Perſon, ſo war er von Kopf bis Fuß: Toleranzedikt.

Dieſen proteſtantiſchen Heiligen konnte ich nie in der Mitte der Damen ſeine nach nobeln Paſſionen ſchmeckenden Kaffeereden vortragen hören, ohne mir zu ſagen, daß aus ſolchem Stoffe im Mittelalter die ritterlichen Päbſte und Biſchöfe gemacht wurden. Hier reichte er nur zu einem Koſtgänger vornehmer Herren aus, und beugte ſich demüthig unter die Ruthe des Conſiſtoriums.

Was von junger Garde und ſonſtigen Jagdliebhabern anweſend war, zog ſich aus Abneigung gegen die von unſerem Paſtor geleitete Unterhaltung vor das Schloß zurück, und verband ſich mit den Hunden des Grafen, koſtbaren engliſchen Windſpielen, um die Freuden der Jagd wenigſtens ſo weit zu genießen, als man ohne auffallende Störung der Etikette und des Sonntags wagen durfte. Mit Cigarren im Munde ſaßen die Herren auf Stühlen, und warteten bis irgend ein gedankenloſer oder dreiſter Dorfhund das hochgräfliche Gebiet verletzte und an der Auffahrt vorbeilief. Sobald der Eindringling die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte und von einem dunkeln Inſtinkt geleitet, nun ſtehen blieb, plötzlich den Schwanz einkniff und ſein graues zottiges Haupt nach allen Gegenden richtete, um ſich durch genaue Witterung von dem Sitze des im Geheimen drohenden Uebels zu überzeugen, wurden die gräflichen Herren Windſpiele losgelaſſen und auf den Fremdling mit erbarmungloſem Jagdruf gehetzt. Mit einem lauten ahnungsvollen Jammerlaut gab der Unbeſonnene Ferſengeld und wandte ſich der ſo thöricht verlaſſenen Heimath zu, aber noch ehe er die gaſtliche Pforte ſeines niedern Hauſes erreicht hatte und über den ſchützenden Strauchzaun geklettert war, fühlte er ſich von ſeinen grauſamen Stammverwandten hart angepackt, vieler Wolle in ſeinem Vließe beraubt und auf den Tod geſchüttelt, wenn nicht obenein furchtbar niedergerannt und grober Weiſe angebiſſen. Dieſes Freudenfeſt für den Verein gegen Thierquälerei wurde von den Unternehmern mit einem lauten und ermunternden Huſſah begleitet und nicht eher beendet, als bis eine Menge Hunde abgeſtraft war und es ſich unter ihnen im ganzen Dorfe umhergeſprochen hatte, daß heute auf dem Schloſſe der Hundeteufel los ſei. Ueber dieſen löblichen, ächt ländlichen Unterhaltungen pflegte die Dunkelheit hereinzubrechen und die Geſellſchaft ſich in wahrer Todesangſt vor der Abendluft in die Gemächer zurückzuziehen.

Waren bisher meine Freunde ziemlich unbeachtet geblieben und nur von den Damen oder höchſtens einem Muſenſohne von Gardelieutenant mit freundlichen Complimenten bedacht worden, ſo vergrößerten ſie ſich jetzt in dem hellerleuchteten Muſikſaale zu Heroen erſten Ranges. Der Erard'ſche Flügel wurde in die Mitte des halbmondförmigen Raumes gerollt und der Componiſt leitete das Concert durch eine freie Phantaſie über Themata ein, welche ihm von den Damen oder dem Grafen aufgegeben worden waren, dann ließ unſer

Tenoriſt ſeine ſtattliche Opernſtimme erſchallen, wurde lebhaft applaudirt, und die Künſtlerleiſtungen waren beendet, aber nicht die muſikaliſche Abendunterhaltung. Geſang und Spiel der beiden Fachgenoſſen waren nur die Stimme der Lockvögel für den hochadligen Dilettantismus geweſen. Ermuntert durch den ſchönen Erfolg, kamen die muſikaliſchen Talente jetzt, wie Motten bei Lampenſchein, hervor und ſetzten uns bürgerliche Menſchen in ein gerechtes Erſtaunen. Ich habe ſchon erzählt, daß der Herr Landrath am Sonnabend vorher durch ein heftiges Uebungsgeſchrei, verbunden mit den Reclamen ſeiner Jammerfiſtel, angezeigt hatte, doß er ſich heute höchlich auszeichnen werde. Der aufmerkſame Graf eilte deshalb unverzüglich zu ihm und flehte ihn an, den Schönen nicht den ſublimen Vortrag der Arie des George Brown zu entziehen, mit welcher er geſtern das Gebiet von Ellingen entzückt hatte. Der Graf log nicht, denn ſelbſt der kleinſte Hund hatte mitgeſungen. Der Landrath widerſtand nur ſchwach, um des Anſtands halber, gleich einer Wittwe, der eine vortheilhafte Heirath angetragen wird; dann ſang er mit Macht und dramatiſchem Ausdruck, ein wahrer Roger des Barnim'ſchen Kreiſes. Nach ihm muſicirte der Pfarrer, dann die Comteſſe B., eine Schülerin von Teſchner; dann ſang der Herr Paſtor mit dem Tenoriſten das beliebte, aber unvermeidliche Duett zwiſchen Dandau und Nadori aus der Jeſſonda, und endlich hatte ſich ein förmlicher Chor gebildet und tobte, als erhielte jeder ein Spielhonorar von acht Thalern.

Für einen Freund der Natur war dieſe traurige Fortſetzung des ſtädtiſchen Treibens ſehr ſchwer zu ertragen. Am liebſten zog ich mich in eine Fenſterniſche zurück und blickte auf die vom Vollmond erleuchteten Gartenbeete und die ſchwankenden Gipfel des Parkes hinaus. Endlich machte der Thee und die überhandnehmende Heiſerkeit den Kunſtübungen ein Ende; die Nachbarn verlangten nach ihren Equipagen, unzählige Abſchiedscomplimente und ſchmachtende Blicke wurden gewechſelt, die älteren Herren zogen ſich zu einem hohen Whiſt zurück, der jüngere Adel erinnerte ſich voll Pietät des Preußiſchen Nationalhelden durch ein ſeinem Andenken gewidmetes und mit ſeinem Namen getauftes Glücksſpiel, und wir zogen uns ermüdet in unſere Gemächer zurück und ſuchten noch lange vergebens den Schlaf nach der Uebermüdung durch ein ſo angeſtrengtes, empfindungsleeres Schlaraffenleben.

Mimenbilder.

1. Die großen Meiſter.

Sobald man auf den zahlreichen Volksſtamm, der gegenwärtig unter dem Namen der Mimen, in allen Ländern Europas, das Publicum unterhält und die Preſſe beſchäftigt, ein aufmerkſames Auge wirft, treten aus dem Gewirre von allerlei Perſönlichkeiten zunächſt dem ſein Skizzenbuch öffnenden Journaliſten, „die großen Meiſter" entgegen, die Patriarchen der mimiſchen Kunſt. Verſuchen wir die weſentlichſten Merkmale dieſer nicht zu häufigen höheren Spielart der gewöhnlichen Mimen auf das Papier zu werfen.

Wenn unter der „Kunſt" der heutigen Schauſpieler im Allgemeinen ein mehr oder weniger ſinnloſes Herbabbeln von auswendig oder meiſtentheils nicht auswendig gelernten Worten der dramatiſchen Dichter, vereint mit möglichſt ſtattlichem Aufputz und pittoresk beſchmiertem Geſichte, verſtanden werden kann, ſo beſtreben ſich die großen Meiſter in richtiger Erkenntniß dieſer verzweifelten Uebelſtände für ihre Perſonen, Ausnahmen von der Regel zu bilden. Mit der Medizin und Schauſpielkunſt, zwei Diſciplinen, die mehr mit einander gemeinſam haben, als viele Doctoren glauben mögen, verhält es ſich auch hinſichtlich ihrer Theorie und Praxis, durchaus in gleicher Weiſe. Die Krankheit, welche in den theoretiſchen Lehrbüchern beſchrieben, ſehr ordentlich und regelmäßig ausſieht, wird in der Wirklichkeit des Krankenbettes oft ſo liederlich und unordentlich, daß ſie kaum wiedererkannt werden kann. So ſieht auch die Theorie der mimiſchen Beſchäftigung ſchwarz auf weiß höchſt ſolid, wiſſenſchaftlich und logiſch geordnet aus, da doch Jedermann weiß, welche liederliche Vagabondin die Praxis zu ſein pflegt. Es unterſcheidet nun die großen Meiſter von ihren Fachgenoſſen, daß ſie den Lehrſätzen der Theorie nicht unbedingt voller Verachtung den Rücken zukehren, ſondern ihr Spiel nach denſelben möglichſt bilden und ſich beſtreben, ihre Perſönlichkeiten auf dem Theater, den Gedanken der Dichter anzupaſſen, ſtatt umgekehrt nach beliebter Manier die koſtbare Maſſe in die plumpen Ziegelformen der ungebildeten Perſönlichkeit zu preſſen.

Man würde aber irren, wollte man dieſe an ſich löblichen Beſtrebungen einem geläuterten Kunſtſinne, einer Begeiſterung für die Geſetze der Aeſthetik zuſchreiben; die großen Meiſter ſind vielmehr vor Allen practiſche Leute und ſchätzen ſämmtliche Mittel und Wege nur nach den durch dieſelben zu erreichenden Zwecken und Zielen ab. Der große Meiſter, von Jugend auf ein anſchlägiger, ſchnell begreifender Kopf, ſieht, daß man ſich über den bildungsloſen Auswurf des Faches nur durch die Aneignung aller der geiſtigen Elemente erheben kann, welche als die Grundeſſenz der menſchlichen Entwicklung überall am höchſten geſchätzt werden. Er weiß ferner, daß bei der herrſchenden heutigen Hauſſe in der Bezahlung der Schauſpielkunſt, ein in ſcharfen Umriſſen in den Vordergrund tretender Künſtler auf die beſten Geldgeſchäfte in ſeinem Lebenslaufe rechnen kann, und er arbeitet ſich mithin zu einem gebildeten Mann empor. So betreibt er ſeinen Beruf mit ſorgfältiger Beobachtung und entgegenkommender Berückſichtigung aller zeitweilig geltenden Anſichten von dem Schönen und Charakteriſtiſchen, doch vernachläſſigt er inſofern niemals die Gebräuche der gedankenloſen Praxis ſeiner niedriger geſtellten Collegen, daß er nicht ſo viel volksthümlichen Dünger hinzumiſchte, um auch den Beifall des großen Haufens üppig blühen zu laſſen. Als ein Weiſer der Gegenwart hat er frühzeitig eingeſehen, daß der höchſte Ruhm ſo wenig brauchbar ſei, als das chemiſch reine Gold, und daß man beide mit einer gehörigen Quantität unedler Metalle verſchmelzen müſſe, um ſie wirkſam in Cours zu ſetzen.

Die großen Meiſter ſind außerordentlich ehrgeizig, faſt noch mehr, als es ihr Stand naturgemäß mit ſich bringt. Zwar ſtreben ſie gleichfalls mit dem löblichſten Eifer nach den Auszeichnungen, welche die lebenden Menſchen am liebſten gerade den Leuten zuwenden, welche das Große und Gute nur bildlich, nicht aber in Wirklichkeit darſtellen; allein ſie halten ſich für wichtig genug, um auf die höheren Ehren des ernſthaften Staatsweſens kecken Anſpruch zu machen. Es giebt große Meiſter, deren Leben über einer mühſeligen Jagd nach Orden verſtreicht. Bald ſchwenzeln ſie um mächtige Höfe, ſuchen ſich den einflußreichſten Häuptern auf alle mögliche Weiſe gefällig zu machen, und fahren ſchließlich mit geheimer Entrüſtung von dannen, wenn ſie ſtatt des erwarteten Kreuzes nur eine koſtbare, natürlich den Werth ihrer unſchätzbaren Leiſtungen nicht erreichende Doſe erhalten haben. Bald drängen ſie ſich in die Grenzen kleinerer Fürſtenthümer, ſuchen bei allen möglichen feſtlichen Gelegenheiten aufzutreten, und ruhen nicht eher, als bis ſich die geplagten regierenden Herren durch ſtufenweiſe Ertheilung aller in ihren Marken geltenden Medaillen und unteren Orden mit den großen Meiſtern abgefunden haben. Manche dieſer wenig umfangreichen deutſchen Länder könnten in ihren Annalen wahrhaft denkwürdige Belagerungen, merkwürdiger als die von Numantia und Saragoſſa, Antwerpen und Sebaſtopol namhaft machen.

Zuweilen genügen manchen großen Meiſtern aber nicht einmal mehr Orden, ſie werden von dem geheimen Wahnſinn verzehrt, Titel zu erlangen, welche weit über den Stand der Schauſpieler hinausreichen, und begreifen ſchlechterdings nicht, weshalb ein Fürſt ſie nicht etwa zu „wirklichen geheimen Bühnenräthen, Generälen der tragiſchen Theaterinfanterie“ oder „Miniſtern der auswärtig gaſtirenden Kunſtangelegenheiten“ macht.

Der große Meiſter verwendet ein tiefes Studium auf denjenigen Theil der Preſſe, welcher ſeine perſönlichen Beſtrebungen fördern kann. Zwar hält er ſein Geld zu feſt, um wie es in manchen Weltſtädten längſt üblich geworden, ſeinen Journalruhm an einem Vormittage pränumerando zu bezahlen, allein er kennt das ſchwache menſchliche Gemüth aus ſeinen reichen Erfahrungen genau genug, um zu wiſſen, daß man in Deutſchlands anſtändiger Armſeligkeit mit honigſüßen Schmeicheleien, pathetiſchen Beſuchen und Handbillets weiter kommt, als mit Gulden- und Frankenzetteln. Für gewöhnlich ſteht ein großer Meiſter wenigſtens mit einigen einflußreichen Kritikern über das Theater in einem laufenden Briefwechſel. Er gewinnt ſie, wenn er eine Klugheit erſten Ranges beſitzt, durch

Artigkeiten über ihre ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, die immer zu ſeiner ſtehenden Lieblingslectüre gehören, er ſpricht nur ſelten und wenig von ſich ſelbſt, als einem, noch ſteter Führung bedürftigen Anfänger, bittet nie um Lob, wohl aber um häufigen belehrenden Tadel, und ladet die Herren, wenn er mit ihnen in einer Stadt lebt, jedesmal zur Berathung ein, wenn er an die Schöpfung einer neuen wichtigen Rolle geht. Wer die empfänglichen und reizbaren Seiten eines Schriftſtellergemüthes genau kennt, wird den ungemeinen Erfolg dieſes geſchickten Verfahrens, die vollſtändige Blendung des unglücklichen Opfers gegen alle Unarten des Meiſters, berechnen können. Von Geſchenken vertheilt er nur faſt werthloſe Kleinigkeiten, aber er weiß ihnen durch raffinirt feine Begleitſchreiben einen imaginären Gehalt zu geben, und den Empfänger über das Gefühl jeder vermeintlichen Beſtechung zu erheben. Mit minder anſtändigen Leuten der Preſſe geht der große Meiſter auch minder rückſichtsvoll um; dieſe bezahlt er mit kaufmänniſcher Pünktlichkeit, will dafür aber auch gleich pünktlich und reell mit Lob bedient ſein. So unterhält er viele Jahre lang in kleineren Blättern ein nie verhallendes Beifallsgeſchrei, ohne deſſen Wohllaut er nicht einzuſchlafen, nicht aufzuwachen, nicht mit Behagen zu verdauen vermag; es bildet das Kirchengeläut der Religion ſeiner Selbſtvergötterung.

In allen erheblichen Städten leben dem großen Meiſter außerdem beſtimmte Fanatiker, die er auf ſeinen Gaſtreiſen mit höchſter Sorgfalt pflegt und im Athem erhält. Journale zu leſen, hängt von dem guten Willen des Publicums ab; die mündlichen Trompetenſtöße der viel in Geſellſchaften verkehrenden Herolde ſind nicht abzuwehren und es iſt nicht minder richtig, daß im Leben auch von dem Guten, wie von dem Schlimmen, „immer etwas hängen bleibt.“ So wird es begreiflich, wenn man zu Zeiten große Meiſter Arm in Arm mit einigen Leuten ſieht, die einen notoriſchen Ruf als ſociale Pickelhäringe und Marktſchreier genießen. Sie bilden unabreißbare Anſchlagzettel und Reklamen für die klugen Rechenmeiſter.

Die Wohlthätigkeit üben dieſe Herren je nach ihren perſönlichen Abſichten. Einige halten ſie für ein gutes Mittel, ſich im Wohlwollen der immer gutmüthigen Menge anzufriſchen und in den Blättern als humane uneigennützige Künſtler genannt zu werden; Andere ſtellen ihren eigenen Vortheil in die erſte Reihe und beuten ihre Zeit bis auf die einzelnen Secunden aus. Jene entſchließen ſich raſch, meilenweit über Land zu fahren und in einem Benefiz für abgebrannte Kunſtgenoſſen mitzuwirken, dieſe ſagen im Gegentheil: „Ich kann doch unmöglich eine meiner glänzenden Einnahmen für dieſen Mann opfern!“ greifen in die Taſche und geben einen Thaler zur Collecte.

Die Behandlung der großen Meiſter durch Vorgeſetzte und Collegen iſt eine Kunſt, die niemals ergründet werden wird. Als gewiß kann angenommen werden, daß zwei Häupter ähnlichen Calibers niemals neben einander zu beſtehen vermögen, aber ſelbſt ein Individuum dieſes Ranges iſt ſelten auf die Länge zu feſſeln und vollkommen zufrieden zu ſtellen. Der große Meiſter betrachtet ſich natürlich als den Mittelpunkt einer beſonderen Welt, oder vielmehr als eine ganze Welt für ſich, welche nach ihren eigenen Geſetzen lebt und jede freche Verletzung derſelben ſofort unausbleiblich rächt. In den feinen, höchſt wunderbaren Organismus derſelben kann aber überaus leicht eine unheilvolle Verſtimmung gebracht werden. Heute reicht ein unbeſonnen ausgeſprochenes Wort, morgen ein Blick hin, den Meiſter in Wuth zu verſetzen. Am ſicherſten und nachhaltigſten wird er gegen ſeine Umgebung gereizt, wenn ihm ein auswärtiges reicheres Theater glänzendere Anerbietungen ſtellt. Dann vergißt der Meiſter ſich ſelbſt, die Pflichten der Dankbarkeit gegen Brodherrn und Publicum, ja die Paragraphen des Contracts. Er ruht nicht eher, als bis er die vermeintliche Verbeſſerung endlich durchgeſetzt und einen neuen Wirkungskreis erlangt hat.

Er läßt ſich auf ſeinen deutſchen Kreuz- und Querfahrten gern fetiren, verabreicht aber nach dem glänzendſten Diner oder Souper zu ſeinen Ehren nur das beſcheidene Trinkgeld von zwei und einem halben Silbergroſchen, an den ihn mit dem Leuchter begleitenden Bedienten. Eine ähnliche rührende Kenntniß des Geldwerthes beſitzt er in Allem, was Staatspapier, Haus- und Landbeſitz heißt. Er ſpeculirt meiſtens mit Geſchicklichkeit und Glück, kauft mit Vortheil liegende Gründe, und weiß ihren Boden nach den Entdeckungen der neueſten Agriculturchemie zu verbeſſern. Erreicht er dergeſtalt endlich ein höheres Lebensalter, ſo legt er alle ſeine bisherigen genialen Mucken als überflüſſig ab, und wird ein beleibter geſetzter Philiſter, hinter dem Niemand mehr eine Spur des ehemaligen großen Meiſters zu entdecken vermag.

2. Die kleinen Meiſter.

In der gelehrten Anſtalt Schulpforte iſt es Sitte, daß die Schüler aller Klaſſen jährlich auf einen Zettel ſchreiben, was ſie werden wollen. Ein kleiner Berliner, ein Kind aus dem Orte ſelber wäre ſchwerlich auf die Idee gekommen, ſchrieb auf ſeinen Zettel: „Schauſpieler.“ Der geſtrenge Herr Ordinarius, einer von den philologiſchen Männern, die auf den nüchternen Magen und vor Schlafengehen eine Doſis Partikeln einnehmen müſſen, wenn ſie ſich wohl befinden ſollen, nahm das Papier in die Hand, öffnete es, rief den verwegenen Spreeathener vor das Katheder und ſagte: „Mein Sohn, wenn Du bei Deiner Meinung bleibſt, ſo würde ich Dir rathen, unſere Anſtalt auf der Stelle zu verlaſſen. Hier werden nur Schüler für die Gelehrſamkeit ausgebildet und die Bretter, welche nächſtdem Eure Welt bedeuten ſollen, ſind nur die Bänke der Univerſität."

Daraus erhellt, daß die Schulbildung höherer Art mit den Schauſpielern nichts zu ſchaffen haben will, und daß dieſe ihrerſeits ſich im guten Rechte befinden, wenn ſie ſich durch eine unverholen ausgeſprochene Verachtung an dieſer ſtolzen Disciplin rächen. Es gehört zu den weitverbreiteten Vorurtheilen und gedankenlos nachgeſprochenen Redensarten, daß die heutigen Schauſpieler ſich nur noch aus dem Stande der Commis und ähnlicher Beamten der Elle und des Faſſes recrutiren. Niemals gab es in dieſem Kreiſe mehr Söhne aus guten und wohlhabenden Familien, aber niemals war ebendeshalb der geiſtige Zuſtand dieſer Leute beklagenswerther. Wenn ein Junge aus einem anſtändigen Hauſe einiges Talent zur Declamation, gerade gutgeformte Beine, und einen damit richtig correſpondirenden Rücken ſein eigen nennt, wenn ihm die Natur ein hübſches Geſicht und einen dichten Haarwuchs geſchenkt hat, ſo müßte es mit unrechten Dingen zugehen, wenn er bei einiger angeborenen Faulheit, nicht bald ſeine Haare über einem heißen Pfeifenſtiel kräuſeln und hinter den Couliſſen des Theaters ſeiner Vaterſtadt Bekanntſchaften anknüpfen ſollte. Hat er „Wahrheit und Dichtung" geleſen, ſo hält er dies für unumgänglich nothwendig, und rechtfertigt ſich durch das Beiſpiel Goethe's, der frühzeitig Frankfurter Bühnenliaiſons unterhielt, ein großer Dichter und nebenbei

Kammerpräſident in Weimar wurde. Wird der talentvolle Knabe von dem Vater entdeckt, ſo giebt es eine Reihe von Scenen, eine heuchleriſche Flucht aus dem elterlichen Hauſe, ein Austreten des mütterlichen Thränenbachs, und endlich die väterliche Conceſſion nebſt einer jährlichen Zubuße zu dem demüthigen Gehalte der erſten Jahre.

So entſtehen die „kleinen Meiſter", denn „Meiſter" ſind ſie Alle, vielleicht nur weil ſie niemals und in nichts „Schüler" geweſen ſind.

Ehe es Theateragenten gab, war es für einen Schauſpieler, ſelbſt bei ausgeſprochenem Talente, ſehr ſchwer, zu einer erträglichen Stellung zu gelangen. Aus der Geſchichte der älteren Künſtler bei Hoftheatern wiſſen wir, welchen ſorgfältigen und ſtrengen Prüfungen ihrer ſachverſtändigen Directoren ſie ſich unterwerfen, mit wie geringer Einnahme ſie viele Jahre lang zufrieden ſein, welche Ausdauer ſie entwickeln mußten, um endlich die Achtung des Publicums und ihrer Vorgeſetzten zu erlangen. Das gehörte in jene Zeit, wo noch Studenten, denen irgend ein Duell oder ein muthwilliger Jugendſtreich in den Weg gekommen war, die Theologie oder das Jus quittirten und auf die Bretter gingen. Das organiſirte Geſchäftsweſen der Mitte unſeres Jahrhunderts, die Manie, Alles in der Welt durch Bureaukratiſirung zu zwingen, hat dem ſchweren Dienſte der Strebenden ein Ende gemacht. Der Theateragent verſteht es vortrefflich, die Wohlhabenden unter den Candidaten ſeines reichmöblirten Vorzimmers, raſch, wenn auch nur für eine beſchränkte Anzahl von Jahren, zu gut dotirten kleinen Meiſtern bei geachteten Bühnen zu machen. In dieſem Zweige wird durch Opfer noch etwas erreicht. Man hat uns einen jungen vermögenden Mann genannt, der von einer unüberwindlichen Leidenſchaft für die Bühne getrieben, trotz ſeiner ausgeſprochenen Talentloſigkeit, an einer Reihe von großen Theatern engagirt war, und ſtets den Schauplatz ſeiner Thätigkeit wechſelte, ſobald das Publicum ihn nicht mehr ſehen und die Direction nicht mehr beſchäftigen mochte. Endlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Er war hinter die Treibhauskultur ſeiner Perſönlichkeit gekommen, machte Kaſſe mit dem vorhandenen Baarbeſtande, zählte ſeine Pfandbriefe, und fand, daß die Summe noch hinreichte, um ein Möbelmagazin zu etabliren, in welchem er jetzt ein gutes Geſchäft machen ſoll, falls die Decemberkriſis nicht auch ihm den Hals gebrochen hat. In den letzten zehn Jahren haben wir, als ähnliche Exemplare dieſes Genre's, ein Häuflein mittelmäßig begabter Söhne von Aerzten, Kaufleuten und Regierungsbeamten kennen gelernt, welche nach und nach die Runde über die Bretter aller deutſchen Mittelſtädte machten, und durch ſcharfſinnige Operationen in den heißen Sommermonaten zuweilen auch auf irgend eine Hofbühne erſten Ranges, als Probegäſte gebracht wurden. Gemeinhin ſetzten die bezeichneten Jünglinge ihr Treiben bis zum Tode der ſchwachen Väter fort. Fällt das Erbtheil in ihre Hände, ſo vergeuden ſie es entweder raſch und gehen ſo zu Grunde, oder ſie ſchlagen reuig an ihre Bruſt, beuten noch einmal die Vorliebe der Frauenzimmer für zweierlei Tuch und Bühnenhelden aus, und heirathen hübſche Töchter von wohlhabenden Wittwen. Doch vermögen ſie nicht der Sehnſucht zu widerſtehen, viel mit Menſchen zu verkehren, ſich äußerlich ſtattlich darzuſtellen und Aufmerkſamkeit zu erregen. Sie etabliren ſich deshalb leidenſchaftlich gern als Gaſtwirthe, oder beginnen Kunſtreiſen als Weintouriſten, bei welcher Beſchäftigung ſie den Champagnerhäuſern den Vorzug geben.

In ſeiner theatraliſchen Laufbahn leidet der kleine

Meiſter mehr als irgend ein anderes Kunſtindividuum an jener, noch ſehr mangelhaft von der Medicin unterſuchten Manke oder Staupe der Schauſpieler, dem ſogenannten Verkanntſein. Höchſt ſelten iſt ein kleiner Meiſter gänzlich frei davon. Das Uebel beginnt mit der fixen Idee, daß die ihm ertheilten geringeren Rollen ſeinen höheren Fähigkeiten weit nachſtehen, und daß ihm die glänzenderen Parthien ſeiner Nebenbuhler von Rechtswegen zukommen. In dieſem Zuſtande beginnt er in Kaffeehäuſern unzufriedene Redensarten fallen zu laſſen, ſchimpft auf den Director und ſucht ſich Freunde, dem Nebenbuhler Feinde im Publicum zu machen. Sein Bühnenſpiel betreibt er während deſſen mit einem ausgezeichneten Eifer und Nachdruck. Giebt er z. B., was häufig kleinen Meiſtern paſſirt, Vertraute in Tragödien und bürgerlichen Dramen, ſo entwickelt er bei der Recitation des Haupthelden ein ſo großartiges ſtummes Spiel, daß die Zuſchauer nur auf ihn ſehen und vor allzugroßer Heiterkeit gar nicht auf den eigentlichen Schauſpieler achten. In derſelben Weiſe betont er geringfügige Beſtellungen mit mörderiſchem Ton, macht beim Auftreten im Gefolge eines vornehmen Herrn unmenſchlich lange Schritte und hochpathetiſche Gebehrden, präparirt ſich einen ſeltſam affectirten Dialect und ſucht ſeine Maske ſo auffallend als möglich auszumalen und anzukleiden. Findet er in dieſem Stadium keine Beachtung, ſo befleißigt er ſich, gelegentlich auf Liebhabertheatern Hauptrollen zu ſpielen, oder bemüht ſich um Gaſtrollen in kleineren Städten, in deren begeiſtert überſchäumenden Kreisblättern ſein „Narciß“ oder „Karl Moor“ bis in den ſiebenten Himmel erhoben wird. Durch dieſe künſtliche Selbſterhitzung wächſt das Verkanntſein auf eine unerhörte Weiſe, er ſtürzt ſich in Schulden, um Banditen der Claque zu miethen und lobende Recenſionen über ſich ſchreiben zu laſſen. Dieſe Artikel ſendet er unter Kreuzband an ſich ſelbſt in das Wirthshaus, wo er mit ſeinen Spießgeſellen den Tag todtſchlägt. Nachdem er ſie Jedem, der irgend ſtill halten will, vorgeleſen hat, verfällt er endlich in das Delirium des Verkanntſeins, inſultirt den erſten Liebhaber oder Heldenſpieler auf der Probe, muß Abbitte thun, erleidet einen Gageabzug und flieht endlich an eine Bühne, die bereit iſt, ſeine Verdienſte mehr anzuerkennen und beſſer zu bezahlen. Ihm folgt als Fluch der böſen That ein bürgerlicher Steckbrief in einem Agentenblatt, das den ganzen Cartellverband vor ſeinem Engagement warnt.

Gelingt es dem kleinen Meiſter, ſei es durch einiges Talent, ſei es durch eine angenehme Perſönlichkeit, die heut zu Tage hauptſächlich in ſtarken Waden geſucht wird, ein Engagement an einem Hoftheater oder an der Bühne einer Stadt von 80—100,000 Einwohnern zu erlangen, ſo beſtrebt er ſich der ſofortigen Photographie ſeines liebreizenden Antlitzes. Wenn der große Meiſter es nie unter „Kupferſtich" oder „Lithographie" thut, zieht der kleine Meiſter dieſen billigeren und handlicheren Weg der Vervielfältigung vor. Alsbald hängt man ſeinen Leichnam in kleine Käſtchen unter Glas an die Straßenecken. Dort ſteht er, die Rechte in die Seite geſtemmt und die linke Schulter drohend emporgehoben; ſein Blick iſt wild und verzweifelt gen Himmel gerichtet, ſein Haar gebrannt. Wird er den Vorübergehenden nach und nach alltäglich, ſo erſcheint er bald darauf im Coſtüm einer Lieblingsrolle und zwar mehr als Knieſtück bis an die Knöchel, damit die weißen prallen Strümpfe Niemandem verloren gehen.

Er weiß, daß er den Damen gefährlich iſt, aber er verſteht es, ſie durch Töne melancholiſcher Bonhommie zu beſänftigen und zu tröſten. Oft leidet er an künſtleriſcher Zerſtreuung, häufiger an Wechſeln, die ihm zuletzt Unbequemlichkeiten verurſachen. Es kommt vor, daß mehrere kleine Meiſter ſich zuſammenthun und ein hübſches Sümmchen in einer Menge ſolcher fliegenden Blätter auf einander ziehen. Keiner ihrer Verehrer begreift, wie es möglich war, einen ſolchen Berg Thaler durchzubringen, und alle Hypotheſen erweiſen ſich als nicht ſtichhaltig, obgleich man dieſen oder jenen kleinen Meiſter ſtets in der Weinſtube findet, welche man gelegentlich in langen Zwiſchenräumen betritt. Seine Haltung iſt immer lebenswerth, da er mit dem Hinterkopf auf dem Fenſterbrette, mit den Abſätzen in der Mitte der Stube ruht; den ausgeſtreckten Körper ſtützt ein ſchräg ſtehender Stuhl.

Iſt der kleine Meiſter endlich alt geworden, ſo verliert er die Dispoſition dazu, ſich verkannt zu fühlen, thut den weltlichen Ehrgeiz ab und arbeitet im Schweiße ſeines Antlitzes um Gage und um Spielhonorar. Jetzt gilt ihm jede Rolle gleich; um auf Letzteres Anſpruch machen zu können, wäre er ſelbſt bereit, Stühle zu ſetzen und Briefe zu überbringen. Zuletzt ſtirbt er ſogar für die Reizmittel einer ſcharfen Kritik ab; er ſchläft gleich dem Gemarterten auf der Folterbank moraliſch ein. Für die „Perſeverantia“ reif geworden, lebt er endlich nur noch in Traumbildern der Vergangenheit, bildet ſich ein, einſt groß und berühmt geweſen zu ſein, ertheilt angehenden Kunſtjüngern Unterricht und redet mit unverholener Verachtung der Gegenwart von „ſeiner Zeit.“ Endlich verſchwindet er ganz am Kunſthimmel und geht dafür im Sommer an Kegelbahnen und bei friſchem Faßbier auf.

3. Die Liebhaberin.

Von jeher haben die Franzoſen und die Frauenzimmer in dem Rufe geſtanden, eine angeborene Gabe für die Schauſpielkunſt zu entwickeln. Wäre dieſer vielfach nachgeſprochene und nachgedruckte Satz wahr, ſo müßte unter den obwaltenden Regierungsverhältniſſen Cayenne weniger Pfeffercoloniſten und Mazas eine geringere Anzahl von lauten Raiſonneuren, die deutſche Bühne aber ungleich mehr gute Schauſpielerinnen beſitzen. In Hinſicht auf das ſchöne Geſchlecht möchte nur wahr ſein, daß es ſich mit Leichtigkeit raſch äußerliche angenehme Manieren aneignet; was das eigentliche Weſen der Kunſt betrifft, aber wie alle andern Individuen, von der Gunſt und Laune der mit ihren geiſtigen Geſchenken unendlich ſparſamen Natur abhängig iſt.

Es muß befremdend erſcheinen, wie wenige wirkliche Künſtlerinnen Deutſchland unter ſeinen Frauen und Mädchen producirt, wenn wir in Schulen und Penſionaten für Töchter, ſo wie in der häuslichen Erziehung die ſyſtematiſchen Vorkehrungen beobachten, welche getroffen werden, um unter dem Scheine und Vorwande der Aneignung von Bildung die Verſtellungskunſt auszubilden. Der freie Ton im heutigen Familienleben und die prüde Manier im öffentlichen Umgange der beiden Geſchlechter, die Speculation auf Gewinn in den Erziehungs-Anſtalten, im Gegenſatz zu der gleichzeitig vorgehaltenen Maske der chriſtlichen Geſinnung und Beredtſamkeit, die Wiſſenſchaftstünche und darunter die nackte Unwiſſenheit der Mehrzahl der Zöglinge, endlich die offenbare Anleitung durch eingeübte Schauſpiele und Declamationen im Coſtüm, ſollten nach unſerer Berechnung nicht allein eine Menge frühreifer Lebenskünſtlerinnen, ſondern auch ein erfreulicheres Contingent von Bühnenkünſtlerinnen ſtellen. Nichts deſto weniger erzielt man nur ein Reſultat in Betreff der erſten Klaſſe; den Forderungen der Bühne pflegen die meiſten Damen nur ſo weit zu entſprechen, als ſie das Leben zu beherrſchen und ſich dienſtbar zu machen gelernt und geübt haben.

Aus dieſer Andeutung erhellt, weshalb die Zahl der Liebhaberinnen, wenn auch nicht der erſten Ranges, gegenwärtig ſo beträchtlich iſt. Es kommt oft vor, daß junge Männer von ihrem erſten Auftreten an komiſche Alte, böswillige Intriguanten, biedere Greiſe und ehrwürdige Prieſter ſpielen; das junge Mädchen gelangt ausſchließlich durch das mit Roſen, wenn auch nur in den ſeltenſten Fällen mit Myrthen geſchmückte Thor der jugendlichen Liebhaberinnen zu den runzlichen und grauhaarigen, lächerlichen und pathetiſchen Partieen der Kunſt. Ihr Motto iſt zu lieben und geliebt zu werden, doch muß man hinzufügen, daß außer dem ſtarken Geſchlechte noch manche andere Dinge in die zarten Herzen geſchloſſen werden, und daß die Bezeichnung „Liebhaberin“ durchaus nicht im verfänglichen Sinne gedeutet werden muß. Man kann neben ſchnurr- und backenbärtigen Cavalieren auch Armbänder, Ringe, Shawls und ſeidene Kleider lieb haben.

Die zukünftige Mimin zeichnet ſich in den hoffnungsvollen Jahren, welche auf die Einſegnung folgen, durch eine ſittliche Anhänglichkeit an diejenigen Werke in der Leihbibliothek ihres Stadtviertels aus, welche die algebraiſche Gleichung mit den beiden Unbekannten von Mann und Weib in den einfachſten und verſtändlichſten Formen darſtellen. Sie iſt dem Leihbibliothekar als ein kühnes Mädchen bekannt und die gewünſchten Bücher werden ihr ſtets heimlich aufbewahrt und ohne verrätheriſche Zeugen übergeben. Schon frühzeitig ſteht ihr das Talent der bildlichen Rede zu Gebot und im affectirten Verdrehen der Augen iſt ſie geborene Meiſterin. Sie iſt ihrer Declamationen gefühlvoller Gedichte von entſagenden und ſich in den Rhein ſtürzenden Jungfrauen wegen beliebt, und wird gern zu Polterabendsaufführungen gezogen, da ſie auch einige Leichtigkeit in der Anfertigung gereimter Verſe beſitzt. Der Bücherverleiher, als hochgebildeter und in allen Zweigen der Literatur beleſener Mann, iſt zugleich Mitvorſtand eines Liebhaber-Theaters, das er mit einem, ſeine ſchleſiſche Butter ſtark durch Salz verfälſchenden Vorkoſthändler und einigen kunſtſinnigen Particuliers gemeinſchaftlich leitet. Er betrachtet das talentvolle Mädchen, ſieht ihren graden Wuchs, ihre rollenden Augen und die redefertige Zunge; er ſagt: „Mein Fräulein, ich habe ſchon oft darüber nachgedacht, aber bis jetzt Bedenken getragen, Ihnen meine Anſicht mitzutheilen, Ihr Talent iſt ausgeſprochen, Sie ſollten Schauſpielerin werden.“

„Meinen Sie? Mama und Papa haben es auch ſchon geſagt. Ach, wenn nur das erſte Auftreten nicht ſo ſchwer wäre. Herr v. Hülſen iſt noch der Einzige, der die Anfänger nicht von ſeiner Thür weiſt, allein er ſoll leider jetzt zu beſetzt ſein.“

„Nur nicht den Muth verlieren, mein Fräulein! Die Zeiten werden kommen, wo man Sie ſucht, wo man Ihnen für jeden Abend die Hälfte der Brutto-Einnahme anbieten wird. Vor der Hand müſſen Sie klein anfangen, wie wäre es, wenn Sie ſich entſchlöſſen, in unſerer „Harmonia“ aufzutreten. Ein hübſches Theater, ſchönes Publicum, nach der Vorſtellung warmes Abendeſſen und alle vierzehn Tage Tanz, wobei das Orcheſter ſpielt.“

„Ach, Herr Poſematzky, wie könnte ich bei Ihnen ſpielen; Sie geben ja nur Luſtſpiele!“

„Bitte, mein Fräulein, Sie befinden ſich vollſtändig im Irrthum. Wir haben ſchon die Karlsſchüler, Menſchenhaß und Reue, Fiammina von Küſtner und Clavigo von Goethe gegeben. Es kommt nur auf Sie an, was Sie ſpielen wollen.“

„Meinen Sie? Na ich will einmal mit Papa und Mama reden, vielleicht wird zum nächſten Winter etwas daraus, denn jetzt nehme ich noch Singeſtunden und das laute Sprechen könnte mir dabei Schaden thun.“

Die Mimin entfernt ſich voller Seligkeit und erzählt ihrer Mutter, einer Frau, der die Erfolge der Marie Seebach ſchon längſt ein Dorn im Auge waren, das Geſpräch mit dem Leihbibliothekar. Die Alte hat kaum gehört, daß in der „Harmonia“ der Goethe'ſche Clavigo geſpielt wird, als ſie auch ſchon, ohne ein Wort zu antworten, in ihre Lederſtiefeln ſtürzt und in die Leihbibliothek rennt. Der tiefgebildete Poſematzky grüßt huldvoll mit zwei Fingern.

„Glauben Sie, daß es mit meiner Mina etwas werden wird, daß das Mädchen Genie hat?“ ruft die Alte athemlos.

„Warum nicht, Madame — ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt!“ Bei dieſen tiefſinnigen und neuen Worten, welche die Alte vollſtändig überwältigen, nimmt der Kenner eine gewichtige Priſe und durchbohrt Madame mit den Augen.

„Gott, wäre es möglich? mein Kind könnte herausgerufen werden, könnte einmal öffentlich ſagen: Ihre Zufriedenheit mit meinen ſchwachen Leiſtungen wird mich zu unaufhörlichen Anſtrengungen begeiſtern! — das wäre ein unerhörtes Glück. Wie wäre es, wenn wir ihr von morgen an bei einer großen Künſtlerin Stunden im Komödienſpielen geben ließen — ich denke die Crelingern oder die Frieb-Blumauern, das zieht, wenn es heißt, ſie iſt von einer von den Beiden ausgebildet worden.“

„Das würde ich an Ihrer Stelle auch thun, Madame. Ihre Mittel erlauben Ihnen ja eine Ausgabe für die edelſten Intereſſen der Menſchheit, für die Kunſt; ich würde wegen des Tragiſchen die Crelinger vorziehen. Fräulein Mina iſt ganz geſchaffen, ſie den Berlinern einmal zu erſetzen. Gott, wenn ich daran denke, wie dieſe Frau die Maria Stuart geſpielt hat, das ging bis an die Puppen!“

Am anderen Tage treten Mutter und Tochter den wichtigen Gang an, aber zu ihrem Leidweſen ſind die genannten Damen ſo mit Lectionen überhäuft, daß ſie keinen weiblichen Studenten der Mimik mehr annehmen können. Es bleibt ihnen nichts übrig, als ſich zu geringeren Schauſpieldocenten zu begeben. So wird Mina, die noch nicht weiß, daß in Berlin auch alte Herren an der Ausbildung weiblicher Talente arbeiten, zu einer Klippſchulmeiſterin der Gliederverrenkung und Sprachverhunzung gebracht. Hier fühlt ſie ſich unglaublich wohl, da alle verrückten Anweiſungen der Lehrerin ihrer eigenen Ziererei auf halbem Wege entgegenkommen.

In der kurzen Zeit von vier Monaten hat die Inſtructions-Mimin ihrer Schülerin eine Anzahl von großen und wichtigen Rollen einſtudirt, und dem Leihbibliothekar wird die Anzeige gemacht, daß Mina bereit ſei, auf den Brettern der „Harmonia“ als Marie Beaumarchais die erſten ſchüchternen Schritte zu wagen. Das Theater iſt ganz voll. Das Parquet iſt bis hinten an die Thür mit Frauenzimmern vollgeſtopft, die ihre Taſchen mit zuſammengeklappten Butterbrödten, Pfefferkuchen, Bonbons und Chocoladentafeln verproviantirt haben. Es giebt ein Publikum, das im Theater nur einen Genuß hat, wenn es in jedem Zwiſchenakte ſeine Kiefern beſchäftigen kann. Der Theatervorſtand ſitzt ernſt und erwartungsvoll, eng gedrängt in einer Proſceniumsloge, und ſieht wie die Bewohner einer Bärengrube aus, die auf ihr tägliches Commisbrot warten. Der Butterchemiker trägt eine blaue Brille und eine hohe weiße Halsbinde. An ſeinen Augen hängt Alles, denn er genießt an dieſem Orte die Reputation eines Rötſcher. Wir beſchreiben nicht die Lächerlichkeiten der Vorſtellung in einem Winkeltheater und ſind verpflichtet, im Leben der begabten Mina weiter zu eilen; wir ſagen deshalb nur, daß Marie Beaumarchais von ihr ſo burlesk ſchwindſüchtig herunter geſpielt wird, daß die Frauenzimmer im Parquet in der Zerſtreuung des wilden Schmerzes ſich die Thränen mit Kleidern und Mänteln abtrocknen und der Butterhändler ſogar das Signal zum Herausrufen ertheilt. Von dieſem entſcheidenden Abende an iſt Mina „groß," doch nicht ſo groß, nicht ſo abſtract erhaben über die leiſen Regungen des weiblichen Herzens, um nicht an dem Darſteller des Clavigo, einem Jüngling, der ſein Jahr bei den Gardemusketieren abdient und wegen Unordnungen häufig an Arreſt leidet, Wohlgefallen zu finden. Da Mina's Mutter von den künſtleriſchen Gaben dieſes männlichen Talents gering denkt und beſtimmt weiß, daß er von ſeinem Vater zum Nachfolger in einem angeſtammten Eiſenwaarengeſchäfte beſtimmt iſt, widerſetzt ſie ſich der Herzenswahl ihrer Tochter und will nicht einſehen, daß die Liebe das Senfpflaſter der Kunſt des Mimen ſei, wie Mina ihr oft betheuert. Der Freiwillige Clavigo, dem kein rathender Carlos zur Seite ſteht, ſieht ſich daher zu Rendezvous auf der Straße und in öffentlichen Gärten genöthigt, und Mina macht auf dieſe Weiſe ihre erſten Vorſtudien zu der künftigen Julia. Man wolle uns aber nicht zürnen, oder gar für das Betragen des Paares verantwortlich machen, wenn wir der Wahrheit gemäß melden, daß Mina's Mutter am Anfange des nächſten Jahres genöthigt iſt, nicht etwa Melpomene oder Thalia, ſondern eine jener älteren Muſen, um Hülfe anzurufen, welche von dem Medicinalcollegium einer beſonderen Unterweiſung und Approbation bedürfen.

Mit dieſem Ereigniß tritt ein wichtiger Wendepunkt in der Geſchichte der Liebhaberin ein; ſie verläßt, nachdem Alles in angemeſſener Weiſe geordnet worden, das Vaterland und eilt mit Hülfe eines Courierzuges innerhalb zwölf bis achtzehn Stunden in die Fremde. Wohlgeſinnte Freunde in der Theaterpreſſe haben ihr den Weg gebahnt. Sie erſcheint in dem Orte ihres neuen Engagements als ein noch unentwickeltes, aber viel verheißendes Talent. Unter dieſem Aushängezettel nehmen kleine deutſche Reſidenzſtädte überhaupt gern Künſtler in ihre Theatergeſellſchaften auf, vorausgeſetzt, daß ſie ſich eines leidlichen Ausſehens erfreuen. Man iſt dort ungemein eiferſüchtig auf den Einfluß der großen tonangebenden Orte, und ihre Macht, den Ruf einer künſtleriſchen Größe zu begründen; deshalb läßt man ſich keine Gelegenheit entgehen, wenn irgend möglich ein Talent zu entdecken und zu einer deutſchen Berühmtheit umzuſchaffen. Die ſchöne Mina hat kaum vierzehn Tage in ihrem neuen Wirkungskreiſe „geſtrebt," als ſie auch von dem kritiſchen Machthaber des Ortes „entdeckt" wird. Ihre Emilia Galotti giebt ihm Gelegenheit zu einer höchſt geiſtreichen und gelehrten Abhandlung in den zwei Quartblättern, welche täglich die glücklichen Bewohner der kleinen Reſidenz von dem Laufe der Welt und ihres eigenen kleinen Seitenkanales unterrichten. Mina wird darin als eine Künſtlerin von bedeutenden Intentionen dargeſtellt, als eine „urwüchſige Natur" und die hoffnungsvolle Stütze der künftigen deutſchen Tragödie. Nachdem dieſes journaliſtiſche Meiſterwerk erſchienen iſt, muß unvermeidlich eine Parteibildung im Orte erfolgen. In der „Mördergrube," einem vielbeſuchten Bierlocal, verſammeln ſich die Anhänger der älteren, ſeit Jahren engagirten Liebhaberin; im „Paradiesvogel," einem Saale nebſt kleinem Hofe, indem es außer Bier und ſchwarzem Rettig auch anſäuerlichen Landwein giebt, kommen Mina's jüngere Anhänger, an ihrer Spitze jener Nachfolger des großen Leſſing zuſammen. Der hochbegabte Geiſt hat ein Trauerſpiel irgendwo aus der deutſchen Geſchichte, von einem Kaiſer und ſeinem mißvergnügten Prinzen geſchrieben, und beſteht darauf, daß Mina: die Geliebte des Letzteren, ein nach beträchtlichem Jambenconſum gewaltſam um's Leben gebrachtes Frauenzimmer, ſpielen ſolle. Die ältere Liebhaberin ſetzt Himmel und Hölle in Bewegung, den Theaterdirector zu bewegen, ihr die Rolle zu ertheilen, allein dieſer gute Mann weiß, daß die Macht der Preſſe um ſo größer wird, je enger der Wirkungskreis und Spielraum ihrer Thätigkeit geſteckt iſt, und beſteht darauf, daß Mina die Rolle behalte. Trotz einer unerhörten Kabale am Abende der Aufführung hat das Trauerſpiel einen glänzenden Erfolg und die ältere Liebhaberin ertheilt am anderen Morgen einem reichen Weinhändler, der ſie ſchon lange umworben, aus Aerger ihr Jawort. Jetzt geht durch alle Blätter jener kleinen Fürſtenthümer, daß „unſere Arabella fortan der Kunſt entſagt und ſich Hymens Banden unterworfen habe," und daß die geniale Mina die Erbſchaft ihres Ruhmes antreten werde. Ihr Glück iſt gemacht, ſie ſetzt ſich mit einem Theateragenten in Verbindung, der wöchentlich eine ausführliche Correſpondenz über ihre bewunderswürdigen Leiſtungen abdruckt, ſie wagt es, mehrmals in benachbarten Reſidenzen, deren vier oder fünf auf etwa dreißig Quadratmeilen deutſchen Ackerlandes vertheilt liegen, Gaſtrollen zu geben, und erhält annehmbare Engagementsanträge von wichtigeren Hof- und Stadttheatern. Anfangs iſt ſie ihrer Sache nicht ganz gewiß, allein die Dreiſtigkeit gehört zu den Pflanzen, die in unſerem Zeitalter am üppigſten wuchern, und zudem fängt die Zudringlichkeit der männlichen Einwohnerſchaft des Ortes an, ihr höchſt läſtig zu werden. Es giebt dort nur wenig Wohlhabenheit und die vorkommenden Galanterien der begeiſterten Jugend beſchränken ſich darauf, daß die Jünglinge entweder das Schönſte auf den Fluren ſuchen und damit ihre Liebe ſchmücken, oder Poſtpapier mit Sonetten verunreinigen; eine ſolide Verehrung, wie ſie ſich in reichen Städten durch Brillanten, Shawl's, Ballfeſtlichkeiten und ähnliche, nicht billige Kleinigkeiten ausſpricht, wird unſerer Mina nicht zu Theil. Dazu kommt, daß der Dichter jenes vortrefflichen Trauerſpieles von einer an Wahnſinn grenzenden Leidenſchaft zu Mina ergriffen iſt und mit ſtaunenswerther Hartnäckigkeit um ihre Hand wirbt. Mina iſt in der winzigen Reſidenz klug geworden; die praktiſchen Teufeleien der Menſchen theilen ſich ihnen leichter und ſchneller mit, wenn ſie auf anderthalb Plätze und ein halbes Dutzend Straßen beſchränkt ſind. Sie ſagt ſich, daß die Hoffnung dieſes Mannes nur darin beſtehe, von ihr für den etwas anſehnlichen Reſt ſeines Lebens erwärmt, beköſtigt und getränkt zu werden, ſie verhehlt ſich nicht, daß ſein einziger Werth: ſeine Feder, für ſie ſofort verloren gehen werde, und entſchließt ſich endlich, ihm zu geſtehen, daß ſie ihn zwar achten, aber nicht lieben könne. Wie man längſt weiß, ſind die Männer niemals mit der alleinigen Achtung der Damen zufrieden; der Dichter verfällt in eine mehrſtündige Raſerei, zerſchlägt eine Scheibe, die jedoch ſchon eingeknickt war, erregt dadurch einen mehrſtündigen Auflauf in ſeiner Stadtgegend, und beſchließt, zwar nicht ſich ſelber, aber dafür die falſche Mina umzubringen und zwar durch das ſchleichende Gift der Preſſe. Die holde Liebhaberin hat aber die weiſeſten Maßregeln getroffen. Am Anfange einer Saiſon begiebt ſie ſich auf ein kurzes Gaſtſpiel nach einer großen und reichen Stadt, und ſendet nach acht Tagen der heimiſchen Direction die Anzeige, daß ſie niemals wiederkommen werde, ſondern ein paſſendes Engagement angenommen habe, weil ſie nicht dulden könne, daß ihr unbeſcholtener Ruf durch männliche Zügelloſigkeiten fernerhin bedroht werde.

Die nothwendige Folge iſt, daß Mina von dem Cartellverbande zum Schutze der Aufrechthaltung aller Contracte in den Bann gethan und dieſes Urtheil in dem Theaterhorizont von Michaelſon veröffentlicht wird. Zum Heile der leichtfüßigen Mimen ſind dieſe Bannſtrahlen nur Theaterblitze von Kolophonium. Bühnen, die nicht zum Cartellverbande gehören, nehmen keinen Anſtand, Flüchtlinge wieder zu engagiren, und die Ausreißerin Mina wird von der neuen Direction mit offenen Armen empfangen. Mit vielem Erfolge ſpielt ſie die Walze aller ihrer Rollen ab, und ſchwingt ſich, als ein anſehnliches und dabei freundliches Frauenzimmer zum Lieblinge des Publicums empor. Kaum zwei Monate nach ihrem erſten Debüt iſt ſie nicht allein photographirt, ſondern auch lithographirt, und hängt an einer Menge Straßenecken in Glaskäſten. Für alle eleganten Rollen im Geſellſchaftskoſtüm erhält ſie bald von dieſem, bald von jenem Individuum aus dem Schwarme ihrer Verehrer die zierlichſten Bouquets, und es fehlt ihr nicht an jenen älteren freigebigen Herren, denen es keineswegs darauf ankommt, auch Neujahrs-Rechnungen von Modiſten und Oberſchneiderinnen zu bezahlen. Mina gehört zu den geſuchteſten Artikeln des Ortes. Ungeachtet einigen Kaſtenſtolzes entſchließen ſich die vornehmen Familien doch, ſie einzuladen, und die ſchnöde Langeweile ihrer Geſellſchaftsabende durch Mina's Liebenswürdigkeit aufzuheitern. Sie giebt Declamatorien zum Beſten der Perſeverantia, der Schillerſtiftung, der Rettungsanſtalt für abgebrannte Souffleure und des Inſtitutes zur Aushülfe von verarmten Flötenbläſern, ſie trägt in Virtuoſen-Concerten im größten Putz melancholiſch herzbrechende Gedichte vor, und giebt einem jungen Künſtler Erlaubniß, ihr Oelbild auf die Kunſtausſtellung zu bringen. Doch ſelbſt der hellſte Tag iſt nicht ohne Schatten, und Mina muß erleben, daß ſich in den Morgenſtunden nach einer Vorſtellung der Thekla aus Wallenſtein jener bewußte ehemalige Freiwillige und Arreſtleidende bei ihr melden läßt. Er hat inzwiſchen das väterliche Geſchäft übernommen, befindet ſich zu höheren Meßzwecken im Orte, und ſcheint nicht abgeneigt, der berühmten Künſtlerin ſeine Hand anzubieten. Wer wagte, den Schrecken der ſchönen Seele zu ſchildern, als der Jüngling ihrer erſten Wahl vor ihr erſchien; hatte ſie doch faſt ſeinen Namen über den Zerſtreuungen ihres Standes vergeſſen! Nach verſchiedenen, nicht von Erfolg gekrönten Verſuchen, ein gleichgültiges Geſpräch anzubahnen, entſchloß ſie ſich raſch, das Hausmittel anzuwenden, welches den Schönen vom Theater jeder Zeit zu Gebote ſteht, und in Ohnmacht zu fallen. Der unerfahrene Freiwillige wurde von der Zofe entfernt, um nie wieder vorgelaſſen zu werden. Von dieſem Augenblicke an geht mit Mina eine bemerkenswerthe Veränderung vor. Das Auftauchen des Freiwilligen, als ſie ihn am wenigſten erwartete, hat ſeltſame Vibrationen ihrer Nerven erzeugt, die ſich auch in ihrem Spiele bemerkbar machen. Die Kritik nennt es das Gipfeln ihrer tragiſchen Kunſt und überſchlägt ſich fortan in ſtyliſtiſchen Tiraden von Abgründen, zwiſchen denen Veilchen blühen, von Schlünden, an denen die berittene Amazone todesmuthig hinfliegt, vom reinen blauen Aether des

Himmels und der ſchwarzen Nacht der Hölle ꝛc. Nun ſchwebt Mina auf der höchſten Spitze der Mode. Mehrere hoffnungsvolle Söhne aus guten, d. h. reichen Familien verlieben ſich in ſie, und ſtehen Abends unaufhörlich im Hintergrunde auffallend gelegener Logen mit Doppelperſpectiven vor den Köpfen. Einer dieſer lieben Knaben trägt zu Mina Alles, worauf jemals ihr Blick mit Wohlgefallen geruht hat, ſogar den Schooßhund ſeiner Mutter, der freilich am anderen Tage durch den alten Bedienten wieder abgeholt wird. Der eingefleiſchte Theaterfreund des Ortes und Sammler aller Zettel ſtirbt und vermacht ihr ein Legat von 10,000 Thalern, jener Vermächtniſſe nicht zu erwähnen, welche diverſe Chevaliers noch bei Lebzeiten Mina hinterlaſſen haben; die Schöne darf ſich für eine gemachte Perſon halten. Zu ihrem Mißgeſchick weiß ſie nicht in der richtigen Stunde in die ſchlicht-bürgerliche Zufriedenheit mit den derberen Gütern des Beſitzes überzuſiedeln; ſie hat ſich zu mächtig an die flüchtige Poeſie ihres Daſeins geklammert und muß doch lernen, daß Anmuth und Schönheit ſchneller wie Märzſchnee dahin ſchmelzen. An einem Abende wird irgend ein kleines Mädchen mit rothen Wangen und hellen Augen lebhafter als ſie applaudirt, und von jetzt an hat ſie das Gleichgewicht ihrer künſtleriſchen Beſtrebungen verloren. Sie nimmt einen bitteren und gereizten Ton an, der Trompetenklang der alten Mamſellen kommt zum Vorſchein und zuletzt erſcheint der unverſchämte Theaterbote gar mit der Rolle einer — älteren Heldenmutter in ihrem Boudoir. Das iſt zu viel für Mina, denn ſie hatte geglaubt, von der Dichtkunſt als „ewige Liebhaberin“ aufbewahrt zu werden. Sie weint zwei Stunden, ſchminkt ſich dann weiß und roth, ſchreibt der Direction einen feuerſpeienden Brief und erinnert ſich, daß der Baron Eitelbauch aus dem alten Geſchlechte derer von Iſegrimm um ihre Hand angehalten habe. Ein feierlicher Abgang von der Bühne wird arrangirt, Mina will ſich in Thränen auflöſen, ihre Collegen umringen ſie nach dem Fallen des Vorhanges mit lauten Glückwünſchen und heimlichen Flüchen, ein Beauftragter übergiebt einen ſilbernen Lorbeerkranz mit den Titeln aller Rollen auf den einzelnen Blättern, und unten am Theater hält Baron Eitelbauch in einer vierſpännigen Extrapoſt-Chaiſe, um der Kunſt für immer ihr koſtbares Juwel, und zwar vorläufig nach Italien, zu entführen.

Auf dem Stadtgericht.

I.

Schon mancher Fremdling hat das rieſige Gebäude an der Ecke der Jüdenſtraße und Königsſtraße für den Palaſt eines Potentaten gehalten, bis ihn die Phyſiognomien der aus- und eingehenden Geſtalten eines Beſſeren belehrten und überzeugten, daß dieſe große Steinmaſſe der Tempel ſei, in welchem der Göttin Themis alle ihre ſtädtiſchen Opfer dargebracht werden. Wenn man die Königsſtraße verläßt und ſich den Eingängen des merkwürdigen Gebäudes nähert, dem wohl Jeder, er mag ſich gebehrden, wie er will, einmal einen Beſuch abgeſtattet hat, macht ſich alsbald eine auffallende Veränderung in dem Aeußeren der Perſönlichkeiten bemerkbar. Die Geſchäftsläufer, die plaudernden Neugierigen, die Poſtbeamten, Kaſſenboten, Diener, vor der Thür ſtehenden Handelsleute, verſchwinden plötzlich, und eine beſondere Kategorie von Menſchen erſcheint, die aus allen Ständen der Geſellſchaft zuſammengeſetzt, ſich doch durch einen bemerkenswerthen auffallenden Zug in den Geſichtszügen auszeichnet. Wie die Medicin ihre beſondere intereſſante Maske beſitzt, die ſie als den charakteriſtiſchen ſymboliſchen Ausdruck ihrer wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, nach dem großen Klaſſiker der Heilkunſt, das hippokratiſche Geſicht nennt, ſo gräbt auch die Jurisprudenz ihre eigenthümlichen Schriftzüge in das Antlitz der Menſchen, welche mit ihr in Berührung kommen. Wir möchten die phyſiognomiſche Miſchung von Beſorgniß, Verlegenheit und Widerwillen das Stadtgerichtsgeſicht nennen. Zwar ſind, je nach den Nüancen der verſchiedenen Charaktere die mimiſchen Grade deſſelben ſehr mannigfaltig, bald nur ſchwach angedeutet, bald deutlich und auffallend ausgeprägt, allein der aufmerkſamen Beobachtung entgeht kein Individuum, welches das Haus betritt, um ſeine Knie vor der Göttin der ſtädtiſchen Gerechtigkeit zu beugen. Das Stadtgerichtsgeſicht verleiht jener Strecke der Jüdenſtraße eine eigenthümliche düſtere Atmoſphäre. Selbſt beim heiterſten Himmel ruhen auf ihr ſeltſame moraliſche Nebel und man ſteigt nach der Rückkehr aus dieſer Region der praktiſchen Wiſſenſchaft, wie aus einem feuchtkalten Berggewölk, in das behagliche warme Leben zurück. Nur die Stammgäſte des Gerichtes, eine Anzahl entſchieden ſchäbig gekleideter Männer, die Jahr aus Jahr ein mit den Geſetzen auf einem geſpannten Fuße leben und wenig Bedenklichkeiten im Felde der Eidesleiſtung hegen, treten gleich den Gebirgsbewohnern frei und kühn auf. Sie kennen alle Klippen und Abgründe des Ortes, ja es ſchreckt ſie ſelbſt nicht des Dichters Ruf:

Und aus einer Bergesſpalte
Tritt der Greis, der Staatsanwalte.

Das Stadtgerichtsgeſicht erſcheint bei ihnen wie verſteinert, aber nach dem Vorbilde der Sculpturwerke ebendeshalb unverwüſtlich ruhig, tragiſch impoſant und einladend zur Aufbewahrung in einem Muſeum für antike Sträflinge.

Kaum ſind wir in den weiten Flur getreten, als wir uns auch ſchon durch ein anhaltendes halblautes Geräuſch befremdet fühlen. Es erinnert an die Arbeitslaute in einem Bienenkorbe, wenn die ganze fleißige Geſellſchaft mit der Anfertigung der Zellen, dem Streifen des Wachſes von den ſchwarzgelben Höschen, dem Füttern der Brut, der Aufſpeicherung des Honigs beſchäftigt iſt, und die große Treppe läßt ſich nicht unpaſſend mit dem Aus- und Eingangsbrette vor jedem Bienenkorbe vergleichen. Damit hört jedoch die Aehnlichkeit auf, denn der Honig, der hier bereitet wird, iſt nach den Mienen derjenigen, welche eben aus dem Stocke kommen, nicht der ſüßeſte, und das Wachs nicht das feinſte und weißeſte. Der herrſchende Localduft iſt gleichfalls nicht aromatiſch; er ſchwebt mit ſchönem Effect zwiſchen dem Parfüm der Infanteriekaſerne und einem feinen Regiſtraturgeruch mit etwas Moder verſetzt. Wer kann ſagen, ob dieſer fatale Geruch von den Menſchen oder von den Steinen herrührt! Wenn es wahr iſt, was die Naturforſcher behaupten, daß einige Thiere, wenn ſie in Angſt verſetzt werden, ſich des Aroma's gewiſſer Organe, theils zur Vertheidigung, theils zur rein pſychologiſchen Schilderung ihrer traurigen Gemüthsbewegungen bedienen, ſo erſuchen wir dieſe Herren Gelehrten, dem menſchlichen Geſchlechte in dieſer Hinſicht mehr Beachtung zu ſchenken und wiſſenſchaftlich feſtzuſtellen, inwiefern dergleichen Phänomene auch bei ihm vorkommen.

Scheinbar ohne Zweck, nur beſchäftigt mit allerlei Plaudereien, wogt in den drei beſten Vormittagsſtunden eine Anzahl Leute die genannte Treppe auf und ab, oder ſtudirt die öffentlichen Bekanntmachungen an den aushängenden ſchwarzen Brettern. Wir ſteigen in das erſte Stockwerk, freuen uns der verbeſſerten Luft und über das lebhafte Gewimmel auf dem hohen Corridor, dann begeben wir uns noch eine Treppe höher hinauf und beſuchen die Hallen, wo die Bagatellprozeſſe und Frevel der Berliner vor einem Tribunal voller Ernſt und Würde verhandelt, ausgeglichen und beſtraft werden. Man hat zu verſchiedenen Zeiten dergleichen Händel auf die Bühne gebracht, allein bei dem Freskoſtyl der Theaterdichter arten dieſe Darſtellungen nur zu leicht in grobe Carricaturen aus; die Wirklichkeit iſt ungleich feiner und unterhaltender, wenn auch nicht für den gewöhnlichen Zuſchauer. In dem erwähnten zweiten Stockwerke befindet ſich ein Zimmer, hinter deſſen Barre eine Anzahl junger Männer unter Vorſitz eines ſtattlichen Herrn am grünen Tiſche arbeitet und Actenſtücke ordnet. Sie ſehen ſämmtlich ſehr intelligent aus und trotzdem die richterliche Gravität nicht durch das geringſte Zeichen von Heiterkeit verletzt wird, verräth uns doch ein unbeſchreibliches Etwas, daß hier das Studium des wirklichen Lebens auch mit einem „verſtändnißinnigen" Humor genoſſen zu werden pflegt und die bunten Erſcheinungen des Tages nicht vor ſtumpferen Geiſtern verloren gehen.

Ein jugendlicher Referendarius verſtändigt ſich jetzt mit dem ſtattlichen Herrn und auf einen gewährenden Wink deſſelben lieſt er die Liſte der vorgeladenen Parteien herunter, die inzwiſchen von dem Gerichtsdiener hereingerufen ſind und in allen Regiſtern der menſchlichen Stimme mit „Hier" antworten, oder auch ganz ſchweigen, wenn ſie es vorgezogen haben, zu Hauſe zu bleiben, um nach Umſtänden Zeit zu gewinnen oder ſich in contumaciam verſchmettern zu laſſen. Bald iſt der geſammte Raum vor der Barre mit gewöhnlich ausſehenden Leuten angefüllt. Einige ſtarren das Richterperſonal unverwandten Auges an, Andere ſitzen gedankenvoll auf der braunen Bank an der Wand, noch Andere ſtehen im Vordergrunde und zeigen eine ſeltſame Leere im Blick, als ob ſie noch einmal alle Gründe für und wider durch den Geiſt wälzten und eine wahre Quinteſſenz von juriſtiſchem Elixir deſtillirten.

Noch prüfen wir die Mienen der Kläger und Angeklagten, als die jungen Richter ſich mit Actenſtücken in den Händen der Barre vor den Parteien nähern, und die Verhandlungen beginnen. An die feierliche Ruhe und den gemeſſenen Geſchäftsgang des Criminalprozeſſes mit ſeinen Geſchwornen, der lauſchenden Zuſchauertribüne, dem geſpannten Angeklagten, den verſchloſſenen Richtern gewöhnt, fühlen wir uns ſeltſam überraſcht durch die Lebhaftigkeit, welche ſich im Bagatellprozeß kundgiebt. Gerade hier, wo es ſich nur um die Welt unter fünfzig Thalern handelt, werden ſo erbitterte Schnauzengefechte zwiſchen den Parteien geführt, als ob Ehre und Leben auf dem Spiele ſtänden. Hier herrſcht anſcheinend eine etwas größere Redefreiheit, als vor anderen Tribunalen, und die meiſten machen den erfreulichſten Gebrauch von derſelben.

Gleich in der erſten Reihe iſt ein Hauswirth von der beſten Sorte jener berüchtigten Tyrannen kleiner Miether in einem Kampf mit einer alten Jungfer begriffen. Sie hat ihm beim Auszuge für einen Reſt ſchuldiger Miethe einen Tiſch und ein Sopha als Pfand zurückgelaſſen, dieſen Reſt aber erſt einige Monate ſpäter getilgt, als ſie ſich ſchriftlich verpflichtet. Der Hauswirth verweigert jetzt die Herausgabe der Sachen, wenn ſie nicht noch eine „Miethsentſchädigung“ von mehreren Thalern für den verlängerten Aufenthalt des Sophas und Tiſches in ſeinem Quartier erlegt. Die alte Jungfer hat ihn wegen einer ſolchen unverſchämten

Forderung verklagt und iſt bereit, durch Zeugen zu erhärten, daß er, der Hauswirth, die eigenen Möbel der genannten Gattung längſt verkauft und die ganze Zeit hindurch nicht allein an ihrem Tiſche geſpeiſt und auf ihrem jungfräulichen Sopha geſchlafen habe, ſondern ſich auch für immer in den Beſitz dieſer Koſtbarkeiten ſetzen wolle.

Neben ihnen ſteht ein altes gutes Mütterchen mit Thränen im Auge, die ſie mit einem leinenen Läppchen von Taſchentuch abwiſcht, und angſtvoll auf den grünen Tiſch blickt. Sie wohnt vor dem Thore und iſt einem hieſigen Einwohner eine nicht unerhebliche Summe für Viehfutter ſchuldig, die er nur zum Theil eingeklagt hat. Die arme Alte betheuert mit ergreifenden Worten, daß ſie bei den ſchlechten Zeiten nicht auf einmal zahlen könne, aber das Anerbieten mache, monatlich mit 10 Sgr. ihre Schuld in Terminalzahlungen abzutragen. Mit Achſelzucken wird ihr nachgewieſen, daß dann weder ſie, noch der Kläger, die gänzliche Tilgung erleben würden; aber man giebt ihr mitleidiger Weiſe den Rath, ſich an den Rechtsanwalt des Klägers zu wenden, und dieſen um ſeine Vermittelung bei dem Gläubiger anzuflehen. Wir folgen ihr mit ſchmerzlichem Bedauern über das elende Schickſal einer armen Wittwe und ſinnen ſchon über eine Collecte nach, da macht man uns rechtzeitig auf die Höhe der Schuld aufmerkſam und wie unmöglich es ſei, daß Jemand ſo viel Viehfutter beziehen könne, ohne einen höchſt beträchtlichen Viehſtand zu beſitzen. Die ſchwache weinerliche Alte iſt als wohlhabende, aber gegen alle Gläubiger höchſt renitente Frau bekannt. Vor Gericht gefordert, zieht ſie ihr ſchlechteſtes Kleid an, ſetzt den älteſten Hut auf, hängt einen abgetragenen Mantel um, und wimmert bei jedem Worte, das man ſie zu ſprechen nöthigt; in ihrer Wohnung prügelt ſie das Geſinde und beſitzt einen wohlbegründeten Ruf als Drache.

Hart neben dieſer edlen Mutter dreht es ſich um wenig mehr, als einen Thaler. Der weiſe Salomo hinter der Barre hat hier zwiſchen zwei jüngeren anſtändig gekleideten Herren zu entſcheiden. Der Kleinere derſelben lebt vom Export der Flaſchenbiere, die er auf Begehren den Conſumenten in ihre Wohnungen ſendet; der Größere iſt ein Biertrinker, der die Schwachheit hat, nicht gerne das genoſſene Gute zu bezahlen. Der Kleinere hat ihn, da ungeachtet wiederholter dringender Mahnungen der Thaler hartnäckig ausblieb, endlich verklagt; der Größere ſpielt den vollkommen Unſchuldigen, will von nichts wiſſen und behauptet nur, niemals eine Rechnung erhalten zu haben. Der Richter belehrt ihn, daß ſein Rechtlichkeitsgefühl und nicht die Rechnung ihm ſagen müſſe, daß es ſeine Pflicht ſei, zu bezahlen. Dem Größeren ſchlägt das Gewiſſen und er erklärt, er werde den Thaler bezahlen, aber nicht die Koſten; dem Kleineren wird anheim geſtellt, ob er ſie tragen oder den Prozeß weiter fortſetzen wolle. Er nimmt den ihm von dem Größeren gebotenen Thaler, zieht ein Viergroſchenſtück aus der Taſche und will es dem Richter reichen. Dieſer fertigt den Kleineren mit den Worten ab: „Hier oben werden keine Koſten bezahlt!“ und dieſer folgt heiter dem Größeren, um noch einen Abſtecher nach der Salarienkaſſe zu machen, denn er ſcheint ſchon die Gelegenheit zu kennen. Eine ſchöne Scene, pikant durch die Sophiſtik des biertrinkenden Größeren und die Argloſigkeit des bierverſendenden Kleineren. Der zunehmende Wortwechſel an der anderen Seite der Barre erſchwert dem ungeübten Ohre das Verſtändniß; benutzen wir alſo anderweitig die Zeit und gucken dem Richter über die Achſel in das Actenbündel.

Es enthält einen für Berliner Sitten ſehr bezeichnenden Handel. X. hat mit der ſeparirten Frau Y. ein Ehebündniß geſchloſſen und zur Feier dieſer Feſtlichkeit das Lokal des Gaſtwirthes Z. in der großen Naſſauer Straße auserſehen. Z. hatte den Abendtiſch für mehr als vierzig Perſonen, das Couvert zu 20 Sgr. berechnet, zu liefern, von dem durch den Ehemann gelieferten Wein war ihm ein Pfropfengeld zugeſichert; außerdem war der nach der Mahlzeit, dem Trunk und Tanz, nothwendige Kaffee zu einem beſtimmten Preiſe angeſetzt. Gaſtwirth Z. war ſeinen Verpflichtungen nachgekommen, allein der leichtſinnige X. hatte weder Eſſen noch Kaffee, noch das Pfropfengeld bezahlt, das bei 21 Flaſchen Champagner und 15 Flaſchen Rothwein einen nicht unerheblichen Poſten in der eingereichten Rechnung ausmachte. Außerdem lag noch eine andere Klage des gaſtfreien, aber unglücklichen Patriarchen Z. dem Schöppenſtuhle der Richter vor. Jener verwegene X. hatte auch zur Feier des Polterabends mit der ſep. Y. die Hilfe des Z. in Anſpruch genommen. Das Tiſchgeſchirr und die Gläſer waren von Z. geliehen und in die Wohnung des X. gebracht, dazu auch ein Haſe, „auf böhmiſche Manier“ in der Küche des Gaſtwirthes angefertigt werden. Die Acten drückten ſich darüber nicht deutlich aus, ob dieſer Lampe ein ſogenannter „Schweinehaſe“, oder gar ein „falſcher Haſe“ geweſen ſei; genug die Rechnung betrug beinahe vier Thaler und harrte gleichfalls auf die quittungsſüchtige Hand des Z. Um die Richtigkeit ſeiner Angaben zu erhärten, hatte Z. eine Anzahl entfernter Verwandter des Ehemanns, Feldmeſſer X., Barbiergehilfe X. und Schankwirth X. vorgeſchlagen, lauter Vertilger des pfropfenunentgeldlichen Champagners. Wahrſcheinlich lag noch eine dritte Klage des in ſeinen gerechten Erwartungen getäuſchten Lieferanten des Schaumweines unter den bezeichneten Aktenſtücken, allein es war nicht der Tag zur Ausfechtung dieſes denkwürdigen Rechtshandels und wir mußten unſere Neugierde für heute beſchwichtigen. Der Lärm hatte während der Lectüre zugenommen, aber die friſche, nur durch mehrere Zahnlücken etwas pfeifend gewordene Stimme der Wittwe Schnabberlein gegen Leyſer und Comp. drang durch die Bagatell-Debatten. Es handelte ſich um ein Stück ſchwarzes Wollenzeug, das Leyſer und Comp. an die Schnabberlein um Weihnachten verkauft hatten und das ihnen mit Proteſt zurückgeſchickt worden war. Kein Demagog in einem blutigen Convent hat je die Blitze des Himmels und das Beil des Henkers wüthender auf die Häupter der Neronen herabbeſchworen, als die Schnabberlein auf die kahle Stirn der Firma Leyſer und Comp. Selbſt die Richter fahren aus ihrer Selbſtbeherrſchung auf und nur die Firma verhält ſich dieſem Hurikan von Redensarten gegenüber ſo ruhig, wie ein glänzendes Eisgebirge im Polarmeere.

II.

Zu den unangenehmſten Einladungen für Perſonen, denen ihre Vormittagsſtunden ein Capital der Arbeit und Production von Gedanken ſind, gehören die Citationen des Stadtgerichts. Wir fragen alle unſere Leſer, ob ſie nicht die Erfahrung gemacht haben, daß dieſe ſtets auf einen Tag anberaumt zu werden pflegen, der bereits für ein ungleich wichtigeres Geſchäft beſtimmt war? Dazu kommt, daß ſämmtliche

Stadtgerichte ſich nur in den koſtbarſten Stunden des Vormittags ſprechen laſſen. Die Offenbarungen des Rechtes finden nur um 10 oder 11 Uhr ſtatt, alſo genau in der Mitte der beſten Arbeitszeit. Es lohnt nicht, vorher eine weitſchichtigere Sache anzufangen, und nachher bleibt vom Vormittage gleichfalls ſo wenig übrig, daß man es auch nicht der Mühe für werth hält, ſich an den Schreibtiſch zu ſetzen. Ein vielbeſchäftigter Schriftſteller hat daher vor dergleichen Einladungen zu einem juridiſchen kalten Frühſtück, auf deren Nichtannahme die Koſten des Termins geſetzt ſind, einen außerordentlichen Reſpekt.

Vor ungefähr einem Jahre empfing ich aus den dicken und mit breiten Nägeln verſehenen Händen eines unſerer officiellen Blauröcke die wichtige Anzeige, daß ich mit dem unbeſoldeten Amte eines Vormundes belehnt ſei, und mich, natürlich an dem unbequemſten und arbeitsvollſten Tage der Woche, auf das Stadtgericht zu verfügen habe, um in Eid und Pflicht genommen zu werden. Mein erſt Gefühl war nicht Preis und Dank, ſondern ein kalter Schauder, deſſen Symptome in einer erheblichen Gänſehaut beſtanden. Man muß die Geſchichte der Feldzüge vieler Berliner Vormünder kennen, wenn man mein Entſetzen gehörig würdigen will. Die Vormundſchaft gehörte augenſcheinlich zu der dornenvollſten Sorte. Mein Mündel, ein junger Sohn in der Blüthe des Säuglingsalters war die Frucht eines unerlaubten Verhältniſſes, wie aus der Bezeichnung ſeiner Mutter als einer „Unverehelichten" in der Vorladung deutlich hervorging. Mit einem Seufzer fügte ich mich in mein Verhängniß, arbeitete die halbe Nacht vor dem Gerichtstage, um den verlorenen Vormittag zu erſetzen, und ſtand mit dem Glockenſchlage zehn Uhr vor dem Stadtgerichte.

Der Eingang zu den Hallen des Vormundſchaftsgerichts findet durch ein beſonderes Thor ſtatt, und zeichnet ſich, wenn es erlaubt iſt, dieſes Wort zu brauchen, durch ein weit „ariſtokratiſcheres" Anſehen aus. Selbiges beruht nicht auf der Lokalität, die wenn irgend möglich, noch kahler als der Haupteingang iſt, ſondern auf dem aus- und eingehenden beſſeren Publikum, und auch in den Gerichtszimmern findet ein vertraulicheres Verhältniß ſtatt. Die Idee der *Schuld* tritt hier weniger deutlich zu Tage und die Abweſenheit der den Richter von den Parteien trennenden Barre verleiht den Räumen einen geſelligeren Charakter. Selbſt die Phyſiognomien der Rechtsgelehrten ſind nicht ſo ſtreng amtlich aufgeſteift, und es herrſcht im Ganzen ein herablaſſender, faſt wohlwollender Ton im Verkehre. So wurde ich denn ſehr angenehm überraſcht, daß ich nur eine gute halbe Stunde zu warten brauchte, ehe ein junger, ganz angenehmer und wohlfriſirter Rechtskundiger mich an ſeine Seite einlud und die feierliche Handlung meiner Verpflichtung zum Vormunde, nach erfolgter ernſter Ermahnung, durch einen Handſchlag an Eidesſtatt vollzog. Auf meinen Beſcheid, daß ich mit den Obliegenheiten meiner neuen Würde vollkommen vertraut ſei, erhielt ich ein gedrucktes Formular, nach deſſen ſieben oder acht Kategorien ich beim Anfange jedes Jahres einen Rapport über das Befinden meines Mündels abzuſtatten hatte und wurde darauf in Gnaden entlaſſen, ohne daß man mir jedoch auf meine Frage, wo ſich der hoffnungsvolle Gegenſtand meiner künftigen Fürſorge befinde, eine genügende Auskunft ertheilen konnte. Die Mutter meines Mündels ſchien eine Spielart des Känguruhs zu ſein, keinen beſtimmten Wohnſitz inne zu haben und ihr Junges in einer angeborenen Taſche zu beherbergen und mit ſich umherzuſchleppen. Von einem Gefühl unſäglicher Dankbarkeit gegen den Bezirksvorſteher meiner Straße, dem ich offenbar dieſe angenehme Bekanntſchaft zu verdanken hatte, erfüllt, verließ ich die Rechtshalle und kehrte nach Hauſe zurück.

Nach einigen Tagen ſtellte ich die erſten Verſuche zur Auffindung des Mündels an. Es war nicht ſchwer herauszubekommen, daß es in dem Hinterhauſe eines in der Nähe gelegenen Etabliſſements, drei Stock hoch über der Meeresfläche, zum erſten Male die Wände beſchrieen hatte, aber dann ſtockte jede fernere Unterſuchung. Der Wirth, bei dem ich dieſe Erkundigung einzog, konnte mir keine weitere Auskunft geben, doch ging aus dem erheuchelt liebevollen Ausdruck ſeines hartgeſottenen Antlitzes und ſeiner weichen, tief gefühlvollen Redeweiſe hervor, daß er offenbar die Wöchnerin und das Kind hinausgeworfen hatte und deshalb nicht von Reue, ſondern von Freude und Genugthuung über dieſe edle That erfüllt war. Er ließ ſich nur herbei, mich an eine alte Frau in einer Seitenſtraße zu weiſen, die mir vielleicht Näheres mittheilen könne, dann ſchlug er mir die Thür vor der Naſe zu, und ſchrie nach ſeinem Kutſcher um anſpannen zu laſſen. Die Wohnung der alten Frau war leicht aufzufinden, denn ſie befand ſich in einem engen Hofe zu ebener Erde, wie ein Pferdeſtall, mit dem ſie eine entfernte Aehnlichkeit, aber nicht eine gleiche Comfortabilität beſaß. Die ehrwürdige Dame war augenblicklich nicht anweſend, allein ihre Wohnung war offen, aus welchem Grunde ich auf ein argloſes und großartiges Gemüth ſchloß. Freilich muß ich hinzuſetzen, daß die vorhandenen Utenſilien des erſten offenen Raumes nicht geeignet waren, die Talente der Berliner Diebe in Verſuchung zu führen. Außer einem elend geheizten Ofen beſtanden ſie nur in einem daneben ſtehenden plumpen Tiſche, auf dem, zum Theil jämmerlich weinend, ein Häuflein kleiner Kinder lag. Da ich ſicher davor war, falls die Frau vom Hauſe plötzlich heimkehrte, in den Verdacht der Veruntreuung eines dieſer lebendigen Gegenſtände zu gerathen, verweilte ich und nahm die vorräthigen Ebenbilder Gottes in Augenſchein. Sie waren ärmlich gekleidet, oder in formloſe Zeugſtücke eingewickelt, und ſahen ſchlecht genug ernährt aus. Neben den ungeſtümen Schreiern lagen zwei höchſt kleine Geſchöpfchen und ſchliefen im tiefen Frieden des Paradieſes. Es blieb mir keine Zeit, über dies niederſchlagende Beiſpiel aus der Geſchichte der civiliſirten Menſchheit und dem humanen neunzehnten Jahrhundert Betrachtungen anzuſtellen, denn auf dem Hofe ließen ſich die Holzpantoffeln der Wartefrau vernehmen und ſofort trat ſie mit der freundlichſten Miene in die Kammer. Sie trug in der rechten Hand einen Topf bläulicher Milch und unter dem rechten Arme ein wohlverkorktes Fläſchchen, deſſen Inhalt ich, nach der Farbe der Naſe der guten alten Dame, für ihre Milch zu halten geneigt war, doch ſchien ſie mir nach der geäußerten Wirkung zu urtheilen, weniger mit Waſſer vermiſcht zu ſein, als der Nectar für die künftigen Staatsbürger. Anfangs ſchien die würdige Frau mich für einen vornehmen Herrn zu halten, der von Gewiſſensbiſſen ergriffen, gekommen war, ſeinen natürlichen Sohn abzuholen und anzuerkennen. Da ich den Rock zugeknöpft ließ, und keinen Stern zeigte, ging ſie dazu über, in mir einen Arzt zu vermuthen, der ihre Ueberwachung der Kinder beobachten wolle: als ich aber dann offen mein Geſuch vorbrachte und Erkundigungen einzog, gab ſie mir kaum Antwort und überließ ſich einem Strome von Verwünſchungen gegen die Unverehelichte, welche ſie um eine Monatsgage für den Pflegling geprellt und deshalb dieſen mit Proteſt zurückerhalten hatte.

Von Natur dem ſchönen Geſchlechte gegenüber nicht muthvoll und unternehmend, auch nicht ganz ohne Beſorgniß, die zartfühlende Pflegerin neugeborener illegitimer Erdenſöhne, könne in der Aufregung des Momentes einen der lauteſten Schreier ergreifen und mir damit einen uns Beiden verderblichen Streich verſetzen, erinnerte ich mich des großen Vorbildes für Schriftſteller und Soldaten, des geiſtreichen Xenophon, und trat wie er, einen geordneten Rückzug über den Hof an. Meine Bemühungen waren geſcheitert und es blieb mir nur noch übrig, mich an das Einwohner-Meldeamt zu wenden, wo jedem Wißbegierigen gegen eine Vergütigung von zwei und einem halben Silbergroſchen das eine Ende des langen unzerreißbaren Seiles in die Hand gegeben wird, an dem jeder moderne Menſch hienieden flattert. Ein unvorhergeſehenes Ereigniß ſollte dieſen letzten Schritt unnöthig machen.

Wenige Tage darauf wurde mir zu einer für Beſuche ganz ungeeigneten Abendſtunde ein Paar angemeldet, das ſich nicht namhaft machen wollte. Seine Haltung wurde mir als verdächtig und drohend geſchildert, ſo daß ich ein Mißverſtändniß vermuthete, bis mir eine richtige Ahnung aufſtieg. Ich befahl das Paar vorzulaſſen. Ein junger Kerl von dem verwegenſten Schnitt des Geſichtes, und ein gutmüthiger ausſehendes Weib traten ein. Nach einigem Hin- und Herfragen entdeckte es ſich, daß ich die Schweſter und ihren Mann, den Schwager der Unverehelichten vor mir hatte. Mit dem Ungeſtüm und der wilden Tölpelhaftigkeit gemeiner Leute gaben ſie an, daß mein Mündel der natürliche Sohn, gegenwärtig unter ihrer Obhut ſtehe, aber der Mutter nicht ausgeliefert werden ſolle, und daß ſie ſich an meine Wenigkeit, als den Vormund des Kindes wendeten, um dieſe Maaßregel gut zu heißen.

„Was haben Sie für einen Grund, Ihrer Schweſter das Kind vorzuenthalten?“ fragte ich entrüſtet über dieſe Frechheit.

„Sie iſt mir anderthalb Thaler ſchuldig und weigert ſich, ſie zurückzubezahlen,“ antwortete die Frau, während ihr weit jüngerer Gemahl, als Rechtsbeiſtand, ſich bemühte, zur Erhöhung ſeines perſönlichen Eindruckes, zwei zerdrückte Vatermörder aus der tiefen Verwahrloſung des Halstuches wieder in das freundliche Leben zu führen.

„Und Sie unterſtehen ſich, das Kind mit Beſchlag zu belegen?“ fuhr ich fort.

„Nein, ſehen Sie, lieber Herr, die Sache verhält ſich anders. Herr D. (ſie nannte einen als ſehr wohlthätig bekannten alten Fabrikbeſitzer), bei dem meine Schweſter gearbeitet hat, giebt aus gutem Herzen monatlich vier Thaler für das Kind, und deshalb wollte ich es behalten, um mich von dem Gelde bezahlt zu machen.“

„Und das Kind darben zu laſſen?“ ſetzte ich unwillig fragend hinzu.

„Nein, nein, ach! wenn Sie meine Schweſter kennen würden; Sie ließen mir gewiß das Kind. So lange ſie ſelber das Geld bekommen hat, iſt das Kind bei Haltefrauen geweſen und ſie hat doch keinen Heller dafür bezahlt. Ich habe mich ſo an den Kleinen gewöhnt, daß ich mich von ihm nicht trennen mag. Ich liebe ihn mehr als ſeine eigene Mutter.“

Obgleich mir dieſe, auf eine Forderung von anderthalb Thalern und weibliche Herzlichkeit gegründete, mit einer Beſchlagnahme des natürlichen Sohnes verbundene, pſeudomütterliche Liebe etwas unlauter dünkte, ſprach doch ein Zug von Wohlwollen für die Frau, und ich trug ihr auf, mir am nächſten Tage mein intereſſantes Mündel zur Anſicht zu überbringen, um nach dem Ausfall der Inſpection den endgültigen Beſcheid zu erhalten. Den männlichen Rechtsbeiſtand erſuchte ich zugleich, ſeine koſtbare Zeit nicht mit ferneren Beſuchen meiner Wohnung zu vergeuden, ſondern ſeine ungewöhnlichen Fähigkeiten nach wie vor der Namme zu widmen, die angeblich einen weſentlichen Theil ſeiner Berufsthätigkeit im Sommer bildete. Kaum hatte ſich das Paar entfernt, als die Klingel abermals heftig gezogen wurde, und die unnatürliche Mutter des natürlichen Sohnes Gehör verlangte. Ein junges Weſen, das noch ſelber eines Vormundes bedurfte, drang in das Zimmer, und erregte meine vollkommene Bewunderung durch die Philippika, die ſie gegen ihre Schweſter, deren Mann, die Menſchheit, und noch einige andere ungenannte Perſonen, zu denen ich mich unſchwer rechnen durfte, ſofort ausſtieß. Um der Redeübung ein Ende zu machen, erkundigte ich mich, ob ſie eines Vormundes entbehre, da ihre ungemein entwickelte Beredtſamkeit auf den Mangel eines ſolchen zu ſchließen berechtige. Sie geſtand nun mit einiger Beſchämung ein, daß jener wohlthätige Fabrikbeſitzer D. ihr Vormund ſei, und die Unterſtützung nur zahle, wenn das Kind von ihrer Schweſter verpflegt werde. Damit hatte ſie ſich ihr eigenes Urtheil geſprochen und ich befand mich in einer weniger peinlichen Lage, als der talentvolle Verfaſſer des hohen Liedes: der König Salomo. Mein Entſchluß, wem das Kind zuzuſprechen ſei, ſtand feſt, ohne daß ich meine Trabanten zum Schwerte greifen zu laſſen brauchte.

Am anderen Nachmittage brachte die Tante den natürlichen Sohn, ein freundliches kleines Kind, das ſich in dem geheimen Bewußtſein, ſeine Lebenstage ſeien ſehr genau gezählt, ſeines kümmerlich gefütterten Daſeins außerordentlich zu erfreuen ſchien. Wie viele reiche kinderloſe Ehepaare würden über den Beſitz dieſes kleinen Weſens glücklich ſein, während es hier nur ein Gegenſtand der Geldſpeculation und Beſchlagnahme war! So mußte ich mir mit Wehmuth ſagen, als der Knabe zutraulich meinen Finger packte und mir lächelnd in's Auge blickte. Ich empfahl der Tante eine gute Behandlung des Kindes, trug ihr auf, mich zu benachrichtigen, wenn es erkranken ſollte und machte im Stillen allerlei Pläne zur Verbeſſerung des Schickſals meines mir vom Gericht übergebenen Schutzbefohlenen.

Den geheimen Gedanken wurde nach einem Monat durch eine abermalige Vorladung ein gewaltſames Ende bereitet; das Stadtgericht geizte wieder nach der Ehre meines Beſuches, wenn ich nicht irre, ſchon um halb zehn Uhr. Sehr pünktlich ſtellte ich mich ein, wurde aber, ungeachtet ich meine Vorladung abgegeben, weiter nicht beachtet, ſondern hatte vollauf Gelegenheit, eine Menge von merkwürdigen Differenzen zu beobachten, welche durch die Verwilderung des heutigen Familienlebens entſtehen. Nachdem es faſt halb 11 Uhr geworden war, näherte ſich mir mein Gönner, der ſchon erwähnte elegante junge Juriſt, fragte nach meiner Sache, ſah in die Acten, dann nach der Uhr, zuckte die Achſeln und meinte ſehr kaltblütig: „Sie wird wohl nicht kommen!“

„Von wem iſt die Rede, wenn ich fragen darf?“ bemerkte ich in dem reinen Bewußtſein eines Mannes, der kein Frauenzimmer zu einem Stelldichein aufgefordert hat.

„Von der unverehelichten ***,“ antwortete der junge Herr, „ſie hat den Vater des Kindes, einen Maurergeſellen, wegen Unterſtützung verklagt, aber ich glaube faſt, die Vorladung wird nicht in ihre Hände gekommen ſein. Der Bote verſichert freilich, ſie ihr inſinuirt zu haben. Aber Verwechſelungen ſind nicht unmöglich und wir ſelber haben erſt durch das Einwohner-Meldeamt die Wohnung der Klägerin erfahren.“

Mir ſchwoll der Kamm. Wieder war mir ein koſtbarer Vormittag auf völlig nutzloſe Weiſe verloren gegangen und ich erklärte, daß ich in Betracht, daß dieſer Verluſt bei meinen Verhältniſſen als Journaliſt einer Geldſtrafe gleich zu achten ſei, noch eine Stunde warten werde, um den verdrießlichen Handel, bei dem ich obenein nicht die Nothwendigkeit meiner Gegenwart zu begreifen vermochte, zu Ende zu bringen. Aber ich harrte vergebens, weder die Frau Mutter, noch der Herr Vater meines Mündels erſchienen vor Gericht. Beide nahmen die Sache leichter, als der unglückliche gewiſſenhafte Vormund. Endlich brach ich auf, die Herren vom Gericht verſprachen auf das bereitwilligſte, mich wieder in Kenntniß zu ſetzen, und nicht in der roſigſten Laune verließ ich das geweihte Local. Ich befand mich in einer ſeltſamen Vormundſchaftsſtimmung, die in dem krankhaften Gelüſte beſtand, irgend eine vorübergehende Perſon durch ein paar Ohrfeigen zu überraſchen.

Wieder verging ein Monat, und da weder Mutter und Tante erſchienen, machte ich mich auf und fuhr nach der mir angegebenen Wohnung der Letzteren in der Vorſtadt. Nachdem ich den über die weite Tour entrüſteten Droſchkenkutſcher durch eine kleine Zugabe zum Trinkgeld beſänftigt hatte, betrat ich den engen Hausflur, deſſen Aehnlichkeit mit einem Aufenthaltsorte für die Thiere des göttlichen Sauhirten unverkennbar war. Ein freundlicher alter Herr mit einer blauen Brille empfing mich, nachdem er raſch und kräftig zwiſchen meinen Beinen durch, einen fremden Hund durch einen Fußtritt auf die Straße befördert hatte. Ich fragte nach der Frau und dem Kinde.

„Da muß ich ſehr bedauern, nicht dienen zu können. Sie iſt ſeit vierzehn Tagen fort," antwortete der Herr.

„Und warum?" — „Der Mann iſt von der Polizei eingeführt, und da —" ich wußte genug, wenigſtens ſo viel, daß dieſe Vormundſchaft ein Nagel zu meinem Sarge ſein werde. Wenige Tage darauf verlangten um die Zeit der gewöhnlichen Sprechſtunde eine alte Frau und eine junge Perſon mich zu ſprechen. Letztere war die Mutter des natürlichen Sohnes, Erſtere eine unbekannte Verwandte des berühmten Pandarus; und was wollten die Weiber? Die edle Mutter hielt mich für einen Arzt und forderte auf Grund meiner Vormundſchaft ein unentgeltliches Recept gegen — den Huſten. Ich belehrte ſie, daß mir der Charakter eines „Medicindoctors" fehle, verordnete ihr Bruſtthee, gab ihr etwas Geld dazu und erkundigte mich nach ihrem Sohne, meinem Mündel. Mit dem heiterſten Geſichte ſagte die elende Perſon: „O, der iſt vorgeſtern endlich geſtorben," und ging.

So endeten die Memoiren meiner erſten Vormundſchaft.

Berliner Hauslehrer.

Der Unterſchied zwiſchen der ländlichen und ſtädtiſchen Bevölkerung zeigt ſich auf eine ausdrucksvolle Weiſe in dem Stande der jungen Mitglieder des Lehrfaches, welche ſich auf dem flachen Lande oder innerhalb der Stadtmauern mit der Ueberwachung der heranwachſenden Jugend beſchäftigen. Urſprünglich war nur die erſte Klaſſe von Präceptoren oder Gouverneuren vorhanden. Der Mangel an Unterrichtsanſtalten zwang alle gebildeten und wohlhabenden Familien von Gutsbeſitzern, die ihr Getreide, die gewonnene Wolle, Kartoffeln und Milch in die Städte ſchickten, ihren Erziehungsbedarf an Gelehrſamkeit eben daher zu beziehen, und ſo gab es ſeit grauen Vorzeiten Schaaren von jungen Leuten, die nach beendigten Univerſitätsſtudien in das Lehrbataillon der angehenden Pädagogen traten und einige Jahre hindurch die Kinder der Rittergutsbeſitzer, Landräthe und Amtleute mit der ſüßen Milch der Schulwiſſenſchaften nährten. Dieſe ehrſame Kaſte des Lehrſtandes liegt außerhalb unſeres Geſichtskreiſes. Wir laſſen ſie Vormittags von neun bis zwölf, und Nachmittags von zwei bis fünf Uhr über dem Cornelius Nepos und dem kleinen Jacobs ſitzen, dazwiſchen das verſtimmte Klavier hämmern, Abends vor dem Hauſe den Pony ſatteln, oder in den Hundstagen mit ihren Eleven ein Bad in der Pferdeſchwemme am Teich hinter dem „Schloſſe“ nehmen, Sonntags die Wirthſchaftsmamſell zum Walzer engagiren, oder mit dem Dorfpaſtor eine Partie Schach ziehen, alte Univerſitätsröcke auftragen und im Verlaufe mehrerer Jahre ein Sümmchen von einigen hundert Thalern für die bevorſtehenden Leiden und Entbehrungen der theologiſchen oder philologiſchen Candidatur und Examina bei Seite legen: wir begeben uns in die Stadt und betrachten die heutigen Hauslehrer der guten Geſellſchaft.

Die geſchäftlichen Anſprüche, welche gegenwärtig an die Mehrzahl der Familienväter gemacht werden, ſo wie die modernen Lebensgewohnheiten, geſtatten den Inhabern mehrerer hoffnungsvoller Söhne ſelten, ſich der Erziehung derſelben ſpecieller zu widmen. Ein Juriſt, der zweimal im Tage Sprechſtunden offen halten, den Vormittag auf den Gerichten umhertraben, Abends über ſeinen Akten ſitzen und dazwiſchen allerlei Documente verfaſſen muß; ein Arzt, deſſen Wagen den

Tag über durch die Stadt rollt, der ſelbſt ſein Mittageſſen verſtohlener Weiſe einnehmen muß, während im Nebenzimmer ſchon ein Dutzend Patienten ungeduldig murmelt; ein Rath, den der Miniſter täglich dreimal rufen läßt und unverrichteter Sache nach Hauſe ſchickt, iſt nicht im Stande, ſeine talentvollen Knaben zu überwachen. Der Aelteſte hat eine halbjährliche ſchändliche Cenſur nach Hauſe gebracht, der Zweite beſitzt guten Willen, iſt aber im Griechiſchen ſchwach und ein Freund von lückenhaftem Schulbeſuch, der Dritte endlich entwickelt eine große Vorliebe für Zuckerwerk, Tauſchhandel mit kurzen Waaren und unterhaltende Plaudereien in den Schulſtunden, täglich wird eine Jacke zerriſſen, ein Buch verloren, ein Loch in den Kopf geſchlagen, was bleibt einem armen geplagten Vater, dem das Publikum und die Herren Vorgeſetzten auf dem Halſe liegen, noch übrig, als ſeinen Buben gleichfalls einen Vorgeſetzten zu geben und einen Hauslehrer zu ſuchen.

Die Wahl iſt ſchwer. Weder in Hayn's, noch in Möſer's Intelligenz- und Verordnungsblättern findet man Selbſtempfehlungen von jungen Männern „für Alles" in wiſſenſchaftlicher und pädagogiſcher Hinſicht. Der Berliner Hauslehrer iſt gemeinhin ein verſchämter Armer, der längſt ſeine Adreſſe bei vielen einflußreichen Schulmännern und Theologen abgegeben hat und von dieſen unter der Hand, wie die perfekten Köchinnen, mündlich empfohlen wird. Oft wäre es ihm ſelbſt pecuniär unmöglich, falls er ſich in öffentlichen Blättern als Hauslehrer eine Stelle ſuchen wollte, die Inſertionskoſten zu bezahlen. Wenn ein junger Mann ſich zur Annahme eines ſolchen Poſtens entſchließt, muß er total abgebrannt ſein und alle ſonſtigen Hülfsmittel erſchöpft haben. Durch die Univerſitätsjahre iſt der Freiheitsdrang ſo lebhaft erwacht, daß nur die bitterſte

Nothwendigkeit ihn zur Reſignation auf die perſönliche Unabhängigkeit zu zwingen vermag. Der einflußreiche Mann empfiehlt alſo einen auf ſeiner Liſte ſtehenden Candidaten zum Hauslehrer, entläßt ihn mit einem Schwall gutgemeinter ernſter Ermahnungen, und iſt froh, einen Hausläufer und regelmäßigen Störer ſeiner Nachmittagsruhe weniger zu zählen.

Nun ſtellt ſich der neue Wächter der verwilderten Jugend dem Hausvater vor, und vernimmt die Bedingungen, die Rechte und Pflichten ſeines Lehramtes. Er erhält die ſogenannte freie Station, ein Jahrgehalt von hundert bis hundertfünfzig Thalern und das Verſprechen eines Weihnachtsgeſchenkes. Dafür überwacht er die Anfertigung der Schularbeiten, beſſert die Lücken des jugendlichen Wiſſens aus, gewöhnt ſeinen Zöglingen ihre Unarten ab, begleitet ſie auf allen ihren Spaziergängen und nimmt ſie ſtets in ſeine Obhut, wenn Vater und Mutter ſich nicht von ihrem Gemüthe angeregt fühlen, ſie um ſich zu ſehen. Seinen Aufenthalt erhält er in dem großen gemeinſchaftlichen Zimmer angewieſen, das in dem reichlichen Hausweſen den drei Zöglingen eingeräumt war. So iſt er ein Familienglied geworden, ſpeiſt an dem Tiſche der Eltern, wird in ihre Unterhaltung gezogen, zu allen größeren Geſellſchaften geladen und plötzlich aus ſeinem bisherigen dürftigen Zuſtande gehoben. Anfangs geht Alles gut. Beide Parteien ſind mit einander zufrieden, die Zöglinge werden nach zwölf und vier Uhr nicht mehr ſo häufig im Gymnaſium zurückbehalten, ſie werden wieder regelmäßige Theilnehmer des elterlichen Mittagsmahles, die Halskragen und vorderen Schreibefinger erweiſen ſich weniger mit Tinte befleckt, die Schulbücher kommen nicht mehr abhanden und ſelbſt die Cenſuren fangen an, ſich ein wenig zu beſſern. Der Herr Papa und die Frau Mama geben dem Wohlthäter ihrer Jugend die nothwendige Erkenntlichkeit um Weihnachten durch eine Anzahl ſeiner Oberhemden zu verſtehen, da ſein in das Hausweſen geführter Wäſchebeſtand eine ſolche Ergänzung ſehr nothwendig erſcheinen ließ. Der Hauslehrer legt ſeine angeſtammten Vorhemden von Shirting bei Seite und beginnt ſich allmählig als Gentleman zu fühlen. Wenn er bisher ſeinen provinziellen Haarbuſch bei einem jener wilden Schnitter in Seitenſtraßen, für den mäßigen Preis von zwei und einem halben Silbergroſchen hat ſtutzen laſſen, wenn er oft ſogar in Ermangelung dieſer mäßigen Summe, mit der geliehenen Scheere ſeines früheren Wirthes, des Schneiders, ſelbſt Hand an das wilde Gelock gelegt hat, ſo begiebt er ſich jetzt zu Lohſe, und läßt quer über ſeinen Schädel jenen pomadiſirten Meridian ziehen, von dem aus die Zierbengel ihre Schönheit, wie die Geographen die Verhältniſſe des Erdballes, von Ferro aus berechnen. Nach dieſer ſtreng mathematiſch eleganten Eintheilung ſeines Hirnglobus wird es ihm ſchwer, den Glacéhandſchuhen zu widerſtehen. Er unterſtützt ferner ihre äſthetiſch wohlthuende Wirkung durch einen ſchöngebildeten Frack, den er bei dem Tailleur des Hausherrn anfertigen und auf eine Rechnung der Zukunft ſchreiben läßt. Dieſe Maßregeln, ſo löblich ſie für die Außenſeite eines Antinous der Pädagogik ſein mögen, thun ihm in den Augen ſeiner drei Zöglinge manchen Schaden. Das Berliner Kind, gleichviel ob es ein Knabe oder ein Mädchen iſt, widerſteht ſchwer allen ſich etwa darbietenden Gelegenheiten zur Satyre. Der zweite, im Griechiſchen ſo ſchwache Eleve hat nicht ſo bald den Attaché-Scheitel ſeines Hauslehrers entdeckt, als er ſeine ſämmtlichen gelehrten Sprachſtudien für unbeſtimmte Zeit ausgeſetzt und dafür einen dilettantiſchen Verſuch in der Kunſt des Coiffeurs wagt. Auf Koſten ſeiner Schularbeiten gelingt es ihm, zuerſt den beiden

Brüdern, dann ſich ſelber, eine ähnliche kunſtvolle Friſur zu arrangiren und damit die Familie an einem freundlichen Sonntage zu überraſchen. Der eingeladene reiche Großonkel, ein Greis, dem theils ſeine Pfandbriefe und Hypotheken, theils eine angeborne dumme Grobheit das Recht geben, ſich in alles zu miſchen, findet die Friſurangelegenheit durchaus nach ſeinem Geſchmack und zieht den Hauslehrer nebſt ſeinen Schülern nicht in der feinſten Manier auf. Bei Tiſch giebt es Verſtimmung und im Studirzimmer ſpäter die erſte Maulſchelle für den ſchwachen Griechen, dem das Geſtändniß ſeines abſichtlichen Verbrechens der Majeſtätsbeleidigung abgedrungen wird. Zwar führt der Grieche beim Vater Klage, allein er wird von dem verſtändigen Manne abgewieſen und der Frieden iſt augenblicklich wieder hergeſtellt.

Die Veränderung erſtreckt ſich nicht allein bis auf die äußere Rinde des Hauslehrers; auch in ſeinem Innern geſtaltet ſich vieles um. Das bisher geführte mühſelige Leben mit ſeinen Zwergenportionen von Cichorien-Kaffee, groben, ſchlechtbezahlten Stiefelputzern, trüben Lampen, Milchreis und Schlackwurſt-Diners, geſtundeten Honoraren, naß gebürſteten alten Filzhüten, lauwarmen Oefen, täglich mit einem ſchützenden Kartenblatt beklebten Stiefelſohlen und bis an das Kinn zugeknöpften Röcken, hielt den Geiſt unſeres Pädagogen kräftig nieder, und machte ihn nur für die keuſchen Reize des abſtracten Lebens in den Ideen empfänglich; von jetzt an fühlt er ſich mehr von der Wirklichkeit angezogen. In dem Hauſe ſeines jetzigen Wirkungskreiſes wird ſehr gut, man könnte ſagen „zu gut" gekocht. Scharfe Beobachter des Lebens werden längſt das Problem aufgeſtellt haben, ob mehr Charakterfeſtigkeit dazu gehört, eine gute oder eine ſchlechte Koſt zu ertragen. Wir wollen uns nicht auf eine Unterſuchung einlaſſen, welche das Format des ganzen Bandes gefährden könnte, ſondern nur ſagen, daß die drohendſten Gefahren einer zu wohlſchmeckenden reichlichen Koſt für das jugendliche Alter, zunächſt in dem beginnenden Hange zu einem Nachmittagsſchläfchen liegen. Es bleibt uns nichts übrig, als zu melden, daß der Hauslehrer faſt täglich von dem Hausmädchen, das den Kaffee in das gelehrte Muſeum zu bringen hat, ausgeſtreckt auf dem Sopha und mit der Ausübung jener Vocalmuſik beſchäftigt gefunden wird, welche noch kein komiſcher Operncomponiſt zu einem unterhaltenden Scherze benutzt hat. Er verſchläft nicht allein die auf ſeinem Quittungsbogen verzeichneten Collegia, ſondern ſetzt auch eine Maſſe höchſt unpädagogiſchen Fettes an, und entwickelt um 4 Uhr, wenn das Gymnaſial-Triumvirat aus der Schule kommt, eine Laune, die etwas nach Hyſterie ſchmeckt. Da aber auf Alles in der Welt eine Reaction erfolgt, ſo tritt ſie auch bei unſerem jungen Gelehrten ein. Die Vermehrung und Verbeſſerung ſeiner Lebensſäfte macht ihm das abendliche Sitzen bei der unglücklichen Klaſſenbrut verhaßt. Wenn er ſie nach den bitterſten Qualen um 9 Uhr endlich in die Betten prakticirt hat, begiebt er ſich von dannen und erfriſcht ſeine Gebeine durch Tänze, zu deren Schauplatz er aus akademiſcher Gewiſſenhaftigkeit die Muſenhalle in der Leipziger Straße, oder auch das Coloſſeum oder Orpheum wählt. Es beruhigt ihn, ſelbſt bei ſeinen Vergnügungen den Fuß auf klaſſiſchen Boden zu ſetzen.

Die erwähnten Privatſtudien fördern nicht das Einverſtändniß mit den Zöglingen. Die Cenſuren nehmen, dem wechſelnden Monde gleich, wieder ab, der Freund des Zuckerwerkes wird wegen eines Deficits für Windbeutel von dem benachbarten Conditor bei der Frau Mama verklagt; der ſchwache Grieche begiebt ſich ſogar für mehrere Tage ganz hinter die Schule und wird nur durch einen glücklichen, aber ganz zufälligen Fund des Ordinarius wieder entdeckt, der dem Herrn Vater ſchriftliche Anzeige von den rein praktiſchen Fahrten des zweiten Söhnchens macht; der Aelteſte allein ſchlägt nicht aus der Art, aber nach den Köpfen aller ſeiner Mitſchüler, und zwar am liebſten mit hart eingebundenen Lexicis. Die unausbleibliche Folge ſo vieler Unordnungen ſtellt ſich in einer häuslichen Revolution dar, welche von dem Zimmer der Dame vom Hauſe aus gegen den Hauslehrer angezettelt wird. Vorgefordert, erklärt der auf weltliche Abwege gerathene Philologe, daß Madame niemals einen Menſchen finden werde, der ſich ihren Kindern ganz zu widmen im Stande ſei. Zwar wird ihm mit Unwillen vorgehalten, daß man ihm nur zumuthe, ſeine Abendſtunden der Pflege dieſer Hoffnung des chriſtlichen Staates zu opfern, allein er antwortet, daß er ſich zu gut halte, um ſo entartete Gewächſe als Gärtner zu pflegen. Nach ſolchen Redensarten iſt es nicht zu verwundern, wenn unter Vorſitz des Onkels ein Familienrath berufen und über ihn zu Gericht geſeſſen wird. Angeſtellte Unterſuchungen ergeben, daß der Herr Hauslehrer im Buche des Leibſchneiders Sr. Hausherrlichkeit mit mehr als ſechzig Thalern verzeichnet ſteht und daß ſein gegenwärtiger Collegienbeſuch einem vollſtändigen Desaveu der Univerſität gleicht.

Man berathſchlagt noch, was mit dem Abtrünnigen mitten im Quartal zu beginnen ſei, als ein unerwarteter Zwiſchenfall die geängſtigte Familie aller Sorgen enthebt. Eines Morgens finden die Zöglinge ihren gelehrten Vorſtand, der ſehr ſpät in der Nacht nach Hauſe gekommen iſt, in einem viele Beſorgniſſe erregenden Zuſtande im Bette liegen. Er zeigt nicht die geringſte Luſt aufzuſtehen, und ſie, obgleich es ein

Sonntag iſt, zur Kirche zu führen. Die Farbe ſeiner Phyſiognomie iſt im hohen Grade geiſtlich, aber nicht die Ehrfurcht des zarten Knabenalters erweckend. Die Knaben, nicht zum Schulbeſuch gezwungen, bleiben voller Verwunderung im Zimmer und beobachten den räthſelhaften Zuſtand ihres Lehrers. Bald verlangt er mit ſchwacher Stimme Sodawaſſer, bald fragt er demüthig und verworren, ob es nicht möglich ſei, mit Hülfe der Köchin einen ſauren Hering von dem nächſten Materialwaarenhändler und Käſebändiger herbeizuſchaffen. Der älteſte und jüngſte der Knaben verfallen auf den kindiſchen Gedanken, er könne ſich vergiftet haben, allein der mittelſte, der ſchwache Grieche, aber ein für die Realität der Welt ſtark begabtes Kind, belehrt ſie, das genommene Gift möge, dem durchdringenden Geruch nach zu urtheilen, wohl Kroll'ſcher Faſtnachtspunſch, und das Leiden des Hauslehrers der ſogenannte Katzenjammer ſein. Die Definition befriedigt ſeine Brüder und ſie begeben ſich in das Arbeitszimmer des Herrn Papa, um die pflichtſchuldige Anzeige zu machen: „Papa, der Herr Doctor liegt im Bette und hat den Katzenjammer!“

„Ihr dummen Jungen,“ ruft der Chef des Hauſes ergrimmt, „was wißt ihr von Katzenjammer? Bleibt einmal hier; ich will ſelber nachſehen.“

Kaum hat er aber die Leidensſtätte des unglücklichen Gouverneurs betreten, als ſeine geübten Geruchsorgane ſofort die Richtigkeit der kindlichen Diagnoſe erkennen, und er den Patienten gleich mit entrüſteter Stimme anherrſcht: „Herr Doctor, Sie wiſſen, daß ich mir von Ihnen bisher viel gefallen laſſen habe, allein das iſt zu viel, ich bin es der Ehre meines Hauſes ſchuldig, Sie ſofort aus Ihrer Stelle zu entlaſſen!“

„In Gottes Namen, ja in Gottes Namen, wenn es ſein muß, ich will gehen, Herr Sanitätsrath; wir haben nie zuſammengepaßt. Sie haben immer von mir zu viel verlangt. Ich bin auch nur ein Menſch —“

„Ja, und zwar ein betrunkener Menſch! wie können Sie es wagen, meinen Kindern ein ſolches Beiſpiel zu geben?“

„Ach, Beiſpiel hin, Beiſpiel her — Emil hat neulich bei dem letzten Souper im Nebenzimmer heimlich fünf Gläſer Champagner getrunken — er kann mehr vertragen als ich, Herr Sanitätsrath, es kommt Alles nur auf das Vertragen an.“

„Gut, gut, Herr Doctor, ich will mit Ihnen nicht weiter ſtreiten. Schlafen Sie aus und nehmen Sie morgen ihr Gehalt bis zu Ende des laufenden Monates entgegen; ich habe es ſatt, Verſuche mit Berliner Hauslehrern anzuſtellen. Es ſollte ſich doch noch ein ſolider junger Menſch finden laſſen und wenn ich bis an das Ende der Welt ſchreiben müßte!“

„Brauchen ſich nicht ſo zu weit bemühen, Herr Sanitätsrath, ich kann Ihnen meinen Freund empfehlen — wird Ihnen nie ähnlichen Verdruß machen — kann weit mehr, wie ich, vertragen!“

„Herr, wollen Sie mich zum Beſten haben?“

„Nein, nein, nicht zum Beſten haben, durchaus nicht, aber das Studium aufgeben; ich tauge nicht dazu! Ich will Soldat werden, ja Soldat; das iſt mein Fach!“

Der ergrimmte Sanitätsrath verläßt, die Thür zuſchlagend, das Zimmer, ſteigt in den Wagen und klagt ſeinen Patienten das Hauslehrerleiden; aber wohin er kommt, bringt man ihm ähnliche Lamentationen entgegen, bis er zu ſchweigen beſchließt, den Delinquenten ausbezahlt und entläßt, die Jungen aber am nächſten Erſten in eine Penſion zu thun beſchließt.

Verändern wir jetzt das Licht in unſerer Laterna magica und laſſen wir die entgegengeſetzte Scene: eine Winterlandſchaft aus dem Leben eines gemarterten Hauslehrers, an der Wand erſcheinen.

Faſt zwanzig Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem ich einen Univerſitätsgenoſſen nicht mehr geſehen habe, der damals von dem jungen ſtudirenden Volke eben ſo ſehr geliebt, wie belacht wurde. Wenn er noch lebt, ſo kann ich ihn mir nur in einer dürftigen Landpfarre mit zweihundert Thalern Jahrgehalt und einem von dem guten Willen ſeiner Beichtkinder abhängigen Deputat von Gänſen, Schinken, Weizen, Hafer und Kartoffeln denken. Ich ſehe ihn im Geiſte ſeiner ſchwachen Augen wegen mit einer Windbrille bewaffnet, in einem mit zwei Ackergäulen beſpannten Korbwagen über Land fahren, und an Ort und Stelle angelangt, tiefe Verbeugungen vor dem Patron und der Frau Gemahlin machen, das jüngſte Kind abtaufen und einen endloſen gelehrten Toaſt mit Citaten aus den Kirchenvätern halten. Zu jener Zeit war unſer Univerſitätsfreund noch Candidat der Theologie und gehörte zu jener unglücklichen Klaſſe von Leuten, von welchen ein Menſchenkenner einmal behauptet hat, daß ſie im dreißigſten Jahre nach nichts ausſehen, im vierzigſten nichts ſind und vorſtellen, und im fünfzigſten nichts haben werden, alſo zu der mißrathenſten Sippſchaft der irdiſchen Schickſalsbrüder. Nur nach einer Richtung hin hatte er ſich einen Troſt erarbeitet, der ihn wahrſcheinlich niemals im Stiche gelaſſen haben wird: er wußte viel und verſtand nachzudenken. Die weltliche Anlage, dergleichen Schätze eines unſichtbaren Reiches flüſſig und rentabel zu machen, hatte ihm die Natur verſagt. Er war bei einer mageren rieſenlangen Geſtalt und einem hohläugigen Geſicht von dem unbehülflichſten Weſen, und wurde, trotz einer grenzenloſen Gutmüthigkeit und Beſcheidenheit, den meiſten Menſchen, mit denen er in irgend eine Verbindung trat, ſchnell lächerlich; Grund genug für dieſes alberne und ſchmachvolle Complimentir-Syſtem der Geſellſchaft, ſich ſo bald als möglich von ihm los zu machen.

Da alle ſeine Angehörigen ſchon vor dem Anfange ſeiner Studienjahre geſtorben waren, ſah er ſich darauf angewieſen, nachdem auch die dürftigen Stipendien, auf welche Theologen meiſtens beſchränkt bleiben, aufgehört hatten, ſich ſelbſt zu unterhalten. Was blieb ihm übrig, als Stunden zu geben oder Hauslehrer zu werden. Die Schwächlichkeit ſeines Körperbaues hinderte ihn an weiten und anſtrengenden Wanderungen durch die Stadt; er zog es alſo vor, ſich an verſchiedenen Stellen, die hinſichtlich der Perſönlichkeiten nicht allzu wähleriſch waren, als „Erziehungsknecht“ zu vermiethen. Armer Freund! trotz deiner trefflichen Geiſtes- und Herzensanlagen gelang es dir nirgends, nicht etwa ein ſonderliches Glück zu machen, ſondern ſelbſt einfach deine Stelle zu behaupten. Bei Stadtraths wurdeſt du entlaſſen, weil deine rieſengroßen, mit Ueberbeinen geſegneten Hände bei Tiſche das Meſſer ſtets ſo plump und kurz faßten, daß du einen Theil der Klinge zwiſchen die Finger bekamſt. Bei Apothekers ſchickte man dich fort, weil du dich nicht von deinem echt alttheologiſch blau und weiß gewürfelten Taſchentüchern trennen wollteſt, und im Hauſe des reichen Parfümeriefabrikanten zog dir ſogar deine Abneigung gegen moderne Haaröle und deine treue Anhänglichkeit an die kleinen Vorgebirge, welche brennende Talglichter zu Gunſten einer naturwüchſigen Haarcultur zu bilden pflegen, mit Recht den unauslöſchlichen Haß der zierlichen Frau vom Hauſe zu. Der lange Candidat war bald mit einem wahren Interdict von allen beſſern, nach Hauslehrern trachtenden Familien belegt worden. Nahe am Rande des Hungertodes — er hatte ſeit ſechs Wochen nur von Brod und Milch und den Unterſtützungen ſeiner gutmüthigen jungen Landleute gelebt — gelang es ihm endlich ein Unterkommen an einem Orte zu finden, wo ſeine Perſönlichkeit keinen Anſtoß erregte.

Er wurde Hauslehrer bei einem Israeliten in einer jener Straßen, von denen ſich die Bekenner der älteſten unter allen noch unverfälſcht beſtehenden Religionen vor zwanzig Jahren weit ſchwerer, als heute zu trennen pflegten. Sein Prinzipal gehörte, wir dürfen es nicht verſchweigen, keineswegs zu den diſtinguirten und gebildeten Familien ſeines Stammes. Schwerlich hätte er zu den Zwecken der Beer's und Mendelsſohn's auch nur einen verſchimmelten Pfennig herausgerückt. Das mit den Buchſtaben, Noten und Zahlen Arabesken der Wiſſenſchaften und Künſte bedruckte Papier war für ſeinen Wendekreis nur inſofern vorhanden, als es zum Druck von Thalerſcheinen und Wechſeln angewandt wurde, oder ſchon aus dem Verkehr des Tages geſchieden war, und den betriebſamen Menſchen nicht mehr vor die Augen kam. Die Zeit galt ihm für ſo koſtbar, daß er ſie am wenigſten bei der Erziehung ſeiner Kinder, dem wohlfeilſten Artikel in ſeinem Haushalte, verſchwendete. Er bediente ſich deshalb eines eigenen Commis für die Nachhülfe im Schulunterricht und die Ueberwachung der beiden älteſten Knaben; ſo wurde unſer armer Freund, der lange Candidat, Hauslehrer bei dem Manne des alten Teſtamentes. Ihm ſelber verurſachte die Uebernahme dieſer Stelle keine Gewiſſensſkrupel, da einmal der Prinzipal gewünſcht hatte, daß bei ſeiner eigenen Strenggläubigkeit alle religiöſen Dinge auf ſich beruhen möchten, andererſeits der Candidat nach damaligem unvermeidlichem Gebrauche durch die Schule der Epigonen Hegel's gelaufen war, mithin vom Abſoluten durchräuchert, gegen die Anſteckungspunkte aller irdiſchen Bekenntniſſe abgeſtumpft war.

Der akademiſche Freund war nach dem Vorbilde der ſogenannten „Halbpenſionäre“ auch nur ein „Halbhauslehrer“, d. h. er wohnte bei der Familie, erhielt aber mit Ausnahme des Frühſtücks, ſtatt der üblichen Naturalverpflegung, neben ſeinem Gehalte eine Geldentſchädigung. Daß ſie, ungeachtet der durchaus mäßigen Anſprüche des chriſtlichen Kirchengelehrten, nur ſehr gering ſein mußte, ging daraus hervor, daß er in einem benachbarten Etabliſſement ſpeiſte, wo der Wirth, um das Entlaufen der Meſſer und Gabeln zu verhindern, ſie zu leichtem Eiſen verurtheilt und dauernd an ſeinen Tiſch gefeſſelt hatte. Der Candidat rühmte jedoch ſtets als eine hervorragende Eigenſchaft dieſes Beköſtigungs-Inſtitutes, daß vor dem eigentlich Allerheiligſten der Abfütterung ſich ein Vorhang von dunkelgrüner Leinwand befinde, daß mithin von der Straßenſeite Niemand in die Lage kommen könne, über die verſammelten Gäſte und die aufgetragenen Speiſen ein voreiliges und oberflächliches Urtheil zu fällen. Auch lobte er, daß der Wirth, ein Mann von ſeltenem Tiefblick, keine Vorkehrungen zum Aufhängen der Hüte getroffen habe. Er ſah darin nur die Handlungsweiſe eines friedlichen Naturells, das von vornherein die unangenehmen Händel eines unvorſichtigen Tauſches verhindern will.

Der Aufenthaltsort des langen Mannes und ſeiner beiden ſehr kleinen Zöglinge, war ein nicht ſonderlich breites einfenſtriges Zimmer. Es war mit einem Schlafſopha und einem tafelförmigen Fortepiano, einem mit Wachstuch bezogenen Tiſche vor dem Fenſter, einem Waſchtiſch mit einer Kommode, nebſt mehreren Stühlen gefüllt. Die beiden erſtgenannten Möbel ſtanden einander gegenüber und bildeten, wenn das Fortepiano geſpielt wurde, einen ſchwierigen Engpaß. So einfach das Hausgeräth in dieſem Studiergemach dem verwöhnten Sohne der heutigen Eleganz ſcheinen mag, verbarg es doch manche wunderbar überraſchende Bequemlichkeiten. Das Sopha war die nächtliche Ruheſtätte des Candidaten; aber wenn man die untere Schieblade auszog, wurde das Bette des älteſten Knaben Hirſch, und wenn man die Kommode zu derſelben Aeußerung nöthigte, das winzigere Lager des kleineren Abraham ſichtbar. Auf dem Wachstuchtiſche am Fenſter wurde Kaffee getrunken, Unterricht ertheilt, in der Kirchengeſchichte ſtudirt, Algebra getrieben, manche Landkarte gezeichnet und regelmäßig zu Nacht geſpeiſt, da die Knaben nur Mittags ſich der Geſellſchaft ihrer Eltern erfreuten. Was die Ausſicht auf die Straße betrifft, ſo war ſie nicht gerade romantiſch durch eigenthümliche Architektur, aber doch anderweitig pittoresk zu nennen. Viele Rabbi's mit Bärten gingen vorüber und hätten den Bekehrungseifer des Candidaten reizen können, wenn er ſolcher Aufwallungen noch fähig geweſen wäre, außerdem kamen und gingen allerlei Männer mit Haſenfellen und älteren menſchlichen Bekleidungsſtücken. Nur Milchwagen und Aepfelkarren, zuweilen ein Möbelfuhrwerk, beladen mit morſchen, auf Plunderauctionen erſtandenen Effecten, brachten Abwechſelung in den einförmigen Proſpect. Lebhafter ging es im Innern des Gemaches zu. Hirſch und Abraham beſaßen nur gewiſſe, nicht ganz über den Zweifel der Moraliſten erhabene Eigenſchaften des Geiſtes; um die Urbarmachung ihres Gemüthes hatte ſich noch keine Seele gekümmert, und unſer guter Candidat war ſchlechterdings nicht einſichtiger Pädagog genug, um dieſe kleinen Eingeborenen des Geldmarktes zu erweichen und für die höheren Anforderungen der Menſchheit langſam heranzubilden.

Das hoffnungsloſe Elend der ſich in ihnen bildenden Weltauffaſſung leuchtete ihm zwar ein, allein die entgegenſtehenden Einflüſſe waren zu mächtig und ſeine eigene Unbehülflichkeit zu klar ausgeſprochen, als daß er mehr denn einen paſſiven Widerſtand hätte verſuchen ſollen. Hirſch und Abraham wurden von ihrem weiſen Vater für die harte Praxis des Weltlaufes gebildet, und er bediente ſich zu dieſem Endzwecke jener einfachen und großartigen Mittel, welche die Natur in Wildniſſen, die Menſchen in ihren Kerkern, noch immer anwenden, jene, um die allzu ſtarke Vermehrung der organiſchen Weſen zu hindern, dieſe, um die Willenskraft biegſam und unterwürfig zu machen. Er ließ Hirſch und Abraham hungern, denn er ſagte ſich als ein ſtarker und erfahrener Denker, daß dieſer Zuſtand der erſte und angemeſſenſte des Menſchen ſei, und daß aus ihm nothwendig alle möglichen Fähigkeiten und Fertigkeiten für das künftige Fortkommen ſeiner Knaben ſich von ſelbſt ergeben müßten. Und wie ließ er ſie hungern? nicht etwa wöchentlich einmal vier und zwanzig Stunden, wie die Beſtien in unſerem zoologiſchen Garten, deren Magen durch dieſe Ferien gereinigt werden ſoll; nein, Hirſch und Abraham waren dauernd auf ein ſolches Minimum von Lebensmitteln geſetzt, daß ſie ſich fortwährend in einem gereizten Zuſtande befanden, und alle ihre Geiſteskräfte anſtrengten, um den Beſtand ihrer Nahrung zu vermehren. So richtig war die humaniſtiſche Rechnung ihres Herrn Vaters, daß ſie auf alle mögliche Weiſe in den Schulklaſſen, ſei es durch Tauſch, Verkauf, Dienſtleiſtungen oder Arbeiten, größere oder kleinere Kupfermünzen zu erwerben ſuchten, und dieſe zum Ankauf von wohlfeilen Waaren des

Verkehrs anwandten. Mit dieſem Hange und der ſchrecklichen machiavelliſtiſchen Maßregel, auf welcher er beruhte, hatte der lange Candidat einen hoffnungsloſen Kampf zu beſtehen, in welchem wir ihn aus unſerer Armuth nach Kräften unterſtützten. So oft wir mit ihm ſpazieren gingen, legten wir zuſammen, um die armen Jungen abzufüttern. Beſuchten wir den Candidaten, ſo brachten wir ihnen etwas Eßbares mit, und oft theilte der darbende Hauslehrer ſeine wenigen Biſſen mit den wildblickenden kleinen Orientalen. Die ſtarre Anhänglichkeit des Oberhauptes der Familie an die alten Satzungen, und die vor der Thür des Hauſes in Ermangelung wichtigerer Geſchäfte auf- und abſpazierende Prieſterſchaft führte zuweilen freilich traurige Conflicte mit unſerer Wohlthätigkeit herbei. Ich geſtehe mit Reue, daß wir ſie ſelbſt abſichtlich herbeizuführen ſuchten, indem wir Hirſch und Abraham am liebſten mit den wohlſchmeckenden Präparaten des Thieres, welches zwar die Klauen ſpaltet, aber nicht wiederkäut, zu erfriſchen und ſtärken ſuchten. Die Knaben für ihr Theil hingen nicht zu peinlich an den Vorſchriften des ehrwürdigen Führers durch die Wüſte, allein ihr Heißhunger wurde nur allzuoft von einem „Rebbe“ (Rabbi) entdeckt, und dann mußte der unglückliche Theologe den Uebermuth ſeiner Commilitonen büßen. Die Theorie der Entziehung beſchattete ſein Daſein ohnehin mit den trübſten Wolken. Man wird dieſe Ungewitter nach ihrer Furchtbarkeit beurtheilen können, wenn wir eines derſelben ſchildern. In den Zwielichtſtunden eines Sabbaths hatten Hirſch und Abraham, nicht befriedigt durch das Mittagsmahl, dem Anblick friſcher Pfannenkuchen in einem Conditorladen der Wallſtraße nicht widerſtehen können. Sie waren eingetreten, Hirſch hatte für wenige erſparte Dreier einen Handel abgeſchloſſen, und der gewandte Abraham inzwiſchen heimlich ſo viele Pfannenkuchen bei Seite geſchafft, als ſeine Kappe faſſen konnte. Dieſe Eskamotage war dem Auge des Conditors nicht entgangen, er forderte Bezahlung und als ihm dieſe nicht allein verweigert, ſondern auch ein ſchleuniger Fluchtverſuch der Fourageure gemacht wurde, verfolgte er ſie ſchleunigen Fußes. Die Pfannenkuchendiebe erreichten die über die Spree nach der Grünſtraße führende Brücke, und Abraham, ein in den erſten Elementen erfahrener Kleiner, warf ſofort das corpus delicti in den Fluß. Obgleich nun Beide, als ſie gleich darauf ergriffen und vor den Richter geführt wurden, nach dem bewährten Grundſatz: „quod fecisti, nega“ zu operiren fortfuhren, ſahen ſie ſich doch, ſowohl durch das Fett an ihren Fingern, als auch durch das Pflaumenmus an ihren Lippen — ſie hatten, ſchon flüchtig, die geraubte Speiſe zu verzehren geſucht — überführt, und der Polizeibeamte geleitete Beide zu ihrem Vater und drang darauf, daß ſie von ihm vor ſeinen Augen abgepeitſcht werden ſollten. In Betracht der ernſten Stimme des Geſetzes leiſtete der Hausherr ihm Gehorſam, jedoch nicht ohne eine gleichzeitige wüthende Standrede gegen nachläſſige Erziehung durch Hauslehrer und pflichtvergeſſene Candidaten der Theologie insbeſondere, deren ein ſehr Unglücklicher den Sträflingen bei der Execution die Beine halten, und obenein die Verachtung des ſtrengen Polizeimannes ertragen mußte. Ich beſuchte ihn an jenem Abende und fand ihn mit tiefem Kummer ſein Abendeſſen verzehrend; es beſtand in Brod und Schmalz. Da ihm in der ſtrenggläubigen israelitiſchen Familie nie ein Meſſer, das für immer unrein geworden wäre, verabfolgt wurde, ſo ſchnitt er es mit einem penſionirten Raſirmeſſer, das nach ſeiner Abdankung eine Zeit lang zum Schneiden der Federn benutzt, jetzt dieſen einfachen und idylliſchen Dienſt leiſtete. Den Bart ſchien der Theologe, wie der grimme Tyrann Dionys von Syrakus, nach dem Bericht der Alten, mit heißgemachten Nußſchalen (ferventibus juglandium contaminibus) abzunehmen. Er verwünſchte höchſt unkirchlich ſein Schickſal und erflehte vom Himmel einen Lotteriegewinn, um eine milde Stiftung zu gründen, von deren Zinſen Hirſch und Abraham bis an ihr Lebensende ausreichende Koſt erhalten ſollten. An ſich ſelbſt dachte der gute Menſch immer zuletzt. Dann äußerte er wieder, wenn ſich ſeine Blicke auf die nach altem Gebrauch an die Thür des Zimmers befeſtigte Gebetrolle richteten und ſeine Gedanken auf das alte Teſtament geriethen, daß Jehovah wohl gelegentlich Manna regnen oder Wachteln (eigentlich Heuſchrecken) hageln laſſen könnte; er und ſeine darbenden Zöglinge bedürften ihrer ebenſo dringend, als einſt ihre flüchtigen Ahnen an den Grenzen des gelobten Landes.

Im Clavierſpiel fanden alle Drei wenig Troſt. Der Candidat konnte die der Muſik etwas abholden Knaben nur in den Stücken unterrichten, die er ſelbſt zu ſpielen vermochte, und dieſe beſchränkten ſich außer einigen Chorälen nur auf ein weltliches und erheiterndes Stück: den alten Deſſauer. Die wöchentliche einmalige Reinigung der Knaben nach einem größeren Maaßſtabe brachte mehr Abwechſelung in die gelehrte Einſamkeit. Sie wurde unter perſönlichem Beiſtande des Hausknechtes und Anwendung der auch zur Abkehrung der Treppe benutzten Scheuerbürſte vollzogen, und war durch die angeborene Abneigung der kleinen Induſtriellen gegen die tägliche Anwendung von Seife dringend geboten. Gleich darauf begaben ſie ſich, nach dem Sonnenuntergange eines jeden Freitags in das anliegende Zimmer ihres Vaters, wo wir ihn in Gemeinſchaft mit den Geſäuberten halblaut hebräiſche Gebete ableſen hörten.

Anderthalb Jahre hatte dieſes kummervolle und hoffnungsloſe Leben gewährt, als die Conſequenz des Schickſals den Theologen von ſeinem Joche befreite. Der Hausherr ließ, um die Nachbarſchaft ſicher zu machen, an einem klaren Morgen mit großem Geräuſch einen Haufen Buchenholz fahren, und verſchwand in der nächſten Nacht, begleitet von hunderttauſend Thalern, die ſämmtlich aus anderen Kaſſen gebürtig waren, nach Nordamerika, dem bekannten Vaterlande einer anſtändigen kaufmänniſchen Freiheit. Die kaltblütigen Gerichtsperſonen und die raſenden Gläubiger drangen in das Haus, Alles wurde aufgelöſt, und auch mein guter Candidat in Freiheit geſetzt. Der Vorſteher einer Knabenſchule nahm ſich ſeiner an und gab ihm ausreichende Beſchäftigung zu ſeinem Unterhalte. An einem herrlichen Frühlingsabende gingen wir in philoſophiſchen Geſprächen vor das einſame Hamburger Thor, in deſſen Nähe die Schule lag. Als wir die ärmliche Straße zurückgelegt hatten, ſtand da ein altes Juſtizmöbel, das ſeitdem aus der Mode gekommen iſt. Der Candidat ſchauderte, ich zog ihn aber näher und zeigte auf den Querbalken: „Lies mein Sohn“, ſagte ich, „es giebt noch eine Gerechtigkeit auf Erden.“ Dem ehemaligen Hauslehrer ſchlotterten die Beine unter dem Leibe, aber er las den Namen ſeines ehemaligen Prinzipales, des Philoſophen des Hungerſyſtems. Die Juſtiz hatte damals die unangenehme Angewohnheit, die Namen muthwilliger Banquerotteure an den Galgen zu hängen.

Zur Phyſiognomik des Apfelweins.

Unter den großen Doctoren der „wilden Medicin,“ neben den Wohlthätern der leidenden Menſchheit, einem Goldberger, Bullrich, Kunzemann u. A., wird mit einer ganz beſonderen Hochachtung der Importeur des Apfelweins, der berühmte freie Heilkünſtler Petſch genannt. Wie faſt alle Schöpfer und Begründer neuer und erhabener Ideen ſehen wir dieſen Mann von Zeit zu Zeit vor den weltlichen Gerichten erſcheinen, angeklagt einer Uſurpation des rechtmäßigen Gebietes der Heilwiſſenſchaft, und als Märtyrer ſeiner tiefſten Ueberzeugung einige Thaler Strafe, nebſt den dazu gehörigen Koſten an die Stadtgerichts- und Salarienkaſſe erlegen. Mit ihm treten gläubige Jünger als Zeugen auf, Lahme, die er von Knochenſchäden geheilt, Unterleibskranke, deren Verdauung er wieder hergeſtellt, und ſcrophulöſe Kinder, welche er von angeſchwollenen Mandeln und dicken Kartoffelbäuchen befreit hat. Der Wundarzt hält eine begeiſterte Prophetenanſprache, die Zeugen vergießen Thränen der Freude und Dankbarkeit, und der Richter, nachdem er das arme Opfer der beſtehenden Geſetze, ſeiner Pflicht getreu, verdonnert hat, beſchließt ſofort noch am Abend deſſelben Tages Apfelwein zu verſuchen, und wird vielleicht einer der eifrigſten Apoſtel des verurtheilten großen Mannes.

Die ärztliche Wirkſamkeit des berühmten Petſch hat ſich in Folge dieſer, eigentlich auf ſeine Unterdrückung als „Mann der Wiſſenſchaft“ angelegten, in der That aber gleich der wohlberechnetſten Reclame wirkenden Ereigniſſe ſo geſteigert, daß bereits eine große ſtille Gemeinde von Petſchianern exiſtirt, welche ſich einem regelmäßigen eifrigen Cultus des Apfelweins gewidmet hat. Ja ſo zahlreich iſt dieſe eigenthümlich prieſterlich-mediciniſche Secte, daß ſie ſich nicht mehr im Locale des erſten Importeurs von Apfelwein allein, ſondern an verſchiedenen Stellen in der Stadt verſammelt, und bereits zahlreiche Schismatiker vorhanden ſind, welche dem Apfelwein des Meiſters den Vorwurf einiger Säure machen und den ſeiner ſpäteren Nachahmer vorziehen. Ja ſelbſt in dem benachbarten Schöneberg hat ſich ein ſolcher Rival angeſiedelt und verſorgt die Schaar ſeiner Anhänger mit mildem gegohrenem Apfelſaft. Wie vermag da ein heitrer Beobachter der Berliner Sitten und Anſchauungen länger zu widerſtehen, und ſo machten wir uns an einigen der letzten ſchönen Novembernachmittage auf den Weg und beſuchten mehrere dieſer Mittelpunkte des Apfelweincultus.

Zunächſt regt es einen beſchaulichen Geiſt zu tiefem Nachdenken an, wenn er bemerkt, daß die Locale, in welchen der Apfelwein ausgeſchenkt wird, durch den weiſe gewählten Titel „Apfelweinhandlung" ſich einen engrosmäßigen Anſtrich geben und ihren Charakter einer „Apfelweinſtube" nur als höchſt unweſentlich, und aus einer liebevollen Zuvorkommenheit des Wirthes hervorgehend betrachtet wiſſen wollen.

Mit dieſer feierlichen und ſittlichen Anzeige über der gaſtlichen Pforte des Hauſes paart ſich eine an den Fenſtern der Locale ausgeſtellte, auf gebildete Zungen berechnete Lockung. Die mit deutlichen gothiſchen Buchſtaben auf weiße Täfelchen zierlich geſchriebenen Worte „Glühwein" und „Ananascardinal" verbergen eine bedeutſame Tendenz. Die Apfelweinhandlung, als eine Art mediciniſch-religiöſen Inſtitutes, wendet ſich mit ihnen lakoniſch an jene eiteln Weltkinder, welche bald einer gewaltſamen inneren Erhitzung durch feurige Getränke, bald einer ſanfteren, aber einſchmeichelnden Anregung durch ſüße duftende Flüſſigkeiten bedürfen, und verkündet ihnen, daß auch dem Apfelwein die Erzeugung ſo poetiſcher Säfte nicht unmöglich ſei, daß dieſelben aber an dieſem Orte, durch die geheimnißvolle Bedeutung des Getränkes, eine höhere Weihe in ſich ſchlöſſen.

Die Apfelweinhandlung liegt gewöhnlich nicht in einer lebhaften Straße, aber ſtets in einer „gebildeten Gegend." Treten wir in das Local, das mit einem gewiſſen Stolze der Simplicität allen anziehenden Schmuck vermeidet, zuweilen ſelbſt die in den Abendſtunden ſo nothwendige Gasflamme auf dem Flur, als überflüſſig für ſeine alten Getreuen verachtet, ſo berührt uns die friedliche Stille des Ortes und der anweſenden Apfelbacchanten äußerſt angenehm. „Man kann dabei nicht fröhlich ſein!" Dieſes treffende Wort, welches ein lyriſcher Kenner über die Elbe-, Saale-, Havel-, Oder- und Weichſelweine ausgeſprochen hat, trifft auch ihren jüngeren Vetter: den Apfelwein. Er verbrüdert ſich gleich jenen melancholiſchen Tunken nicht mit dem menſchlichen Intellekt, er durchleuchtet ihn nicht mit roſigem Schimmer, er wendet ſich nur an das Erdgeſchoß der Sterblichkeit und rumort in den untern Gewölben. Nur als ein Echo dieſer Bewegungen werden oben im Geiſte hie und da die Wirkungen des Apfelweins vernehmbar.

Man ſpricht in den Zimmern einer Apfelweinhandlung nicht laut und herriſch, aufgeregt und dithyrambiſch, wie in einer Weinſtube oder in einem altdeutſchen Keller; die Unterhaltung wird nur mit halber Stimme und mit einiger Zurückhaltung geführt. Der Apfelwein iſt ja nur zur Hälfte ein den Durſt löſchendes und nur fraglicher Weiſe den Gaumen und die Zunge erfreuendes Getränk; er iſt vielmehr eine von der Göttin Pomona geſchenkte ſtarke Arzenei. Daher die friedliche, faſt inbrünſtige Haltung der Templeiſen am Gral des unſterblichen Prieſterkönigs Petſch. An den mit Wachstuch ſauber bezogenen Tiſchen ſitzen ſie vor Schoppenflaſchen mit weißen, großen Gläſern, leſen die Zeit und die Gartenlaube, oder ergehen ſich in Debatten über die neueſten, durch ihr Lieblingsgetränk erzielten Wunderkuren.

Von der berüchtigten brandigen Pontaksnaſe mit ihren ſieben Jungen an, wie ſie ein berühmter, jetzt verſtorbener deutſcher Componiſt, mit dem wir einſt einen unvergeßlichen ſiebenſtündigen Trunk gethan, durch lange Uebung erzielt hatte, bis auf die liebliche Inflammation der Wangen, wie ſie ſich über das jungfräuliche Antlitz eines ſchüchtern anfangenden, jungen Weintrinkers verbreitet, iſt Roth in dem Farbenſpectrum der Apfelweinfreunde vollkommen unbekannt. Auf allen Geſichtern, ſogar auf dem des ruhigen, zurückhaltenden Wirthes, waltet eine anziehende, bureaukratiſche Bläſſe vor; die Farbe des Nachdenkens und des täglichen Kampfes mit dem Watercloſet. Was ſollte auch hier eine etwaige Aufregung bezwecken. An dieſem Tiſche wird die merkwürdige Geſchichte von dem aſthmatiſchen Manne erzählt, der an dem ſchändlichſten Pips der Stimme leidend und aus dem letzten Loche ſeiner Daſeinsflöte pfeiſend, nach elftägigem Genuß von Apfelwein die erſte Arie des Figaro aus Roſſini's Barbier ſang, fünf Portionen Erbſen und Sauerkohl aß, hin und zurück nach Kohlhaſenbrück ging, und am Abend dieſes Tages, blos der Leibesbewegung halber, noch Hand an einem Nachtwächter, wie Andere behaupten wollten, ſogar an einen Nachtwachtmeiſter legte. In jener Ecke berichtet ein penſionirter Kanzleirath die Begebenheit von ſeinem Freunde, der ſich durch emſiges Trinken nicht allein den ſchwarzen Staar, ſondern auch die Hühneraugen vertrieben habe, und endlich dicht neben ihm erzählt ein ehemaliger Candidat der galoppirenden Schwindſucht ſeine gänzliche Wiederherſtellung durch ein Gemiſch von Apfelwein und Milch.

Auf freche Gewinnſucht baſirte Spiele finden nicht ſtatt; die angemeſſenſte Unterhaltung für Apfelweintrinker iſt Schach. Das nicht den geringſten Reiz auf das Nervenſyſtem ausübende Getränk eignet ſich vortrefflich zu einer Anfeuchtung der Kehle bei dem beſchaulichſten, den Geiſt am ſicherſten von allen irdiſchen Dingen ableitenden Spiele der Menſchen. Zuweilen zieht aber auch allein die in den Apfelweinhandlungen herrſchende Kloſterſtille berühmte Schachſpieler in dieſe Locale, und die gewöhnlichen „Holzſchieber" unterbrechen dann ihre ſtümperhaften Partieen und zerbrechen ſich, das Paar im Stehen umgebend, die Köpfe über die ihnen vollkommen unverſtändlichen Combinationen der Meiſter. Der Wirth ſchleicht aber auf den Zehen, im Rücken der Stellung umher, und füllt, nach leiſe und wispernd ertheilten Aufträgen, die geleerten Schoppen wieder aus der rieſigen braunen Steingutkruke, in welcher ſich der Pſeudowein ſo friſch, wie in dem tiefſten Keller hält. Die Empfindlichkeit der Trinker gegen jedes Geräuſch iſt ſehr merkwürdig. Jeder ungebührliche Laut erſchreckt und veranlaßt ſie, ſich ſo krampfhaft haſtig umzudrehen, wie ein Hund, hinter dem ein Mann mit einem eiſenbeſchlagenen Stocke vorüber ſtampft. Dieſe gehören alle zu den ſchweren Patienten des Apfelweines; nicht ſo krankhaft reizbar ſind die den Apfelwein nur aus Sparſamkeit trinkenden reichen Geizhälſe. Die ausnehmende Billigkeit dieſes heilkräftigen Nektars läßt nämlich zu, daß ſelbſt einzelne ältere Herren von 80,000 Thalern Vermögen ſich allabendlich den Genuß eines Schoppens verſchaffen, und von ſich ſagen können, ſie gingen „zu Wein." Außerdem giebt es eine geringe Anzahl wirklicher Kneipbrüder in Apfelwein. Sie ſind immer

Männer von einer gewiſſen philoſophiſchen Anlage, einem Hange zur prüfenden Meditation, denkende Köpfe, die früher regelmäßig zwiſchen neun und zwölf Uhr drei Schoppen Margeaux getrunken haben, aber in der beſſeren Einſicht von der Hinfälligkeit der menſchlichen Natur, der Schwäche der modernen Weinhändler, der Unpreiswürdigkeit der Rothweine, und der Beharrlichkeit der Hämorrhoiden zu dem blutverdünnenden Apfelſaft übergegangen ſind. Dieſer wichtige Wendepunkt in der Geſchichtsentwicklung ihres Durſtes verleiht ihnen einen eigenthümlichen ernſten Anſtrich; man kann ſie die büßenden Mönche der Flaſche nennen. Die früheren kecken Witze haben ſie längſt aufgegeben, ihr Geſpräch dreht ſich gern um ſchwierige Rechtshändel und ſchlechte Courſe. Der Apfelwein iſt das geeignetſte Getränk bei erbärmlichem Stande der Papiere und Bankcalamitäten.

Es liegt nicht in der Natur des Apfelweins, daß er zu gaſtronomiſchen Schwelgereien anreizt; er paßt nur zu ſchlichter Hausmannskoſt. Mit friſchen Kartoffeln und neuem Häring geht er häufig eine beliebte Verbindung ein. Junggeſellen von reifem Alter und vollkommener Reſignation auf die Freuden eines eigenen Haushaltes pflegen ſich regelmäßig zu dem genannten Abendeſſen einzufinden. Bei Tage wird der Apfelwein häufig mit Salzprätzeln zuſammen genoſſen. Auch bildet dieſe Zuſammenſtellung die letzte tägliche Mahlzeit jener Asceten, denen von dem Hippokrates der „wilden Medicin“ das Abendeſſen verboten iſt.

Der verwerfliche Zuſtand des Rauſches kann niemals durch den Apfelwein hervorgebracht werden, dennoch vermag er den ſogenannten „Katzenjammer“ in einem ſo fürchterlichen Grade hervorzubringen, daß die ſchrecklichſten autobiographiſchen Mittheilungen erfahrener Studenten über die Wirkungen unlauteren Bieres und ſchlechten Punſches dagegen in den Hintergrund treten. Im Allgemeinen verlängert er aber mäßig genoſſen das menſchliche Leben und Angeſicht. In Flaſchen aufbewahrt, beſitzt er dagegen die intereſſante Eigenthümlichkeit, nach einiger Zeit ſeltſame, aus einfacher Vegetation beſtehende Wolkenformationen zu bilden, und er taugt in dieſem Zuſtande nur noch zur Verdünnung der Wichſe. Ganz beſonders eignet er ſich zur Anfertigung von feinen eleganten Champagnern, und wird in dieſer Geſtalt auch von Perſonen genoſſen, die ihn ſonſt nicht einmal dem Namen nach kennen, und mit äußerſter Verachtung gegen ihn erfüllt ſind.

Aus den Aufzeichnungen eines alten Arztes.

I. Ein Millionair.

Meine Glücksumſtände waren vor einer Reihe von Jahren noch nicht erfreulich genug, um keine Veranlaſſung zur Störung meines Schlafes zu geben, und ich wälzte mich in einer Herbſtnacht ruhelos auf meinem Lager, beſchäftigt mit einem unerfreulichen Vergleich zwiſchen der allerdings ſehr bedeutenden Anzahl meiner Patienten und dem weniger zufriedenſtellenden Betrage der jährlich von ihnen gezahlten Honorare, als von der Straße aus heftig geſchellt wurde. Da ich erfahrungsmäßig wußte, daß meine beſcheidenen Patienten nur in beſonders gefährlichen Fällen ihren Arzt im Schlaf zu ſtören, und ihn nicht, wie der verwöhnte Reichthum, als Nachtwächter zu mißbrauchen wagten, ſtand ich raſch auf, kleidete mich an und ließ durch meinen Bedienten und Roſſelenker dem ungeſtümen Glöckner das Haus öffnen.

„Sie möchten doch augenblicklich zu Herrn v. B. herüberkommen!“ rief mir eine dünne Stimme entgegen, als die Thür aufgemacht worden war, und zugleich verſchwand der Bote wieder im Dunkel der Nacht.

Herr v. B. war mein Nachbar, und ſchon oft hatte dieſer ſteinreiche, ſehr alte Mann, der ſein ſtattliches, geräumiges Haus von mehreren Stockwerken mit einem kleinen Hausſtande ſelbſt bewohnte, ohne irgend ein Gelaß zu vermiethen, meine Neugierde erregt. Was konnte einem eifrigen Arzte angenehmer ſein, als mit einer ſolchen Perſon in Berührung zu kommen, ſich ihr durch ſchleunige Hülfe angenehm zu machen und ſo ſeinen Ruf zu vermehren? Schnell flog ich über die Straße und klopfte an die Hausthür, da es mir in dem tiefen Dunkel einer kalten Herbſtnacht, bei dem damaligen Sparſyſtem der Gascompagnie, Nachts alle Gaslaternen auszulöſchen, ſchlechterdings nicht gelang, den Klingelgriff zu finden. Nach einigen Minuten, — wahrſcheinlich hatte man nicht auf ſolche Eile gerechnet, — öffnete mir eine klapperdürre, einem verhungerten Weber gleichende Geſtalt die Hausthür und bat mich, mir mit einem elenden Dreierlichte vorangehend, ihr in die erſte Etage zu folgen, nachdem ſie das Haus wie eine belagerte Citadelle wieder verrammelt hatte.

Wir gingen durch eine Reihe hoher, im höchſten Grade altmodiſch meublirter Zimmer, in denen ein unheimlicher Dunſt von Moder vergilbter Papiere und zerfallener Möbelſtoffe ſchwebte, und betraten ein einfenſtriges Schlafcabinet, deſſen Ausſehen mich mit wahrem Schauder erfüllte. Ich ſage nicht zuviel, wenn ich es mit einem verfallenen, von ruchloſen

Räubern geplünderten Grabmale vergleiche. Die alten dunklen, niemals aufpolirten Möbel ſahen wie Sargtrümmer aus, und der in einem armſeligen, ſchmutzigen Bette röchelnde Bewohner konnte ſehr wohl für ein von Gewiſſensbiſſen aufgeſcheuchtes Geſpenſt gelten. Selbſt in der Sphäre der äußerſten Armuth war mir niemals ein ähnliches abſchreckendes Bild zu Geſicht gekommen. Ich ſetzte mich zu dem Kranken, um den ein verwegen und liſtig ausſehender Kerl in den mittleren Jahren, angelegentlich beſchäftigt war, und unterſuchte ſeinen Zuſtand. Zugleich trat der Menſch, der mir die Thür geöffnet, mit dem Lichte näher und ſetzte es brennend neben die ſpärlich leuchtende Nachtlampe. In dieſem Augenblicke ächzte Herr v. B. ſchwer auf und befahl unwillig, das Licht auszulöſchen. Da ich unmöglich bei der unzureichenden Nachtlampe ſein Ausſehen beurtheilen konnte, widerſetzte ich mich dieſem Beginnen und erklärte dem unglücklichen Patienten, weshalb ich gegen ſeine Maaßregeln einer weiſen Sparſamkeit proteſtiren müſſe. Er ließ es ſich gefallen, öffnete ſeine kleinen tiefliegenden Augen, ſeufzte und fragte: „Doctor — ſagen Sie — geht es mit mir zu Ende? ſagen Sie — erbarmen Sie ſich — ſollte Alles vorbei ſein?"

Der arme Alte hatte keinen Grund zu ſo ſchweren Beſorgniſſen. Zwar ſtand er an den letzten Markſteinen des menſchlichen Lebenslaufes, allein augenblicklich quälte ihn nach meiner Meinung nichts anderes, als die äußerſte Erſchöpfung, die aus Hunger, Entbehrung kräftiger Getränke und Kälte entſtanden war. Als ich Herrn v. B. dieſes gelaſſen und ernſt auseinander ſetzte, beſänftigten ſich ſeine ſchmerzlich verzogenen Geſichtszüge ein wenig, ſeine beiden Bedienten konnten dagegen nicht unterlaſſen, einander Zeichen einer mir ganz unverſtändlichen Feindſchaft zu machen.

Ich ließ den bejammernswerthen Geizhals mit allen Lappen und Lumpen, die in der Eile zuſammengerafft werden konnten, einem ſchäbigen Pelz und einer abgetragenen Uniform zudecken, ihm in Ermangelung einer Wärmflaſche ein heißgemachtes Ofenblech auf den Magen legen, verordnete Thee, und verſprach, nachdem ich ihn ſichtlich beruhigt hatte, am andern Vormittage wieder zu kommen.

Als ich am Morgen darauf beim Kaffee ſaß und in Eile die Zeitung durchflog, klopfte es an meiner Thür. Der liſtig ausſehende Bediente des Herrn v. B. trat ein, brachte einen Gruß von ſeinem Herrn und zugleich das Honorar für den nächtlichen Beſuch nebſt der Bitte, doch baldigſt herüber zu kommen. Als ich das ſchmutzige, mit zitternden Händen verſiegelte und mit heißem Siegelharz betropfte Couvert öffnete, fiel ein Hundertthalerſchein zu Boden. Er war der erſte, den ich für eine nächtliche Viſite erhalten hatte, und am Ende meiner ärztlichen Laufbahn kann ich es wohl mit Schmerzen geſtehen, er wär auch der letzte, den ich mit Ausnahme ähnlicher, von Herrn v. B. empfangener Dankbarkeitsbeweiſe, für einmalige Beſuche bekommen habe. So begründete ſich mein mehrjähriger Verkehr mit Herrn v. B., einem der ſchäbigſten Geizhälſe nach dem Urtheile der Welt, einem der anſtändigſten Kavaliere, wenn die vereinzelte Anſicht ſeines Hausarztes Anſpruch auf Beachtung beſitzt. Leider kann ich mir nicht verhehlen, daß es weniger Großmuth, oder vielleicht gar eine ſeltſame Vorliebe für den ärztlichen Stand waren, was Herrn v. B. gegen mich ſo freigebig machte, als andere mehr irdiſche Beweggründe. Der alte Harpagon war in den Raiſonnements der Voltaire'ſchen Schule aufgewachſen. Nach ſeinem Abſchiede vom Militairſtande, dem er nie beſonderen Ruhm gebracht, hatte er ſich ganz und gar materialiſtiſchen Studien hingegeben, deren Leichtfaßlichkeit ſeinen Geiſt durchaus in Beſchlag nahm. Er fürchtete den Tod, wie kaum irgend ein Bekenner des alten Teſtamentes, und darum zahlte er ſeinem Arzte ein Jahreshonorar von 400 Thalern und eine Extraremuneration von 100 Thalern für jeden unvorhergeſehenen nächtlichen Beſuch.

Es wäre leicht den Reiz dieſer Beſchreibung durch die Ausmalung einzelner Scenen zu erhöhen, oder durch eine leiſe Uebertreibung zu ſchärfen; ich ziehe es vor, bei der ſchlichten Wahrheit zu bleiben, und überlaſſe den Romanſchreibern die Ausbeutung meiner Erlebniſſe. Herr v. B. hatte jährlich beinahe die Summe von 50,000 Thalern zu verzehren, die Revenüen von Kapitalien, bei deren Verwaltung ihm einer der erſten noch lebenden Rechtsanwalte von Berlin, ein Mann tadelloſen Rufes und unbefleckter Ehre, zur Seite ſtand. Um dieſe, in ſo ſplendiden Zinſen hochauflodernden Beſitzthümer flatterten nun nach dem Laufe der Welt unzählbare blutſaugeriſche Inſekten, die auf den blöden Geiſt des Alten ſpekulirten, und bei der Abneigung deſſelben, von ſeinem Erben einem Neffen etwas wiſſen zu wollen, danach trachteten, dieſe oder jene Summe von der künftigen Maſſe „abzugrenzen.“ Die Beſchreibung der eingefädelten Intriguen würde leicht einen Band füllen, und die heutigen Staatsanwalte könnten in Verſuchung gerathen, noch nachträglich mit dieſem Corps eine ſolenne Parade abzuhalten, ich gedenke deshalb nur einen einzelnen gelungenen Fall, deſſen beide Anſtifter bereits das Zeitliche geſegnet haben, anzuführen und füge hinzu, daß jener Ehrenmann von Rechtsanwalt mit unſäglicher Mühe und Aufbietung ſeines bedeutenden Geiſtes bei den meiſten Gelegenheiten die habgierigen Freibeuter von dem Alten abwehrte.

Man darf jedoch nicht glauben, daß Herr v. B.

über die Intentionen ſeiner Freunde vollkommen im Unklaren war; er ahnte ſie, witterte auf allen Seiten Unrath und ſuchte ſich auf ſeine Weiſe dagegen zu ſchützen. Zunächſt hatte er ſich zu ſeinen Bedienten zwei ganz entgegengeſetzt geartete und geſinnte Creaturen ausgeſucht. Der Aeltere war ein Schleicher und Pietiſt erſten Ranges, der Jüngere ein gottloſer, ausſchweifender, gewitzter Burſche, welcher ſchon einmal längere Zeit im Gefängniſſe geſeſſen hatte. Der Calcül war inſofern richtig, als Einer den Anderen lange Zeit hindurch überwachte und keine fremde Perſon und Angelegenheit hinter dem Rücken Beider und des Herrn in das Haus eingeſchwärzt werden konnte, allein zuletzt trug doch der Gottloſe den Sieg davon. Der Gerechte war nämlich zu dumm, und ſein Rival ging mit einer anſehnlichen Beute von dannen.

Da ich meine flüchtige Charakteriſtik des Herrn v. B. mit einem höheren Werthpapiere begonnen habe, ſo vergönne man mir, ehe ich ſeine näheren Angelegenheiten beſpreche, ſie für heute mit analogen Papieren zu beſchließen, weil es mich beunruhigen würde, acht Tage lang den Leſer in dem Wahne gelaſſen zu haben, der alte Voltairianer trage einen Faden von Anſtand in der Seele.

Als ich in den erſten Tagen meiner neuen Hausarztſtelle einen Vormittagsbeſuch machte, fand ich den Alten nicht in ſeinem Zimmer. Ich wollte warten, allein der gottloſe Bediente zeigte nach der Bibliothek, winkte mit ſeinen nichtswürdigen Augen und ſagte: „Treten Sie nur ein, Herr Doktor, Sie ſtören den Herrn Baron nicht, er hat große Wäſche, er hängt auf und trocknet!“ Der Burſch öffnete leiſe die Flügelthür und ſchob mich ſacht in den öden, nicht geheizten Bücherraum. Da ſtand der Alte in einem zeriſſenen, mit einem ſchmutzigen Handtuch um den Leib gegürteten Schlafpelz, niedergetretenen Pantoffeln, und hing theils über einen quer durch das Gemach gezogenen Bindfaden eine Anzahl räthſelhafter Papierchen, theils ſäuberte er ſie durch mannhaftes Reiben. Die antike Mythologie bediente ſich in beſonders heiligen Angelegenheiten ſtets der Symbolik, und auch der modernen Memoirenſchreiberei bleibt zuweilen nichts Anderes übrig, als vorſichtiger Weiſe dem preiswürdigen Beiſpiel der Alten zu folgen. Ich muß daher meine Leſer bitten, ihren Scharfſinn in der Auslegung ſchwieriger ſymboliſcher Probleme anzuſtrengen, wenn ich mich darauf beſchränken muß, jene Papierchen nicht unter ihrem gewöhnlichen deſpectirlichen Titel, ſondern nur als den „polariſchen Gegenſatz aller Werthpapiere" zu bezeichnen.

Mein neuer Patient machte mir, wie ſich alsbald zeigte, ſehr viel zu ſchaffen, und ich kann mir das Zeugniß ausſtellen, das jährliche hohe Honorar von vierhundert Thalern redlich verdient zu haben. Ich darf jedoch nicht die Wahrheit übertünchen und behaupten, ich hätte durch ärztliche Dienſte allein der Höhe jener Summe entſprochen, denn in der That vermochte die Heilkunſt an Herrn v. B. keine Wunder mehr zu verrichten. Nach wenigen Wochen unſerer Bekanntſchaft nahm ich die Stelle eines Vertrauten des ganzen Hausperſonales ein, und that einen tiefen Blick in die ſeltſamen Intriguen, welche fortwährend gegen die Capitalien meines wunderlichen Millionairs angeſtiftet wurden.

Vor Allen ſchienen zwei in feinen Sitten wohlgeſchulte, auf einem gefährlichen Boden großgezogene Subjecte ſich verſchworen zu haben, eine Breſche in die Million zu legen. Es war damals die Zeit der Gründung deutſcher Eiſenbahnen, und der Baron, wie ich den erſten jener beiden großen Induſtriekünſtler nennen will, ſuchte auf alle mögliche Weiſe ſeine dispenibeln Baarſchaften zu vermehren, wobei ihm der **Hofrath**, eine nicht minder habgierige, aber feigere Natur, mit großer Beharrlichkeit beiſtand. Wenn Erſterer ſeine Großthaten mit dem Anſtande eines Heldenſpielers der Tragödie verrichtete, nahm Letzterer mehr die Stelle des Intriguanten und heimtückiſchen Böſewichtes ein. Gar bald ſollte ich ihre Operationen genauer kennen lernen. Meine gewöhnliche Sprechſtunde hatte an einem Herbſtnachmittage kaum begonnen, als ich in dem erſten der eintretenden Conſulenten, Mathias, den frommen Bedienten des Herrn v. B. erkannte. Sein bleiches Geſicht war in eine an unreife Eierpflaumen erinnernde Tinte getaucht, ſeine mageren knochigen Finger zitterten, und er ſank mehr auf den Lehnſtuhl neben meinem Schreibebüreau, als daß er ſich ſetzte.

„Sind Sie krank Mathias?“ fragte ich den Geſellen theilnehmend.

„Nein, nicht krank, Herr Doctor, eigentlich nicht rank, aber ſehr verängſtigt!“ antwortete er und ſchlug ie Augen ſcheu nieder.

„Nun, Ihr Herr iſt doch nicht krank?“

„Nein, nein Herr Doctor, auch nicht krank, aber ſchwach, ſehr ſchwach, der arme gnädige Herr verändern ſich ſehr — er wird bekehrt.“

„Bekehrt?“ fragte ich erſtaunt über dieſe unerwartete Umwandlung des alten Anhängers der Voltaire'ſchen Schule.

„Ja bekehrt, der Herr Baron beſuchen den gnädigen Herrn ſeit vier Tagen an jedem Vormittage und ſprechen ihm mit geiſtlichem Troſte zu.“

„Nun, Mathias“, ſagte ich, „das ſollte Dir doch nicht ſo unerhört oder unbillig vorkommen. So viel ch weiß, gehörſt Du ſelber doch zu einer Gemeinde von beſonders frommen Leuten, und mir ſcheint, daß die Bekehrung Deines Herrn, wenn es wirklich, was ich noch ſtark bezweifele, dahin kommen ſollte, für Dich eher ein Grund zur aufrichtigen Freude, als zur Betrübniß ſein muß.“

„Ja, beſter Herr Doctor, ja ganz gewiß“, ſagte der Menſch verlegen, „aber mir ſcheint das nicht die rechte Art —“

„Und nicht der rechte Mann, willſt Du ſagen, Mathias?“ ſetzte ich hinzu. Mathias nickte mit dem Kopfe und ſchien ſichtlich beruhigt, daß ihm meine offenen Worte das peinliche Geſtändniß erſpart hatten; aber ſein Herz war noch nicht ganz erleichtert, er ſchien ſich nicht recht zu trauen, eine weitere Bitte vorzubringen.

„Haſt Du mir noch ſonſt etwas zu ſagen?“ fragte ich, meinerſeits natürlich neugierig geworden.

„Nur eine Bitte, aber Sie dürfen ſie mir nicht abſchlagen.“

„Nun, heraus damit, die Zeit drängt und meine Patienten warten draußen.“

„Ich wollte Sie erſuchen, nur einmal zu uns zu kommen, wenn der Herr Baron den gnädigen Herrn bekehren. Wenn der Herr Doctor morgen früh um 11 Uhr herüber kommen wollten, würde ich Sie an der Hausthür erwarten, denn klingeln dürfen Sie nicht, da mein College, der Friedrich, mit dem Herrn Baron einverſtanden iſt. Sie könnten dann durch die Hinterthür durch das Entrée und Bedientenzimmer in den großen dunkeln Alkoven treten und durch die große Glasthür Alles ſehen und hören.“

„Alſo horchen? Mathias?“

„Wie wollen Sie ſonſt die Sache kennen lernen. Ich bin abſichtlich nicht zu dem Herrn Juſtizrath gegangen, der Herr ſind ſo geradezu, ſo . . . und ich . . .“

„Du denkſt, ich würde die Angelegenheit mit zarteren Händen anfaſſen? Du haſt recht, die Medicin liebt ſanftere Wege, als die Jurisprudenz; ich werde kommen und das Weitere wird ſich finden.“

Ich bin im Zweifel, ob ich meine Handlungsweiſe vor feineren Ethikern vertheidigen kann, allein ich weiß, daß ſich ſpäter erfreuliche Conſequenzen daraus ergaben und fühle mich von allen Gewiſſensbiſſen frei. Um 11 Uhr ſtand ich pünktlich in dem dunkeln Alkoven und war Zeuge einer der wunderlichſten Scenen, die ich je erlebt habe.

An ſeinem altfränkiſchen, mitten im Zimmer ſtehenden Schreibtiſch, den eine Menge ſtaubiger Bücher, Holzarbeiten und Tabaksdoſen bedeckten, ſaß mein ökonomiſcher Herr v. B. in einem Großvaterſtuhl und vor ihm, natürlich mit dem Rücken gegen das Fenſter gerichtet, um die feinere Beobachtung des Auges unmöglich zu machen, der Baron. Zwiſchen Beiden ſtand auf dem Tiſche ein großes Crucifix aus Elfenbein und altem Eichenholz, augenſcheinlich die neueſte Erwerbung aus einem Antiquitätenladen. Der Baron, ein dicker Herr von vielem hofmänniſchen Anſtande, putzte daran mit einem gelbſeidenen Foulard und redete dazwiſchen mit dem Herrn v. B.

„Lieber Bruder,“ ſagte er mit einer ungemein herzlichen Stimme, „Du weißt, wie wir in jüngeren Jahren über heilige Dinge gedacht und leider auch geſpottet haben, aber die Zeit macht den Menſchen älter und frömmer. Bruder, ich bin innerlich ſehr verändert, von meinen Augen ſind die Schuppen gefallen, das Licht der Erkenntniß iſt mir aufgegangen. Glaube nicht, daß ich meinen neuen Menſchen öffentlich zeige, man muß das nicht thun, aber heimlich in meinem Kämmerlein, Bruder, da tagt es. Nicht heucheln, Bruder, nie heucheln! Was ich Dir hier mitgebracht habe, ſollſt Du nicht hier aufbauen, damit die Leute es ſehen, wir wollen es in Dein Schlafzimmer tragen, dann haſt Du es Morgens und Abends vor Augen! Bruder, es thut Noth, daß wir auf andere Gedanken kommen!“

Mein alter Herr v. B. hörte dieſen erbaulichen Salm des neuen Apoſtels mit einem wahren Schaafsgeſicht an. Seine Spott- und Zweifelſucht mochte ſich regen, allein der vollkommen treuherzige Ton des Barons machte ihn vollſtändig irre und die genannten Redensarten rührten mittelbar ſo ſchmerzlich an ſeine gewaltige Todesangſt, daß er keines Wortes mächtig war, ſondern nur dem Baron zaghaft die Hand drückte.

„Darf ich Dir unſern alten Freund, den Hofrath, mitbringen?“ fuhr der Baron fort.

„Wen? den — den Hofrath? unſern alten Freund?“ fragte verwundert der Alte, deſſen Gedächtniß bereits ſchwach geworden war und ihn gleich mißtrauiſch gegen fremde Behauptungen von Thatſachen, wie gegen ſeine eigenen Erinnerungen, machte.

„Wie, alter Kamerad, Du erinnerſt Dich des Hofrathes nicht?“ fuhr der Baron mit innigem Tone fort, „da mußt Du mir erlauben, ihn Dir in den nächſten Tagen vorzuſtellen.“

Die erbauliche Unterredung wurde jetzt abgebrochen, da ein Beſuch anlangte, und ich eilte ſofort zu dem Rechtsanwalte des Herrn v. B., um ihm die eben gehörte ſeltſame Unterhaltung mitzutheilen. Der erfahrene Mann äußerte kein Erſtaunen; er bat mich nur, meine Beobachtungen fortzuſetzen und ihm alle Details mitzutheilen.

„Man ſpekulirt auf eine neue Methode, die beiden Herren wollen dem Alten zu Leibe gehen, aber ich denke, unſere Vorſicht wird ihrer Liſt gewachſen ſein.“

Leider arbeitete das Schickſal den beiden Schelmen auf eine unerwartete Weiſe in die Hände. Herr v. B.

hatte wenige Tage darauf das Unglück von einem Schlaganfall getroffen zu werden, da er ſich hartnäckig geweigert, meine Vorſichtsmaßregeln zu befolgen. Wenn auch nicht bettlägerig, wurde er doch ſo hülflos und namentlich von einer theilweiſen Lähmung der Sprachwerkzeuge geplagt, daß eine präciſe Verſtändigung mit ihm kaum möglich war. Von dieſem Zuſtande war Alles zu fürchten und wirklich rief mich Mathias einige Tage darauf in großer Eile herüber. In dem Alkoven angelangt, fand ich außer dem Baron auch den Hofrath anweſend, einen kleinen argliſtig ausſehenden Geſellen, der ſich außerordentlich demüthig und beſchaulich gebehrdete. Das Crucifix war verſchwunden, allein das Geſpräch drehte ſich wieder um dieſelben erhabenen Punkte des Jenſeits, der Vergeltung und der nothwendigen Buße in dieſer Zeitlichkeit.

„Kamerad“, ſagte der Baron und trocknete ſeine Augen, „Du haſt Dich jetzt überzeugt, wie beſorgt auch der Hofrath um Dein Seelenheil iſt, Du biſt von uns zu Deinem künftigen Beſten überzeugt worden, ich ſehe es Dir an. Glaube aber nicht, daß wir unſere vergangenen Irrthümer, mit Worten gut machen, was wir begangen haben, müſſen wir auch mit Thaten ſühnen. Wenn jemals, ſo iſt jetzt der Augenblick da, wo Du dieſem armen Manne, der eine zahlreiche Familie von Söhnen und Töchtern auszuſtatten hat, endlich die 5000 Thaler wiedergeben könnteſt, die Du von ihm geborgt haſt.“ Damit zog der Hofrath einen Schein aus der Rocktaſche und reichte ihn dem Baron. Der alte Herr v. B. ſah die Beiden ganz verwirrt an und vermochte nur zu ſtammeln: „Fü — Fü — Fünf — tauſend — Tha — Thaler?“

„Ja, theurer Bruder“, fuhr der Baron fort, „Du erinnerſt Dich gewiß daran, es war in Schleſien, bald nach der großen Ueberſchwemmung — der Hofrath iſt auch ein verſtändiger Mann und weit entfernt, Dich zu einer ſofortigen Zahlung zu veranlaſſen. Es iſt ihm nur um Sicherſtellung zu thun; er ſelbſt verlangt nicht das Geld; nur ſeinen künftigen Erben mag es erhalten bleiben, es handelt ſich nur um die Anerkennung von Deiner Seite!“

Was ſoll ich noch mehr ſagen, ehe ein ohnehin ſehr bedenkliches Einſchreiten möglich war, hatte der Baron dem Millionair die Feder in die Hand gedrückt und ihm die Unterſchrift des ſchon vorher entworfenen vollkommen rechtsgültigen Documentes abgerungen.

Als ich raſch und unwillig in das Zimmer trat, war Alles vorüber und die beiden Glücksritter überhäuften mich, erfreut ihren Plan gelungen zu ſehen, mit ſo vielen ſchmeichelhaften Redensarten über meine ärztliche Behandlung ihres Opfers, über das vortreffliche Ausſehen deſſelben, und über ihre Hoffnungen, dieſe „kleine Attaque“ recht bald beſeitigt zu ſehen, daß ich kaum zu Worte kommen konnte, und trotz meiner Entrüſtung nahe daran war zu lachen.

Der Juſtizrath, den ich natürlich ſofort von dem kecken Gaunerſtreich in Kenntniß ſetzte, verhielt ſich ruhiger, als ich erwartet hatte: „Wir wiſſen jetzt, woran wir ſind, lieber Doctor“, waren ſeine Worte, „was dieſe 5000 Thaler betrifft, ſo ſind ſie rettungslos verloren, aber ich fürchte, daß es bei ſolchen Kleinigkeiten nicht ſein Bewenden haben wird. Dieſe Beute aus dem künftigen v. B.'ſchen Nachlaß iſt ein Almoſen für den gierigen Proletarier der Zeit — jetzt wird man Ihnen zu Leibe gehen. Daß Sie theilweiſe Zeuge des Auftritts geweſen ſind und geſchwiegen haben, muß den Burſchen Muth und Zuverſicht einflößen, bei dem traurigen Geiſteszuſtande des Alten Ihnen irgend eine abſcheuliche Propoſition zu machen. Jene 5000 Thaler waren gewiß nur das Vorſpiel, wir werden in wenigen Tagen von größeren Streichen hören. Nehmen Sie ſich in Acht, mit dem Alten ſelber iſt augenblicklich nichts mehr zu machen, jetzt kommt an Sie die Reihe.“

Der Juſtizrath hatte vollkommen Recht, die Reihe kam an mich.

Einige Tage nach dieſer Unterhaltung fand ſich in den Nachmittagſtunden der Baron bei mir ein. Seine Stirn ſtrahlte von Liebenswürdigkeit und Frohſinn; man mußte ihn eher für einen alten Epikuräer, als den frommen Bekehrer eines verſtockten Voltairianers halten. Er ſetzte ſich zu mir an den Schreibtiſch, guckte komiſch neugierig, wie ein Rabe, ein wenig in die mediziniſche Zeitſchrift, die aufgeſchlagen vor mir lag, klopfte mir zutraulich auf die Schulter und ſagte: „Immer fleißig, zu fleißig, mein theuerſter Doctor! Sie gehen der Geſelligkeit Berlins verloren. Bedenken Sie, daß außer ihren Kranken auch die Geſunden ein Anrecht an Sie beſitzen.“

Dieſe Einleitung ließ mich wenig Gutes erwarten. Ich fürchte die Ariſtokratie nie mehr, als wenn ſie ſich in Höflichkeiten gegen das Bürgerthum ergeht. Mit einer verbindlichen Neigung des Kopfes dankend, ließ ich ihn weiter ſprechen.

„Sie thun ſich ſelber Schaden, mein verehrter Gönner“, fuhr der Baron fort, „die Bedürfniſſe der heutigen Welt vermehren, die Preiſe der unentbehrlichſten Gegenſtände ſteigern ſich; wer ſich nicht dem Fortſchritt der Zeit anſchließt, nicht Hand in Hand mit der Aufklärung in allen Gebieten vorwärts geht, wird den Nachtheil bald empfindlich an ſeinen Einnahmen ſpüren. Die Gegenwart iſt über den alten Begriff Erwerb längſt hinausgeſchritten. Ich könnte über dieſe dumme Pedanterie, den erworbenen zum erſparten

Thaler zu legen, lachen, wenn die Vorurtheile meiner Freunde mich nicht weit mehr betrübten!"

Ich konnte augenblicklich nicht recht klug daraus werden, wo der Baron eigentlich hinaus wollte, allein er hatte mich „Gönner" genannt und die Exploſion der Mine mußte baldigſt erfolgen. Meine lächelnden Geſichtszüge mochten ihn über meine Denkungsart täuſchen, er faßte raſch meine Hand und ſagte: „Wollen Sie hundert Friedrichsd'or mit ein Paar Federzügen verdienen?"

Auf der Stelle mußte ich an das Darlehen von 5000 Thalern an den unglücklichen Familienvater von Hofrath denken und fragte: „Ein Paar Federzüge — hundert Friedrichsd'or — die Preiſe ſcheinen allerdings beträchtlich zu ſteigen, wenn man die Schrift der Doctoren ſo hoch honoriren will!" Der Baron ſchüttelte liſtig lächelnd das Haupt.

„Die Atteſte der Herren Aerzte", mein verehrter Gönner, „können unter Umſtänden den wichtigſten Rechtsangelegenheiten als Fundament dienen. Der Doctor kann mir — unter Umſtänden — durch ſein Gutachten wichtiger ſein, als der Juriſt oder der Geiſtliche", ſchmunzelte der Baron und nahm mit vielem Anſtand eine Priſe.

„Von was für einem Gutachten — oder von was für einem Atteſt ſprechen Sie? Herr Baron!"

„Mir liegt viel an einer ärztlichen Beurtheilung — Sie können das Ding nennen, wie Sie wollen — einer gewiſſenhaften Abſchätzung — Taxation der vortrefflichen Geiſteskräfte meines würdigen verehrten Freundes, des Herrn v. B. Keiner weiß beſſer, als Sie, verehrter Gönner, wie ausgezeichnet die Urtheilskraft und die Kenntniß von Menſchen und Dingen iſt, welche unſer Herr v. B. beſitzt, dieſe Ihre Meinung möchte ich gegen die genannte Entſchädigung für Ihre Mühe ſchriftlich haben."

Im Moment konnte ich nicht zu Worte kommen; die Entrüſtung über dieſe Unverſchämtheit preßte mir die Bruſt zuſammen und ſchnürte mir die Kehle ein. Der alte Herr v. B. befand ſich notoriſch bereits im Zuſtande einer vollkommenen Unzurechnungsfähigkeit, ſeine Sinne waren ſämmtlich geſchwächt und alle Organe verweigerten ihren Dienſt. Mein Atteſt ſeiner Zurechnungsfähigkeit ſollte dem Baron und Hofrath, dieſen beiden Dioskuren des feineren Raubes, nur als ein gerichtlicher Rückhalt ihrer Streiche dienen. Ich ſchüttelte ſchweigend den Kopf und blickte zu Boden.

Der Baron tauchte die Feder ein, ſchob die mediziniſche Zeitſchrift ohne Weiteres bei Seite, zog ein Blatt Papier hervor und murmelte leiſe: „Zweihundert Friedrichsd'or!" Nun konnte ich nicht länger an mich halten, ich ſprang auf und rief: „Herr Baron, für was halten Sie mich? wer bietet dieſe große Summe für eine anſcheinend ſo kleine Mühe aus, wenn damit nicht ein Gewaltſtreich beabſichtigt wird?"

Der verwegene Intriguant ließ ſich durch meinen Unwillen nicht irre machen. Er blieb gelaſſen im Lehnſtuhl ſitzen, zupfte mit Grazie an ſeinem Jabot, beſah ſeine weißen Hände und dreieckig ſcharf zugeſpitzten Nägel und meinte leiſe und ruhig: „Dreihundert Friedrichsd'or, mein lieber Doctor, wir ſprechen ohne Zeugen, wenn Sie mir nicht helfen wollen, finde ich zu jeder Zeit einen anderen Arzt."

„Was heißt das denn aber? was ſoll Ihnen das Atteſt?" rief ich ganz erſchrocken über dieſe ſteigende Erhöhung des Sündenlohnes.

„Muß ich mich denn deutlich ausſprechen, ſo will ich es in des Herrn Namen thun," ſagte der Baron und ein unglaublich finſterer Zug beſchattete einige

Momente lang ſein Geſicht, „Herr v. B. beſitzt eine Million! wiſſen Sie, was eine Million iſt, welche Macht ſie gewährt, wenn ſie ſich in vernünftigen Händen befindet, was für eine elende Null ſie iſt, wenn ſie und ihre Zinſen in eiſerne Kiſten verſchloſſen werden? Sie wiſſen es nicht, Sie haben nie darüber nachgedacht! Sie würden ſonſt nicht ſo ruhig vor mir ſitzen! Gott im Himmel! es handelt ſich leider nicht um dieſe Million, es handelt ſich nur um den zehnten Theil, nur um hunderttauſend Thaler. Der Erbe des Herrn v. B., ſein Neffe, iſt Offizier, verheirathet, in einer kleinen Garniſon, von dem Alten über alle Maaßen kurz gehalten — was entgeht ihm, was entbehrt er, wenn ſein Erbtheil um den zehnten Theil vermindert wird? Es kommt mir nicht auf fünfhundert Friedrichsd'or an für Ihr Atteſt, denn es ſichert mir die hunderttauſend Thaler. Eine Beſcheinigung, bei Lebzeiten des Alten ausgeſtellt, daß er ſich bei vollkommenem Gebrauch ſeiner Geiſteskräfte befunden habe, ſchlägt alle etwaigen ſpäteren Anfechtungen zu Boden.

„Verlaſſen Sie augenblicklich mein Haus, Herr Baron!“ rief ich in der heftigſten Aufregung, „ich darf Sie nicht länger anhören, wenn ich nicht in der nächſten Viertelſtunde den Rechtsbeiſtand des unglücklichen Herrn v. B. von Ihren Plänen in Kenntniß ſetzen ſoll!“

„Rechtsbeiſtand? erinnern Sie ſich gefälligſt, daß wir ohne Zeugen geſprochen haben! aber Sie werden ſich eines Beſſeren beſinnen. Kommen Sie zu mir, wenn Sie wollen. Fällt Ihnen ein guter Gedanke des Nachts ein, ſo kommen Sie auch bei Nacht zu mir. Schellen Sie, meine Bedienten werden Ihnen zu jeder Zeit die Thür öffnen. Laſſen Sie ſich vor mein Bett führen; in dieſer Angelegenheit iſt mir keine Ruhe zu ſüß, kein Schlaf zu tief, Adieu, auf Wiederſehen, guter Doctor!“

Nach dieſen, ohne ſichtliche Erregung ausgeſprochenen Worten, entfernte ſich der Baron und ließ mich in einer kaum zu ſchildernden Beſtürzung zurück. Ich bedurfte mehrerer Stunden, um zunächſt den rein menſchlichen Schmerz des unbeſcholtenen Mannes zu überwinden, den bei ſolchem Anerbieten die entſetzlichſten Zweifel überfallen, ſeine bürgerliche Ehre werde von der geſammten Geſellſchaft ſo gering geachtet, wie von dieſem gefährlichen und kühnen Glücksritter. Dann that ich, was zu thun war. Die Umgebung des Barons wurde durch ſichere, ältere Wärter ſo vermehrt, daß unausgeſetzt zwei Perſonen bei ihm waren, die ſich bei ſtrenger Strafe nicht entfernen durften; er wurde vor den Angriffen des Barons und Hofrathes, wie vor wilden Thieren geſchützt. Die bangen Sorgen erwieſen ſich bald als unnöthig. Die Schlaganfälle wiederholten ſich, die Aderläſſe ſchafften keine Erleichterung; an einem Morgen ſtand die Maſchine ſtill. Der Geiſt des Materialiſten hatte ſich von ſeinen Schätzen und ihren gierigen Räubern entfernt. Noch an demſelben Vormittage erſchien der Erbe in Begleitung des von ſeinen bangen Sorgen froh befreiten Rechtsanwaltes, alle Schlüſſel wurden ausgehändigt, die alten Diener abgelohnt; an allen Ecken und Enden tauchten neue Geſichter auf. Pflichtgemäß ſchrieb ich den Todtenſchein und reichte ihn dem Neffen. Er nahm und durchflog ihn; über das Geſicht des ſtattlichen, ſechs Fuß hohen Mannes in der Blüthe der Jahre, flog eine dunkle Röthe. Das Ereigniß und die gewaltige Umwandlung ſeiner dürftigen Verhältniſſe hatten ihn offenbar in der Tiefe erſchüttert. Ich bemerkte dieſe unheimliche Affection mit Bedauern und erlaubte mir freundlich zu

2. Auch ein Miniſter.

So viel auch täglich von Diplomatie und Diplomaten geredet wird; die „diplomatiſchen Figuren“ ſind im Ausſterben begriffen. Ich verſtehe unter dieſer Bezeichnung die Helden des Selbſtcultus, wie er zu einer Zeit in Deutſchland unter den älteren Büreaukraten Sitte war, als es noch keine, alle Regierungsmaaßregeln durchſuchtelnde Preſſe gab, und es noch keinem Miniſterium eingefallen war, in einem von ihm ſelber gegründeten Blatte ſeine Handlungsweiſe zu vertheidigen, oder gar für ſeine Principien theoretiſch einzuſtehen. In jenen ſtillbeſeligten Jahren der Stagnation wurden die wirklichen geheimen Räthe in allem Ernſt ihres ſtattlichen Titels froh, und ein Miniſter, der nie in einer Kammer erſcheinen, ſich von den frivolen Augen der Tribünenvergnüglinge betrachten laſſen, und ſogar ſelber den Mund aufthun oder gar die Angriffe irgend eines kecken Provinzialbewohners pariren mußte, war ein unnahbares Etwas, höchſtens um ein Geringes populärer und zugänglicher, wie der Lama oder der Kaiſer von China. Die heutige Welt, die ihre Miniſter in ſchlichten Röcken mit nicht allzu neuen Hüten bedeckt, zu Fuß auf der Straße erblickt, der es nicht unbekannt iſt, daß auch auf ſo vornehme Tiſche, Mohrrüben und Bratwurſt kommen, daß die hohen Conſumenten und Excellenzen wiederum es nicht verſchmähen, gelegentlich an der leckeren Tafel irgend eines Commerzienrathes neuerer Zeitrechnung zu erſcheinen; dieſe heutige Welt beſitzt keine Anſchauung mehr von dem ſtolzen Selbſtgefühl, welches ſich in der feierlichen Haltung und dem Behaben der nun faſt verſchollenen diplomatiſchen Figuren kund gab.

Mein ſeliger Patient, der Geheime Rath v. F. gehörte zu dieſer klaſſiſchen Schule der alten Garde deutſcher Staatsmannſchaft. Ich konnte mich bei meinen regelmäßig wöchentlichen Beſuchen nie der Ahnung erwehren, daß mir nur vorläufig ein ſo leichter und raſcher Einlaß in die Gemächer des Gewaltigen gewährt werde, daß vielmehr künftig weitläufige diplomatiſche Unterhandlungen zwiſchen dem Vorzimmer und den inneren Räumen, Sendungen von Botſchaften und Memoire's nöthig werden könnten, ehe ich dazu käme, dem Herrn Geh. Rath an den Puls zu faſſen. Herren dieſer Art ließen ſich damals mit mehr äußeren Förmlichkeiten behandeln, als ihre Fürſten, wozu ſie bei geringerem weltlichen Anſehen, durch die wirkliche Macht, die ſie in Händen hatten, verleitet werden mochten. Der Geh. Rath v. F. war von der Stunde an, in welcher er menſchlichen Augen ſichtbar wurde, ſo ſauber und gewählt gekleidet, als erwarte er, von ſeinem fürſtlichen Gebieter „befohlen“ zu werden. Ein ſchwarzer oder blauer Frack mit Ordensbändern ſtach impoſant von einer weißen ſteifen Cravatte ab, in welcher das Kinn anmuthig a la Talleyrand kokettirte; aus langen ſchwarzen Pantalons guckte ein kleiner Fuß in glänzenden Schuhen und ſeidenen Strümpfen hervor, und das edle, von Jahren und politiſchen Kümmerniſſen — damals that man ſo, als nehme man ſich die Leiden der Völker zu Herzen — das angegraute Haupt prangte aufgerichtet und vornehm mit einer ſchönen ſpitzigen Naſe und einem fein gravirten Geſichtsſchnitt. Der Geh. Rath hatte eine unglaublich kunſtvolle Art inne, mit Menſchen zu ſprechen. Anſcheinend beſchäftigte er ſich nur mit der Perſon, welche eben die Ehre genoß, vor ihm zu ſtehen, er prüfte und durchbohrte ſie unausgeſetzt mit ſcharfem Auge, und doch war es ihm eigentlich nur um ſich ſelber zu thun, um die Idee des officiell Impoſanten, für deren ſterblichen Vertreter er ſich gleich ſo vielen ſeiner älteren Collegen ſagen: „Wenn ich mir als Arzt einen Rath zu ertheilen geſtatten darf, ſo würde ich Ihnen ſofort einen Aderlaß anempfehlen.“

Der Erbe ſah mich mit einem ſtarren Löwenblick an, zog das Kinn in den ſteifen rothen Kragen der Uniform und ſprach höhniſch und finſter: „Sie haben meinen Onkel mit Ihren Aderläſſen unter die Erde gebracht; es iſt genug gezapft worden; damit kann es ſein Bewenden haben.“ Nach dieſen beleidigenden Worten drehte er ſich kurz um, befahl ſein Pferd vorzuführen, und entfernte ſich nach militairiſchem Gruß.

Dieſe ſchmuckloſe Aufzeichnung nach dem Leben hat aber noch einen Epilog. Acht Tage darauf befand ich mich auf dem Spandauer Pferdemarkt, um für die Beſpannung meiner erſten Equipage zu ſorgen. Ich konnte nur 400 Thaler an die beiden Pferde wenden, und ſuchte lange und mit Sorgen unter den vorhandenen Thieren. Endlich fand ich ein mir zuſagendes, preiswürdiges Paar. Schon war ich nahe daran, mit dem Verkäufer handelseinig zu werden, als eine kräftige Baßſtimme ſich hinter mir vernehmen ließ: „Ich gebe fünfzig Thaler mehr, mir gefallen die Pferde.“ Der reiche Erbe des Herrn v. B. überbot mich. „Herr Hauptmann“, wandte ich ein, „Sie werden mir die Pferde laſſen, es kann Ihnen bei Ihren Mitteln nicht darauf ankommen, einen bürgerlichen Arzt zu überbieten, aber ich brauche die Pferde dringend!“

„Ich auch!“ ſagte er kurz, griff nach der Brieftaſche und gab dem Verkäufer einen herriſchen Wink. Der Handel war verdorben; ich trat zurück und zog mich in das Gaſthaus zurück, entſchloſſen, die Nacht in Spandau zuzubringen und unter jeder Bedingung einen erträglich billigen Kauf zu Stande zu bringen.

Noch ſaß ich gegen Abend im Gaſthauſe des Locales unter anderen Intereſſenten, als zwei Officiere eintraten und ein geräumiges Zimmer verlangten. Der Wirth erklärte mit vielem Bedauern, daß er nicht im Stande ſei, die Herren zuſammen unterzubringen; ſie müßten ſich begnügen, jeder allein in einer Kammer zu ſchlafen. Ich erkannte den Erben in einem der Herren. Sie ſetzten ſich in eine Ecke und verzehrten ſchweigend das Abendeſſen, dann entfernten ſie ſich. Es war mir unmöglich, den Blick von dieſem Antlitz zu wenden, deſſen Röthe mich mit den ſchlimmſten Beſorgniſſen erfüllte.

Unter mancherlei Sorgen vermochte ich erſt ſpät in der Nacht einzuſchlafen. Gegen Morgen wurde ich durch einen heftigen Lärm und ſtarkes Klopfen an meine Thür geweckt. Man rief nach einem Arzte. Nothdürftig bekleidet, eilte ich hinaus und fand das Perſonal des Hauſes und die Gäſte in wilder Verwirrung. Alle Thüren am oberen Flur ſtanden offen und ein wirrer Haufen drängte ſich um die letzte an der Treppe. Ich eilte in das kleine Gemach; da lag der neue Herr der Million im Bette, ſein ſchweres kaltes Haupt hing über die Bettkante hinab, am Boden ruhte ſeine matt herabgeſunkene Rechte in einer großen trüben Blutlache. Ein Blutgefäß war geſprungen; er war todt.

Sein Erbe war ein Knabe von fünf Jahren. Das Kammer-Gericht übernahm die Verwaltung der unheimlichen Million.

2. Auch ein Miniſter.

So viel auch täglich von Diplomatie und Diplomaten geredet wird; die „diplomatiſchen Figuren" ſind im Ausſterben begriffen. Ich verſtehe unter dieſer Bezeichnung die Helden des Selbſtcultus, wie er zu einer Zeit in Deutſchland unter den älteren Büreaukraten Sitte war, als es noch keine, alle Regierungsmaaßregeln durchfuchtelnde Preſſe gab, und es noch keinem Miniſterium eingefallen war, in einem von ihm ſelber gegründeten Blatte ſeine Handlungsweiſe zu vertheidigen, oder gar für ſeine Principien theoretiſch einzuſtehen. In jenen ſtillbeſeligten Jahren der Stagnation wurden die wirklichen geheimen Räthe in allem Ernſt ihres ſtattlichen Titels froh, und ein Miniſter, der nie in einer Kammer erſcheinen, ſich von den frivolen Augen der Tribünenvergnüglinge betrachten laſſen, und ſogar ſelber den Mund aufthun oder gar die Angriffe irgend eines kecken Provinzialbewohners pariren mußte, war ein unnahbares Etwas, höchſtens um ein Geringes populärer und zugänglicher, wie der Lama oder der Kaiſer von China. Die heutige Welt, die ihre Miniſter in ſchlichten Röcken mit nicht allzu neuen Hüten bedeckt, zu Fuß auf der Straße erblickt, der es nicht unbekannt iſt, daß auch auf ſo vornehme Tiſche, Mohrrüben und Bratwurſt kommen, daß die hohen Conſumenten und Excellenzen wiederum es nicht verſchmähen, gelegentlich an der leckeren Tafel irgend eines Commerzienrathes neuerer Zeitrechnung zu erſcheinen; dieſe heutige Welt beſitzt keine Anſchauung mehr von dem ſtolzen Selbſtgefühl, welches ſich in der feierlichen Haltung und dem Behaben der nun faſt verſchollenen diplomatiſchen Figuren kund gab.

Mein ſeliger Patient, der Geheime Rath v. F. gehörte zu dieſer klaſſiſchen Schule der alten Garde deutſcher Staatsmannſchaft. Ich konnte mich bei meinen regelmäßig wöchentlichen Beſuchen nie der Ahnung erwehren, daß mir nur vorläufig ein ſo leichter und raſcher Einlaß in die Gemächer des Gewaltigen gewährt werde, daß vielmehr künftig weitläufige diplomatiſche Unterhandlungen zwiſchen dem Vorzimmer und den inneren Räumen, Sendungen von Botſchaften und Memoire's nöthig werden könnten, ehe ich dazu käme, dem Herrn Geh. Rath an den Puls zu faſſen. Herren dieſer Art ließen ſich damals mit mehr äußeren Förmlichkeiten behandeln, als ihre Fürſten, wozu ſie bei geringerem weltlichen Anſehen, durch die wirkliche Macht, die ſie in Händen hatten, verleitet werden mochten. Der Geh. Rath v. F. war von der Stunde an, in welcher er menſchlichen Augen ſichtbar wurde, ſo ſauber und gewählt gekleidet, als erwarte er, von ſeinem fürſtlichen Gebieter „befohlen“ zu werden. Ein ſchwarzer oder blauer Frack mit Ordensbändern ſtach impoſant von einer weißen ſteifen Cravatte ab, in welcher das Kinn anmuthig a la Talleyrand kokettirte; aus langen ſchwarzen Pantalons guckte ein kleiner Fuß in glänzenden Schuhen und ſeidenen Strümpfen hervor, und das edle, von Jahren und politiſchen Kümmerniſſen — damals that man ſo, als nehme man ſich die Leiden der Völker zu Herzen — das angegraute Haupt prangte aufgerichtet und vornehm mit einer ſchönen ſpitzigen Naſe und einem fein gravirten Geſichtsſchnitt. Der Geh. Rath hatte eine unglaublich kunſtvolle Art inne, mit Menſchen zu ſprechen. Anſcheinend beſchäftigte er ſich nur mit der Perſon, welche eben die Ehre genoß, vor ihm zu ſtehen, er prüfte und durchbohrte ſie unausgeſetzt mit ſcharfem Auge, und doch war es ihm eigentlich nur um ſich ſelber zu thun, um die Idee des officiell Impoſanten, für deren ſterblichen Vertreter er ſich gleich ſo vielen ſeiner älteren Collegen hienieden hielt. Ein ſolches Doppelweſen der Erſcheinung würde bei geringerer Virtuoſität der Ausführung unglaublich lächerlich geweſen ſein; bei meinem Patienten brachte es eine durchaus ernſte Wirkung hervor. Er imponirte allen ihm Entgegentretenden, wie er offenbar ſich ſelber zum Entzücken imponirte.

Geh. Rath v. F. war in früheren Jahren ein geiſtreicher Schriftſteller im hiſtoriſch reflectirenden Genre geweſen; es exiſtirt noch von ihm eine berühmte theoretiſche Schrift, als Autorität ihres Faches viel genannt in der gelehrten Welt. Allein, es ging ihm wie anderen geiſtreichen Autoren von Rang und daraus gerechtfertigten Anſprüchen: man fand auch ihn in gewiſſen Stellungen unbequem, die Politik nahm eine jener Wendungen, welche zu fein für das Auge des großen Publikums, nur für die Unterſuchungen diplomatiſch zugeſtutzter Spintiſeure und Journaliſten intereſſant ſind, der Geh. Rath paßte nicht in die neue Farbennüance und man überging ihn unter einer anmuthigen Form bei der Beſetzung eines auswärtigen Geſandtſchaftspoſtens.

Von Stund' an begann der verſchloſſene, feierliche Mann ſich langſam zu verändern. Nicht daß er redſelig wurde, von Klagen überfloß, ſich über Zurückſetzung beklagte; das lag Alles außerhalb der Möglichkeit dieſer alten Facultät von Politikern ſeiner Art. Nein, er blieb ſtumm und hermetiſch zugeknöpft; er wurde nur nachläſſiger und unordentlicher in ſeinem Aeußeren. Man merkte ihm an, daß in der Tiefe ſeines Innern die Selbſtvergötterung einen ſchmerzlichen Stoß erhalten habe, daß der Baal ſeines Herzens auf das Heftigſte erſchüttert worden ſei. Er gab nicht mehr ſo viel wie ſonſt, auf das Phänomen ſeiner ſelbſt; es mochte in ihm ausſehen, wie in einem Vogelneſte, das rohe Menſchenhände berührt haben, und das die empfindlichen Inhaber nun nicht mehr fertig bauen, ſondern als Bruchſtück verlaſſen. Die Vorſchriften der Etikette beim Eintritt beſtanden nicht mehr in früherer Schärfe, die weiße Cravatte verſchwand, an die Stelle des Fracks trat ein dunkler faltiger Schlafrock, die unendlich zierliche Aufſtellung des Mobiliars und der zahlreichen Kunſtgegenſtände in der Wohnung gerieth in Verwirrung; ja der einzige Bediente ließ ſich in ſeiner Garderobe gehen und empfing die wenigen Beſucher nicht mehr wie die Würmer des Staubes, ſondern wie Creaturen, die mit ihm und ſeinem Herrn aus einem Thon geformt waren.

Mich ſchmerzte dieſer Verfall außerordentlich, denn ſichtlich litt die Geſundheit des alten Mannes unter dieſem unaufhörlichen Seelenleiden und ſeine ſich neigende Haltung verrieth mir, daß er nicht mehr die ehemalige Spannkraft in ſich finde. Sonſt war nichts aus ihm herauszubekommen. Von einer urſprünglich eiſenfeſten Conſtitution, litt er an keinem poſitiv auftretenden Uebel, und aller ärztliche Beiſtand vermochte nur, ſich auf Beobachtung, Warnungen und Abwehr ſtörender Einflüſſe zu beſchränken. Seit längerer Zeit hatte ich vielfach über den verſchloſſenen Mann nachgedacht, als ich plötzlich, an einem ganz ungewöhnlichen Tage, die Einladung erhielt, morgen um 11 Uhr Vormittags bei ihm zu erſcheinen. Nach gewohnter Weiſe warf ich mich in Gala und fand mich zur feſtgeſetzten Zeit ein. Der Bediente empfing mich in der glänzendſten Livree und mit den großartigſten Gebehrden. Alle Räume waren höchſt ſauber und gewiſſenhaft wiederhergeſtellt, die Oelgemälde abgeſtäubt, die venetianiſchen Glasgefäße, die Majoliken und alten Waffen, maleriſch geordnet, im Salon war ein neuer Teppich gelegt und der große Kronleuchter mit dicken Wachslichtern beſteckt. Anfangs glaubte ich an Heirathsideen, aber ich mußte über mich ſelbſt lachen, als in ſeinem Arbeitskabinet der alte Herr mir entgegentrat. Ueber das blaſſe, ſiebenfach verſiegelte Geſicht, flog wieder das ehemalige huldvoll herablaſſende Lächeln mit der wehmüthigen leichten Ironie über die Erbärmlichkeit der unbüreaukratiſchen Creatur, der Nacken war hoch aufgerichtet, die großartige Garderobe, die Friſur in neu hergeſtelltem Glanze, und auf der linken Seite des Frackes prangte ein Congreß von gold- und ſilberglänzenden Sternen und Kreuzen aller möglichen hohen Herren. Ich verfertigte ſchweigend die in ſolchen Fällen vorgeſchriebenen Complimente und harrte der Entzifferung, die nicht lange auf ſich warten ließ. Mit einer gnädigen Handbewegung wurde mir ein Tabouret zum Sitzen angewieſen und alsbald begann der Geh. Rath: „Sie haben ſich immer als ein Freund meines Hauſes bewieſen, lieber Medizinalrath, ich habe es deshalb für billig gehalten, Ihnen eine erfreuliche Veränderung, die in den nächſten Tagen vor ſich gehen wird, vorläufig freilich noch unter dem Siegel der Verſchwiegenheit mitzutheilen. Ich werde Miniſter!“

Man kann ſich die Freude eines Arztes denken, dem plötzlich die Ausſicht eröffnet wird, eine ſo hochgeſtellte Perſönlichkeit unter ſeinen Patienten zu ſehen. Ich entblöde mich nicht, zu ſagen, daß ich meine Einnahmen verdreifacht, meine bürgerliche Stellung erhöht und meine Bruſt mit dem landesüblichen Orden geſchmückt ſah.

„Und mit welchem Miniſterium, wenn ich fragen darf, werden Excellenz betraut werden?“ fragte ich neugierig.

„Der Miniſter v. Altenſtein verläßt in dieſen Tagen den Staatsdienſt — ich werde Cultusminiſter.“

„Dann erlauben mir Excellenz wohl, außer der pflichtſchuldigen Gratulation, auch meine eigene Freude auszuſprechen, in dem künftigen Chef des Medizinalweſens meinen Gönner und den Förderer langgehegter wiſſenſchaftlicher Pläne und Verbeſſerungen zu erblicken.“

Die Excellenz lächelte bezaubernd und ſagte: „Halten Sie nur einige Tage lang reinen Mund, lieber Medizinalrath und nun kommen Sie in das Speiſezimmer und laſſen Sie uns ein Frühſtück einnehmen.“ Ganz verwirrt über dieſe miniſterielle Cordialität folgte ich ihm und ſetzte mich ihm gegenüber an den reich ſervirten Tiſch. Das Dejeuner war koſtbar und es fehlte nicht an feurigem Xeres, dem Lieblingsweine des ehemaligen Geh. Rathes.

Um zwölf Uhr war die vertrauliche Audienz zu Ende und ich begab mich in den kühnſten Hoffnungsträumen nach Hauſe. Natürlich konnte ich kaum den Abend erwarten, um in der Staatszeitung, entweder die erfolgte Abdankung des bisherigen Miniſters, oder wenigſtens irgend eine dahin zielende offizielle Andeutung zu finden. Aber dieſer Abend und noch ſo mancher Andere verging, und Herr v. Altenſtein blieb Miniſter, wie Herr v. F. Geh. Rath. Endlich begab ich mich unter dem Deckmantel eines ärztlichen Beſuches in ſeine Wohnung. Der Empfang und das Ausſehen des Bedienten waren wenig geeignet, meine roſigen miniſteriellen Hoffnungen aufrecht zu erhalten. Weit entfernt von der Pracht eines Kammerdieners Sr. Excellenz trug er eine Schürze aus grober Leinewand und Holzpantoffeln. Es kam mir vor, als ob in den Avancementsangelegenheiten Neumond und das Wetter umgeſchlagen ſei. In den Zimmern herrſchte wieder die alte Unordnung, der Geh. Rath trug nicht die Orden, ſondern den Schlafrock des mißvergnügten Beamten, auf ſeiner Stirn lagen die gewöhnlichen düſteren Wolken. Kein Wort über die Miniſterfrage wurde gewechſelt und kaum ließ der ſeltſame Mann ſich herbei, mir auf meine ärztlichen Fragen Antwort zu ertheilen.

Meine Gewohnheit iſt es nie, nach Art mancher Aerzte, bei Junggeſellen die Dienerſchaft in beſonderen Fällen auszufragen; ich pflege mich auf meine ruhige Beobachtung zu beſchränken und zu verlaſſen. Ein Blick in das Auge und auf die Gebehrden des Burſchen genügte mir, um die Sachlage vollſtändig zu begreifen.

Der Geh. Rath war verrückt geworden und er blieb es in ſeiner unſchädlichen düſteren Weiſe. Vergraben unter Charteken von Büchern, Manuſcripten, antiquariſchen Curioſitäten und Bildern grübelte er noch Jahre lang über ſeinen Sturz aus ſeiner Laufbahn. Verabſchiedet ſteigerte dieſe Lage den Zuſtand ſeines Geiſtes nicht weiter, aber regelmäßig an dem Jahrestage ſeiner erſten Ernennung zum Cultusminiſter empfing ich eine Einladung zum Dejeuner, fehlte nie die Nachricht ſeiner glänzenden Beförderung, nie meine Gratulation und Betheuerung künftiger Hoffnungen, nie die Chokolade und die Flaſche Xeres.

Wenn ich mein Tagebuch durchſehe, finde ich, daß ich elfmal mit ihm den Herrn Miniſter von Altenſtein abgedankt habe.

Ein gemüthlicher Abend.

Bei meinen gewöhnlichen Nachmittags-Spaziergängen ſuche ich gern gewiſſe ſehr belebte Straßen zu vermeiden. Nicht aus den Gründen jenes jungen Mannes, der ſich weislich hütete, an den Läden ſeiner zahlreichen Gläubiger vorüberzugehen, und ſich zuletzt mitten in der Stadt vollſtändig blokirt ſah, da er von ſeiner Wohnung aus nicht vor die Thore gelangen konnte, ohne zu riskiren, an mehreren gefährlichen Orten vorbeizukommen, wo ihm der Rock, der Hut, ſelbſt die Stiefeln, mit Beſchlag belegt, und vom Leibe gezogen werden konnten; meine Gründe ſchmecken nicht nach einer ſolchen permanenten Finanzkriſis. Ich hüte mich nur vor der Begegnung mit manchen Leuten, die es auf meine Perſon ſelber abgeſehen haben, und ſeit einer Reihe von Jahren nach der für beide Parteien höchſt zweifelhaften Ehre trachten, mich in ihrem Hauſe zu bewirthen. In der erſten Reihe dieſer Schreckensmänner ſteht ein kleiner flinker Herr, dem ich nie begegnen kann, ohne daß er mich bei den Knöpfen, alſo an dem reizbarſten Theile jedes nervöſen Menſchen, feſthält, mir ſo ſcharf wie ein Augenarzt in's Geſicht ſieht, und fragt: „Wann werden wir endlich die Ehre haben, Sie bei uns zu empfangen? meine Adele fragt täglich nach Ihnen, Sie vernachläſſigen uns, wir haben uns über Sie zu beklagen, grauſamer Mann!"

Man kann ſolchen Männern jahrelang entwiſchen, aber endlich kommt der verhängnißvolle Tag, wo alle Ausreden nicht mehr ſtichhaltig befunden werden, wo ein feierlicher Einladungsbrief erſcheint, den ſie natürlich der Sicherheit wegen perſönlich überbringen, und man nicht ohne Zuſage davongelaſſen wird. Dieſe Erfahrung mußte auch ich machen. Es blieb mir nichts übrig, als mich zu einer Soirée in dem Hauſe des kleinen flinken Herrn zu verpflichten. Meine Abneigung wird erklärlich und verzeihlich gefunden werden, wenn ich ſage, daß erwähnter Herr der glückliche Gemahl einer talentvollen Grazie war, bei der Alles darauf ankam, ſich mit Leuten der Preſſe gut zu ſtellen und in den Zeitungen genannt zu werden. So ſchob ich mich denn an dem beſtimmten Abende in das ſchwarze Futteral des unvermeidlichen Fracks, beſtieg den einſpännigen Karren eines ſtädtiſchen Hauderers, d. h. eine Droſchke, und wurde nach Verlauf einer ſtarken halben Stunde vor dem Hauſe meines Gaſtfreundes abgeſetzt.

Der Weg über zwei gaserhellte Treppen hinauf war leicht zu finden, aber die Erleuchtung des kleinen Corridors vor der Wohnung imponirte mir weniger. Der beſchränkte Raum wurde durch eine winzige, von einer nachläſſigen Küchenveſtalin ſchlecht unterhaltene Lampe angeſtrahlt, und ſofort erſchien der Hausſclave des Wirthes, ein jugendliches Weſen, Namens Johann, um mich von den winterlichen Garderobeſtücken zu befreien. Dieſe Operation hatte nichts Erfreuliches, da Johann in der Proportionslehre des menſchlichen Körperbaues ſchlecht unterrichtet war, und beim Enthüllen aus dem Mantel die bedenklichſten Mißgriffe beging. Nur mit Mühe konnte ich ihn verhindern, mir zugleich den Frack und die Weſte herunterzuziehen, und bei dieſem ſanften Streite verirrten ſich, vor lauter gutem Willen, ſeine im Knappendienſt noch unerfahrenen Hände bis zu der Stelle, wo bei modernen Gäſten das Trinkgeld für die Bedienung ſitzt. Endlich war ich ſalonfähig. Der Mantel hing an einem dünnen ſcharfen Haken, der ſchon mit einem Vorberge von Paletots belaſtet war, und ich gelangte unter dem Vortritt Johanns in das Empfangzimmer. Hier war eine Anzahl Herren verſammelt, mit denen ich nicht gerne zuſammen ſein mag, weil ſie zu jener leidigen Menſchenſorte gehören, vor welcher ſchon der alte Polonius ſeinen Sohn Laertes warnt, Leute, die jeden nach einer Bekanntſchaft von fünfzehn Minuten ohne Hinzufügung des Wörtchens „Herr" anreden, ſich mit den Schauſpielern von dritten Theatern dutzen und Chemiſetten von Shirting tragen. Soll ich ausführlicher reden, ſo kann ich ſie nur als Vertreter der Groſchenartikel in der Preſſe bezeichnen. Sie waren beſchäftigt, einen „Thee" genannten Aufguß von heißem Waſſer auf ein zweifelhaftes grünes Kraut, ſtark mit Rum zu vermiſchen, und verzehrten die kleinen Kuchen, die ihnen der Leibeigene Johann auf einem rieſigen Präſentirteller anbot.

Im Nebenzimmer war die eigentliche höhere Geſellſchaft verſammelt. Sie beſtand aus einigen, theilweiſe des Tabakſchnupfens dringend verdächtigen älteren Damen und einigen häßlichen jungen Mädchen, die wie weibliche Verſchworene eines äſthetiſchen Geheimbundes ausſahen. Dieſe hatten ſich um einen alten berühmten Kritiker gruppirt, und ſuchten ihn für ihre unerlaubten Beſtrebungen zu gewinnen. Adele, die Wirthin des Hauſes, die talentvolle Frau, hatte ſich in einer ſtarken Stellung auf dem rechten Flügel des Sopha's feſtgeſetzt, empfing die ankommenden Gäſte und beherrſchte das Geſpräch.

Nachdem ich feierlich vorgeſtellt, mit Thee benetzt und in einer Fenſterecke von einem ſchauderhaft nach Gemeinplätzen ſchmeckenden alten Herrn in ein feſtes Netz von Geſpräch verwickelt worden war, gelang es mir, den Blauſtrumpf des Hauſes, zu deſſen Verherrlichung der Feſtabend veranſtaltet worden war, näher in Augenſchein zu nehmen. Adelens Haare waren kurz unter der Scheere gehalten, wie bei großen dramatiſchen Künſtlerinnen und den Perſonen, welche eine gelungene Cur im Irrenhauſe überſtanden haben, und vorläufig geheilt entlaſſen worden ſind. Sie trug ein weites ſeidenes Gewand, das offenbar einen riſtoriartigen Zuſchnitt hatte und à la Medea drapirt ſein ſollte. In Pauſen von zwei bis drei Minuten hielt ſie eine goldene oder vergoldete Lorgnette über ihre ſtarke, krumme, von Studien abgehärmte Naſe, und prüfte die Geſichter der Herren, namentlich das meinige, welches ihr noch räthſelhaft zu ſein und zu meiner großen Beruhigung nicht zu gefallen ſchien. Ihr kleiner und flinker Gemahl eilte unterdeſſen von einem zum andern, und betheuerte, daß ihm der heutige Zuſtand ſeiner Gattin nicht gefallen könne und daß er unheimliche Ahnungen habe, ihr Nervenſtand leide von der ſchwankenden Witterung. Er würde bedauern, wenn ihre Talente ihr den Dienſt verſagen ſollten. Damit ergriff er mich beim Arm, lächelte den alten Herrn von den Gemeinplätzen an, und ſagte, mich zu einem runden Tiſche ziehend: „Sie haben das Album meiner Frau noch nicht geſehen. O, ſie iſt Zeichnerin, malt Aquarellen und hat ſich jetzt auf Porträts geworfen. Sie werden entzückt ſein und geſtehen, daß wir in der deutſchen Malerei wenig Aehnliches beſitzen!“ So wurde ich, wie Oreſtes in der Oper, vor den Altar geführt, ohne daß mir eine rettende Diana im Wolkenwagen erſchien. Gemeinplatz drückte mich in einen Stuhl, in dem ich, gleich den Keſſelerſcheinungen im „Macbeth,“ bis hoch an die Bruſt ſteckte, und erklärte mir die Anſichten, welche die talentvolle Adele auf ihren ſommerlichen Badereiſen als Carricatur der Natur maſſenhaft angefertigt hatte. Darauf folgten Porträts vornehmer und berühmter Männer, die nach Angabe ſämmtlich der Künſtlerin perſönlich geſeſſen hatten, da nach den Berichten des Gemahls alle Celebritäten, Alexander von Humboldt an der Spitze, täglich bei ihnen aus- und eingingen. Unſchwer erkannte ich jedoch darin ſchnöde Copien von Photographien, welche für wenige Groſchen an allen Ecken von Hauptſtraßen ausgeſtellt werden.

Inzwiſchen hatte ſich auch etwas Unterpreſſe um uns verſammelt, und die widerwärtigſten Lobeserhebungen verurſachten mir einen wahrhaften Schwindel. Da ließen ſich heiſere Töne vernehmen. Sie kamen aus einem Pianoforte, das in ſeiner Jugend glücklichere Tage geſehen haben mochte. Das reiche Exterieur verrieth, daß es aus dem Salon eines Diplomaten ſtammte, und nach langen Dienſten nur auf dem Wege der Auction von ſeiner Höhe in dieſe kunſtgebildete Familie geſunken ſein konnte. Sein Odem war ſchwach, und alle Saiten vibrirten angſtvoll mit, als ein junger Pianiſt mit kraftvollen Fäuſten die Einleitung zu Schuberts „Erlkönig“ zu ſchlagen anhub. Adele ſtand hinter ihm, verdrehte die Augen und trug die erbauliche Geſchichte jenes Kindes vor, das Goethe gewiß lieber an den Zähnen hätte ſterben laſſen, wäre ihm prophezeiht worden, welchen entſetzlichen Mißbrauch Dilettanten mit ſeinen Verſen treiben würden. Die unerhörte Kataſtrophe ſollte leider nicht ſo glimpflich vorübergehen, um mit dem erwarteten allgemeinen Beifall zu ſchließen. Schon als Erlkönigs Töchter am dunkeln Ort auftraten, hatte ich bemerkt, daß ein kleiner Knabe, der den unverkennbaren Stempel der Ungezogenheit im Geſichte trug, und wie ſich bald ergab, Alfred, der Erſtling des flinken Herrn und der talentvollen Adele war, an den geſtutzten Frackſchwänzen Johanns, trotz des Widerſtrebens dieſes beklagenswerthen Leibeigenen, ſich in's Zimmer ſchleifen ließ, und darüber hermachte, die halbgeleerten Theetaſſen auszutrinken, und die noch vorhandenen Kuchen zu verzehren. Ich kann mich nicht davon freiſprechen, mich mit ihm auf einen telegraphiſchen Blickfuß geſetzt, und durch ermunternde Winke viel zu ſeiner Uebertretung verſtändiger pädagogiſcher Geſetze beigetragen zu haben. Der liebe Knabe hatte ſich, an meinen lächelnden Augen hangend, ſo ſüß in ſeine räuberiſche Arbeit vertieft, daß er gar nicht auf die Umgebung achtete. Da erfolgte der Schluß des Gedichtes. Adele, die talentvolle Mutter, ſtieß mit bangem Aechzen die ergreifenden Worte aus: „In ſeinen Armen das Kind war todt!“ Der Junge aber, der bei ſeinem ſchlechten Gewiſſen dieſe Wendung für eine an ihn perſönlich gerichtete Mahnung zu halten ſchien, fuhr ſo heftig zuſammen, daß er die Taſſe des Hausherrn, welche als Reſerve unter dem anderen Theegeſchirr Dienſte leiſtete, mit großem Geräuſch zu Boden warf. Ich wage nicht, die entſtehende Verwirrung zu ſchildern, nicht die krampfhafte Aufregung der um einen raſenden Applaus getäuſchten Mutter, nicht die tiefe Indignation des Herrn von den Gemeinplätzen, nicht die Entrüſtung der äſthetiſchen Geheimbündlerinnen, nicht den ſittlichen Unwillen der Unterpreſſe über die Zerſtörung des dichteriſchen und muſikaliſchen Effects; ich berichte einfach, daß Alfred von ſeinem flinken Vater ergriffen, durch einen Schlag von elektriſcher Heftigkeit auf einen an Rundung und Fülle ſeinem Antlitz ähnlichen Körpertheil betäubt, und ſammt den von Johann aufgeleſenen Ruinen der Hausherrntaſſe hinausgeſchlendert wurde, um draußen von unbekannten Küchenmächten gewaltſam und vorzeitig zu Bette gebracht zu werden. Zwar folgte nun noch eine Reihe von Liedern und Balladen diverſer Componiſten, allein der Friede des Abends war geſtört. Die Melodien Mendelsſohn's und Schumann's, ſogar eine zukunftsmuſikaliſche Phantaſie des jungen Clavierſchlägers trugen nicht zur Verbeſſerung der gebrochenen Stimmung bei, und die Illuſionen der Geſellſchaft litten unter den für mich wahrhaft ergötzlichen Lamentationen des Knaben Alfred, der nicht ſo weit von dem Schauplatze unſerer Luſtbarkeit auf der Folter ſeines Bettes lag, um nicht deutlich als ein Mißvergnügter über die getroffenen Regierungsmaßregeln verſtanden zu werden.

Obgleich ſich bei der vorgerückten Abendſtunde in der Geſellſchaft ein poetiſcher Drang nach Abendbrod kund gab, wurde doch nichts Erfriſchendes umhergereicht, ſondern der berühmte Kritiker ſetzte ſich mitten in das Zimmer an einen aufgeklappten Spieltiſch, und las uns die ſchönſten Stellen aus einem Trauerſpiele der Wirthin vor, das unter ſeiner rathgeberiſchen Hülfe zu Stande gebracht worden war. Da dem alten Herrn durch die Jahre und manchen harten Biſſen die Zähne abhanden gekommen waren, erhielt die Poeſie eine gewiſſe wehmüthig ſchmatzende Klangfarbe, welche ſich vortrefflich an die düſteren Ereigniſſe des Drama's ſchmiegte. So viel ich davon begriff, war der Held deſſelben ein morgenländiſcher König, der viel Sinn für die einfachen Schönheiten der Natur beſaß und dem Frühlinge in Trochäen huldigte, zugleich aber die Schwäche nicht überwinden konnte, ſeine nächſten Angehörigen ohne ausreichenden Grund um einen oder mehrere Köpfe zu verkürzen.

Nachdem ſowohl der Vorleſer, als auch die begabte Dichterin mit Lobſprüchen überhäuft worden waren, und die anweſenden Mitglieder der Unterpreſſe emphatiſch betheuert hatten, daß ſie Alles daran ſetzen würden, das unvergleichliche Stück auf die Hofbühne zu bringen, auch eine junge, vor Bewegung von einem Lach- und Weinkrampf befallene Schöne wieder hergeſtellt worden, ließ ſich im Nebengemach ein erfreuliches Geklirr von Tellern, Meſſern und Gabeln vernehmen. Der Hausherr nahm dem Kritiker das koſtbare Manuſcript aus den Händen, umarmte ihn in heißem Dankgefühl, und erſuchte die Geſellſchaft, mit einem kalten Imbiß und einem Gläschen Punſch vorlieb zu nehmen. Johann, der unglückliche Hausſclave, erſchien nun mit einem jener italieniſchen Salate, welche beſſer Polarſalate heißen könnten, und die Verſammlung arbeitete ſich mit einer fabelhaften Ausdauer in dieſen ſauren und ſalzigen Bergrücken hinein. Dann folgte eine Reihe von Transparenten, welche kunſtvoll aus Wurſt, Schinken und Zunge geſchnitten waren, und ſich vortrefflich dazu eigneten, durch ein Hydro-Oxygengas-Mikroſkop zur Belehrung des Publicums vergrößert zu werden. Unterdeſſen beſorgte das Ehepaar die ſchwierige Miſchung des Punſches im Nebenzimmer. Der flinke Hausherr hatte ihn der Männer wegen ſtärker, Adele ihrer Damen halber ſchwächer und ſüßer gewünſcht; das Reſultat war folglich, daß er weder ſtark, noch ſüß ſchmeckte, und ſich über dem Conflicte der Anſichten ſchmerzlich abgekühlt hatte. Nichtsdeſtoweniger trank der berühmte Kritiker, nachdem er die Geſundheit ſeines Schützlings ausgebracht, zwölf Gläſer, ein Herr von der Unterpreſſe ſogar eines mehr, welches letztere ihn ſo lyriſch anregte, daß er Chorgeſang verlangte, und als man ihm dieſen ausredete, eine alte ſtocktaube Tante zu einer Polka aufforderte. Längſt hatte ich eingeſehen, daß meine Stunden der Betheiligung an dieſem Feſtabende gezählt ſeien; ich erheuchelte deshalb eine warme Freundſchaft für das vom Punſchgenuß überwältigte publiciſtiſche Talent, empfahl mich heimlich dem gaſtlichen Paare, belohnte die treuen Dienſte Johanns baar, und entfernte mich mit dem Sündenbock der Citrone und des Arracks ganz im Stillen. Welch eine Fülle von Heimtücke ſteckt in uns modernen Menſchen, wenn wir nicht nach der Regel zu Nacht geſpeiſt haben! Ich übergab meinen Schützling gewiſſenlos einer Droſchke und verfügte mich in tiefſinnigen Betrachtungen über die angenehmen Formen der Geſelligkeit zu einem Reſtaurant, der mich ſchon oft in ähnlichen Fällen ſchadlos gehalten hatte.

Pianiſten.

1. Der Letzte der Mohikaner.

Wenn ich in den, allen Schulknaben ſo theuren Nachmittagsſtunden des Mittwochs und Sonnabends, alten jugendlichen Gewohnheiten nachgebe, und durch die Straßen ſchlendere, tauchen unwillkührlich in mir die Erinnerungen an den berühmten Roman Coopers auf, den ich in frühen glücklichen Jahren verſchlungen habe, obgleich der Verfaſſer in der Vorrede ausdrücklich alle Perſonen, die noch nicht hinter den Ohren trocken ſind, vor der Lectüre deſſelben warnt. Ich ſehe den großen melancholiſchen Häuptling, der mir ſo viele Thränen gekoſtet, wieder vor mir, ich höre im Geiſte ſeine poetiſchen Klagen über den Untergang ſeines Stammes, ich erhebe mit ihm die Hände zum großen Geiſte der Rothhäute, denn noch giebt es mitten in der vielbelobten civiliſirten Welt eine Klaſſe von Künſtlern, die ein gleiches Schickſal mit jenem letzten Oberhaupte theilt, aber leider noch keinen Cooper gefunden hat.

Kurz vor zwei Uhr Nachmittags ſieht man an jenen Tagen durch die Nebenſtraßen Berlins alte Gentlemen ſchleichen, deren Schultern im Winter mit kurzen abgenutzten Mänteln bedeckt ſind, unter deren Krägen ſie eine Violine und Notenrolle zu verbergen ſuchen. Dieſe alten Gentlemen ſind die „Mohikaner des Claviers,“ der letzte Ueberreſt des ehemaligen Muſikunterrichts, der jetzt in jüngere, elegantere und fertigere Hände übergegangen iſt. Mit Meiſter Mozarts Clavierſchule in Vergeſſenheit gerathen, vertraut man ihnen gemeinhin nur noch das grüne, höchſt ungehorſame, und meiſtens der Muſik abholde Knabenalter an. Der Letzte der Mohikaner ertheilt ſeine Lectionen trotz der hohen Preiſe aller Lebensmittel, des Brennholzes und der Miethen, nach wie vor ſtundenweiſe für ſechs gute Groſchen, denn er iſt es von grauen Zeiten her gewöhnt, gleich dem Geiſtlichen auf dem Lande, gewiſſe Naturallieferungen an Speiſe und Trank während der Unterrichtsſtunden zu empfangen. Noch immer giebt es alte würdige Häuſer und Burgen von Schlächtern, Brauern, Bäckern und Deſtillateuren, in denen der Mohikaner noch nicht von dem Pianismus der Gegenwart, oder gar der Zukunft, verdrängt worden iſt, ſondern ungehindert ſeine Muſik der Vergangenheit macht und für ein großes Licht der Kunſt gilt. Wenn er Vormittags in dieſe heiligen Freiſtätten der klaſſiſchen Kunſt tritt, bringt ihm die talentvolle Schülerin, deren Hände nur ein wenig vom Wurſtbacken im Winter geröthet und aufgeſprungen ſind, ein ſtattliches, mit Fleiſchwaaren belegtes Butterbrod und eine Quantität jenes dem Bacchus junior geweihten Nektars, ohne den die eigentliche „Untermuſik“ nie beſtehen kann. Erſt wann die Begierde nach Speiſe und Trank geſtillt iſt, wird das Spinett aufgeklappt, und das unglückliche Inſtrument durch das gewaltſamſte Kneipen zu Tönen gereizt.

Der Mohikaner ſpielt wohlgemerkt nicht ſelbſt das Clavier. Er gehört jener Uebergangsperiode an, wo Clavierſpielen noch nicht, wie heute, ähnlich dem Leſen, Schreiben und Rechnen, eine ſtehende Nothwendigkeit der Erziehung, ſondern nur ein Vorrecht gewiſſer begabter und auserleſener Perſonen war. Damals zeigten ſich die erſten Spuren der heute die ganze Welt verheerenden Pianoepidemie, und es fehlte an Lehrern für die an allen Orten auftauchenden Schüler. So kam es, daß Perſonen, die auf Streich- und Blaſeinſtrumenten ſtark beſchlagen waren, mit Geiſt und

Kühnheit ſich des Clavierunterrichtes bemächtigten. Namentlich faßten die Herren von der Geige ein edles Selbſtvertrauen zu ihrer Lehrergabe, und noch am Ende der dreißiger Jahre waren ſie im Stande, im Berliner Privatunterrichte den jüngeren kunſtgebildeten Pianiſten eine hartnäckige und erfolgreiche Oppoſition zu machen. Gegenwärtig ſind ſie zu Mohikanern herabgeſunken und ſpielen in der Kunſt des Clavierſpieles nur noch die Rolle von ſeltenen Petrefacten.

Nicht ein loſes Spiel des Scherzes veranlaßt uns, dieſe unterſte Klaſſe der Clavierlehrer mit jenen poetiſchen Indianern auf eine Stufe zu ſtellen. Die Eigenthümlichkeit ihrer Sitten berechtigt uns in der That dazu. Sie führen ein unruhiges Leben und bewegen ſich bis ſpät in die Nacht im Freien, theils auf Stundenmärſchen, theils auf Wanderungen nach entfernten Bierhäuſern, ſie leben aus der Hand in den Mund von der Beute, die ſie in den Familien machen, ſie halten mit eiſerner Beharrlichkeit an den alten Geſängen und Melodien ihrer Väter feſt, ja die Mohikaner des Claviers ſind kein ſanfter, friedlicher Stamm; dieſe erwähnten Häuptlinge ſchlagen und zerren ihre Zöglinge oder Kunſtgefangenen ſo arg an den Haaren, daß man ihr Verfahren faſt „Skalpiren“ nennen kann. Sie ſind deshalb in Penſionen und Privathäuſern als Lehrer kleiner unluſtiger, aber talentvoller Knaben, die zu „Liszten“ beſtimmt ſind, ungemein beliebt, obwohl man ihnen nur den Elementarunterricht anzuvertrauen pflegt. Die heutige frivole Welt, der die Kunſt mit Bitten und galanten Complimenten eingeſchmeichelt wird, wird uns zwar keinen Glauben ſchenken, allein wir wiſſen, was wir ſagen, wenn wir behaupten, daß es noch heute Orte giebt, wo erſt die mitgebrachte Violine dem Clavierlehrer das gehörige Anſehen ver-

14*

leiht, und man dem geſchwungenen Bogen, beſonders wenn er ſich zuweilen etwas gewaltſam auf Köpfe und Knöchel ſenkt, eine ganz beſondere magiſche Kraft zutraut.

Der Mohikaner erniedrigt ſich niemals, ſeine Schüler mit „Sie" anzureden, er duzt ſie ohne Unterſchied des Standes der Eltern, des Geſchlechts und des Alters der Zöglinge, ja in Momenten bedeutender ſittlicher und künſtleriſcher Aufregung ſteigert er ſich ſelbſt bis zu der Redeweiſe des alten Fritzen, und ſagt zu den Kindern z. B. „Warum greift Er in Gdur nicht Fis?" „Warum ſetzt Sie nicht auf F den Daumen?" Leider geſtattet ein Unterricht, der einzelnen Individuen ertheilt wird, dem Lehrer nicht, den Schuldigen und Faulen an die Thür zu ſtellen, ſonſt würde der Mohikaner ſehr oft zu dieſem äußerſten, ihm die nothwendige Nachmittagsruhe gönnenden Mittel ſeine Zuflucht nehmen. Wir dürfen nämlich, ſo ſehr wir die ſeltenen Meiſter dieſer Schule ſchätzen, nicht verſchweigen, daß ſie noch dem einſt berüchtigten, jetzt ganz aus der Mode gekommenen Laſter ergeben ſind, während der Lectionen zu ſchlafen. Wenn im Sommer an einem heißen Nachmittage durch das geöffnete Fenſter aus dem ſchattigen Hofe des Hauſes ein ſüßes Lüftchen flüſtert, und die bezaubernde Melodie: „An Alexis ſend' ich dich," oder „Von der Alpe tönt das Horn," dem Clavier von den Händen des Scholaren entlockt wird, nimmt der Mohikaner zunächſt eine Priſe nach der andern, um den zudringlichen Bruder des Todes abzuwehren, endlich neigt er, beſiegt von der Mittagsmahlzeit, der Wärme und der Macht der Töne, das tapfre Haupt auf die Bruſt, und begleitet auf dem Alphorn ſeiner Tabacksnaſe die unſterbliche Melodie des edlen Proch. Es iſt wirklich ein lieber Zug des Herzens unſerer heutigen Jugend, daß kein Schüler, ſo muthwillig er ſein mag, ſeinen Mohikaner aufzuwecken wagt, ſondern ihn geduldig bis zur Kaffeeſtunde ſchlummern läßt, und ſich die edle Zeit höchſtens durch den leiſen Fang der Stubenfliege vom Halſe ſchafft.

Der Mohikaner iſt im Allgemeinen kein Freund vom Ueberſchreiben des Fingerſatzes, da er in peinlicheren Fällen ſeiner Sache nicht ganz gewiß iſt, dafür iſt er in allen Tactangelegenheiten äußerſter Rigoriſt und „tritt die Kunſt fortwährend mit Füßen.“ Von der heutigen leidigen Toleranz gegen Schüler, die nicht geübt haben, weiß ſein wildes ungebändigtes Gemüth nichts; einem Lehrling gegenüber, der ſein Penſum nicht ordentlich einſtudirt hat, artet er ſofort in Thätlichkeiten aus. Seine liebenswürdigſten Seiten entfaltet der Mohikaner bei Geburtstagen von Schulvorſtehern und Eltern. Für ſolche feierliche Gelegenheiten ſtudirt er mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit den Schülern Duo's für Clavier und Violine ein, welche letztere natürlich kein Anderer, als er ſelber ſpielt. Bei den nothwendigen zahlreichen Vorſtudien zu dieſen Aufführungen befleißigt er ſich auch aus nahe liegenden Gründen einer ungemeinen Sanftmuth gegen ſeinen jungen Clavierpartner, ſo daß die Stunden vor dergleichen Geburtstagen faſt den lieblichſten Verſöhnungsfeſten ähnlich ſehen.

Unſer Mann bildet aber gewiſſermaßen ſchon den Uebergang aus der Disciplin des Lehrerſtandes in andere Fächer. Wie die Wilden in Nordamerika handelt er gleichfalls mit ſeiner Jagdbeute. Er kauft und verkauft alte Claviere, beſucht alle Auctionen nachgelaſſener Muſikalien und verſchafft ſich faſt umſonſt eine Menge Noten, die er an ſeine Schüler mit einem guten Gewinn abſetzt; er ſtimmt und beſſert ſogar Claviere aus. Auch gehört er natürlich zu einer geheimen Brüderſchaft, welche ſich aus Ständen recrutirt, von denen man es kaum glauben ſollte. Es giebt in Berlin eine Menge Orcheſter, welche in öffentlichen Localen, wo nach zehn Uhr Abends das emanzipirte „Geſchlecht“ ſich zum Tanze einfindet, aufſpielen; in ſolchen Capellen ſtreicht der Mohikaner die erſte Violine. Man wird ihn hingegen nie in den vorhergehenden Concerten dirigiren oder mitwirken ſehen; er betheiligt ſich ſtets nur incognito, denn ſo ſicher er als Tanzorcheſtermitglied iſt, ſeine achtbaren Kunden nicht unter dem liederlichen Publicum zu finden, ſo beſorgt iſt er, mit ihnen in den Concerten, welche auch von ſoliden, bürgerlichen Perſonen beſucht werden, gelegentlich zuſammenzutreffen.

Seit die Reiſewuth durch die Vollendung aller deutſchen Eiſenbahnen ſo weit um ſich gegriffen hat, daß ſelbſt die kleinen Schulkinder im Sommer nach Köſen, Schandau und Ruhla reiſen, hat der Mohikaner während der beiden heißeſten Monate Ferien, in welchen er von ſeinen Erſparniſſen zehren müßte. Um als weiſer Mann dieſen Fall zu vermeiden, entſchlägt er ſich lieber ſeiner gewohnten Würde und geht an die Muſikantenbörſe an der neuen Königswache, neben dem Zeughauſe. Sobald Niemand mehr im Sommer ein Clavier miethet, es ſtimmen oder eine Lection darauf geben läßt, wird unſer alter Freund durchaus ein Wilder, läßt ſich für ein auf ländlichen Feſten ſpielendes Orcheſter anwerben, und zieht mit ſeiner geliebten Amati frohen Herzens in die märkiſche Prairie hinaus. Wenn ſich dann im October wieder ſeine getreuen Elementarſchüler melden, pflegt ſein ernſtes, vom Sonnenſchein gebräuntes und vom ländlichen Alkohol ſanft geröthetes Antlitz die älteren Angehörigen in kein geringes Erſtaunen zu verſetzen; unſer Mohikaner weiß dann viel von ſeinen „Landpartien,“ „Fiſchzügen“ und „Gartenpromenaden“ zu berichten, und die angenehmen Lügen mit pikanten

Anecdoten und Zügen aus dem Leben zu würzen. Werfen wir zum Schluß einen prüfenden Blick auf ſeine Geſundheit, ſo imponirt ſie uns durch eine eiſerne Dauerhaftigkeit. Seine zahlreichen heilgymnaſtiſchen Bewegungen mit Armen und Beinen, ſeine unausgeſetzte Thätigkeit und Bewegung in freier Luft, endlich die magiſche Kraft der Töne auf das menſchliche Gemüth, legen ſeinem Daſein zahlreiche Jahre zu und verlängern es bis zu jenem Ziele, wo der Patriarch Abraham noch Vater eines geſunden Sohnes ward.

2. Die Claviermamſell.

Ein armer Vater mit achthundert Thaler Gehalt, das ihm obenein durch den Abzug der Wittwenkaſſe geſchmälert wird, beſchließt regelmäßig, wenn der Himmel ihm neben zwei ungezogenen Jungen, noch zwei Exemplare des ſchönen Geſchlechtes geſchenkt hat, das minder begabte für das Gouvernantenfach, das hübſchere und talentvollere für die „Kunſt“ zu erziehen. „Kunſt“ aber gilt in gewiſſen ſchlichten Berliner Kreiſen für gleichbedeutend mit „Clavierſchlag“, „Clavierunterricht“, und wie man ſonſt alle die Manipulationen nennt, welche mit dem vervollkommneten Hackebrett des neunzehnten Jahrhunderts vorgenommen werden. Jenem finanziell ſo ſchlimm geſtellten Vater würde man jedoch Unrecht thun, fügte man nicht hinzu, daß ihm zwar etwas verworrene, aber roſig gefärbte Bilder vorſchweben von einer Frau Clara Schumann, einer Madame Pleyel, eines Fräulein Wilhelmine Clauß, deren Claviertthaten er ſich im Laufe der Jahre aus der Zeitung herausreüſtabirt und mit angeſchwollenen Geldbeuteln und Lorbeerkränzen in Verbindung gebracht hat.

In der Welt geht es leider zu wie in einem Bienenſtock. Unter dem auskriechenden Gewürm geſtaltet ſich das wenigſte zu herrſchenden Königinnen und genießenden nichtsthueriſchen Drohnen; die ungeheure Majorität wird zu armen Arbeitsbienen geboren und ſo kommen die meiſten talentvollen Töchter auch nur als Claviermamſellen auf. Nachdem das junge Mädchen eine Reihe von Jahren hindurch die klaſſiſche und frivole Clavierliteratur durchgearbeitet hat, wird ſie durch irgend einen Zufall in das Geheimniß eingeweiht, daß ihre ganze Spielart mangelhaft und es durchaus nothwendig ſei, den Unterricht eines Matadors zu frequentiren, wenn ſie in der Kunſt und Lebenspraxis fortkommen ſoll. Ernſte Familienberathungen finden ſtatt, das blaſſe Geſicht des Vaters verlängert ſich immer mehr, endlich wird eine jener Reliquien, ein lange aufbewahrter Pfandbrief, auf der Schlachtbank eines Wechſelgeſchäftes geopfert und das hoffnungsvolle Weſen in die Lehre eines Oberpianiſten gethan. Dieſer begreift ſofort, wohinaus das Ganze ſoll, er ſtudirt dem Mädchen ein Dutzend glänzender Salon- und Concertſtücke ein, und raucht dabei — natürlich findet ein ſolcher Unterricht nur in ſeiner Wohnung ſtatt — gemüthlich ſeine gewohnte Upmann. Durch dieſen Lehrprozeß wird ſie ſeine „Schülerin“ und gelangt dazu, in einem Concert, oder auch nur in einer Barmherzigkeitsmatinée, öffentlich aufzutreten. Sie ſpielt ſo gut als es gehen will, eine ſchwere Fantaſie von Liszt, die halb mitleidigen, halb gelangweilten Zeitungsreferenten ertheilen ihr einige allgemeine Lobſprüche, der Vater ſchneidet alle dieſe koſtbaren Zeugniſſe des Talentes ſeiner Tochter aus den Journalen, klebt ſie auf ſeines Poſtpapier und beginnt damit ein Actenfascikel anzulegen, da er nicht anders glauben kann, als das Daſein ſeines Kindes werde fortan von papierenen Ruhmesblüthen beſchattet und mit Friedrichsd'oren gepflaſtert ſein. Auf dieſen Anlauf der Virtuoſität folgt aber ein ſehr mageres Jahr der Proſa und Noth. Ein angeſtrebtes Concert kommt den ungeheuerſten Anſtrengungen zum Trotz nicht zu Stande, die Virtuoſität der Spielerin iſt nicht ſo hervorragend, daß ſie über das Niveau der heute ſo hochgeſteigerten Anſprüche hinausragte, die Garderobe der Tochter koſtet dem bedrängten Vater zu viel Geld, mit einem Worte, es muß etwas verdient werden. Wenn es nicht mit dem Concertiren gehen will, muß man zum Unterricht greifen und die Claviermamſell iſt fertig.

Es giebt in allen großen Städten Penſionsanſtalten für Töchter, die ſich mit den ägyptiſchen Hühnerbrütanſtalten vergleichen laſſen. Sie ziehen nämlich die weiblichen Weſen des flachen Landes ebenſo billig und fabrikmäßig groß. In einer dieſer Penſionen unterrichtet die ältere Schweſter unſerer Virtuoſin ſchon ſeit geraumer Zeit in allen jenen Wiſſenſchaften, welche den Frauenzimmern ſpäterhin eben ſo leicht wie ihre Stecknadeln abhanden kommen; es wird ihr mithin nicht ſchwer, die junge Meiſterin im Lehrfach unterzubringen.

In einer Hinterſtube, deren Fenſter auf einen Hof hinausgehen, in dem ein Kupferſchmied ſein ſtark inſtrumentirtes Handwerk treibt, ſteht ein abgetriebenes Clavier, das eine glänzende Jugend mit Field und Duſſek verlebt hat. Seitdem hat es ein wenig an Kräften verloren, ſeine Drahthaare ſind ausgefallen, mehrere Claves ſind hohl geworden und die Stimme hat vor Alter etwas Schwaches und Heiſeres angenommen; nichts deſtoweniger ſchenkt man ihm nicht den Frieden, nach dem es ſich mit Schmerzen ſehnt.

Gleich einem Droſchkenpferde muß es täglich ſeine Pflicht thun und wie ein am Faden hängender Maikäfer wird es unaufhörlich von Kinderhänden gequält. Auf dieſer Lyra wird aller Clavierunterricht ertheilt und Abends — geübt; nur des Nachts gönnt man ihr einige wenige Ruheſtunden. Die Claviermamſell erhält von jetzt an die muſikaliſche Oberaufſicht über die ganze Töchterplantage und für jede Unterrichtsſtunde das glänzende Honorar von fünf Silbergroſchen. Alle Kunſt geht ja nach Brod und die beliebteſte gangbarſte Sorte deſſelben iſt ja in Berlin das große Fünfſilbergroſchenbrod. Denke ſich Niemand dieſen Unterricht erträglich oder gar leicht; er iſt eine Art moraliſcher Lattenſtrafe und die Muſik wartet noch immer auf einen menſchenfreundlichen Monarchen, der ſie, wie die wirklichen Latten beim Militair, für immer abſchafft. Ueberlaſſen wir nun das arme Mädchen ihrem Frohndienſt und wenden wir uns zu einer anderen Gattung von Claviermamſell.

Alle modernen Staaten beſitzen eigene Strafanſtalten und ſetzen an die Spitze derſelben beſondere, mit Sorgfalt ausgeſuchte Individuen, denen ein Ueberfluß von Sentimentalität und Herzensgüte nicht nachgeſagt werden kann. Etwas Aehnliches exiſtirt in der Muſik. Bekanntlich gilt dieſe merkwürdige Kunſt in den Augen und Ohren der Jugend nicht für eine ſo anmuthige herzerhebende Unterhaltung, als welche ſie in ſpäteren Lebensaltern auftritt. Aller Anfang iſt ſchwer und namentlich der Anfang des guten Willens zur Erlernung des Pianoforteſpieles. Wie oft mußte die Bekanntſchaft mit den Tonleitern und Tonarten durch Ruthe und Kantſchu vermittelt werden, und bei wie vielen neueren Virtuoſen rühmt man nicht unbewußt die Gewiſſenhaftigkeit ihrer erſten künſtleriſchen Erziehung, wenn man ihren Vortrag und ihren Anſchlag „ledern und hölzern" nennt! Wo die Luſt fehlt, da ſtellt zur rechten Zeit die ältere Claviermamſell ſich ein. Sie wird von kleinen Knaben und Mädchen mehr gefürchtet, als der Stab Wehe in den Händen des Vaters, denn es iſt eine Thatſache, welche bisher den Zoologen entgangen iſt, daß bejahrtere unverheirathete Frauenzimmer einen Grad von Gemüthsſchärfe annehmen können, welche von der Chemie durch ihre Reagentien abgeſchieden und rein dargeſtellt, die arſenige Säure und den ätzenden Sublimat übertreffen würde. Eine Claviermamſell dieſes Schlages läßt ſich gegen faule kleine Schüler und Schülerinnen keineswegs zu ſo heftigen Aufwallungen hinreißen, wie vielleicht eine pianofortekundige Mannsperſon, ſie iſt dazu viel zu ſehr Diplomatin und könnte einen vollſtändigen Clavier-Macchiavell ſchreiben. Sie erringt Alles, was ſie beabſichtigt, durch feine teufliſche Künſte. Ihre bittergallige Beobachtung der Menſchen lehrt ſie, daß ſelbſt die ſtrengſten Eltern ihre Kinder nur mit geheimem Widerwillen von Fremden knuffen ſehen; ſie knufft deshalb principiell nicht, aber ſie läßt laut zählen, zählen bis den Kindern das warme Waſſer aus den Augen auf die Taſten läuft und aus Galoppwalzern wahre Elegien und Trauermärſche werden. Auch kennt ſie eine geheime Art, falſchen Fingerſatz thätlich zu corrigiren, der mit „Kneifen" eine geheime Verwandtſchaft hat, aber viel ſchmerzhafter iſt. Sie weiß ferner den zum Ueberſchreiben der Zahlen beſtimmten Bleiſtift auf eine Weiſe zu gebrauchen, welche den Kindern wahres Entſetzen einflößt, indem ſie ihn, wie ein Folterknecht in die empfindlichſten Stellen der Hände kunſtvoll einzubohren verſteht. Das ſehr verzeihliche Gefühl von Entſetzen, welches ſie den Kindern einzuflößen pflegt, wird durch eine große runde Schnupftabaksdoſe noch erhöht; kurz, man kann ſagen, daß ein Weſen, deſſen

Geſchmack für die Muſik durch eine ſolche Claviermamſell gebildet worden iſt, bis an ſein Ende eine entſchiedene Vorliebe für alle anderen Künſte bewahrt.

Eine beſondere Species dieſer Gattung wird durch die Componiſtinnen gebildet. Wir ſind weit entfernt dem ſchönen Geſchlechte etwas Unartiges ſagen zu wollen, aber den Ruhm, den es in der Dichtkunſt, in der Malerei und Virtuoſität mit Fug und Recht erworben hat, konnte es bis jetzt ſchlechterdings nicht mit Feder und Dinte zwiſchen den fünf Linien erringen. Die Literaturgeſchichte der Muſik kennt keine Georges Sand, keine Staël, keine Fanny Lewald, keine Angelica Kauffmann und keine Currer Bell; die ſchreibenden Claviermamſellen Berlins werden alſo wohl auf die Lorbeern Beethovens und Mozarts verzichten müſſen, ſo hartnäckig ſie auch ihre Arbeiten von unglücklichen Schülerinnen ſpielen laſſen. Sehr bemerkenswerth an ihnen iſt, daß der Grad ihrer Schreibeluſt durch den ihrer angeborenen, immer ſehr bedeutenden Häßlichkeit beſtimmt wird, und daß ſie einen Hang zu platoniſcher Leidenſchaft für lebende junge Tonſetzer und Virtuoſen beſitzen, die jedoch ſtets nur halb ſo alt, als ſie ſelber ſein dürfen. Ueberhaupt kann nicht geleugnet werden, daß die Muſik die geheime Kraft äußert, den Menſchen, alſo auch ſeine zartere Hälfte, dreiſter zu machen.

Dem ſtarken Claviergeſchlecht würde nicht Gerechtigkeit widerfahren, verſchwiegen wir, von welchem Haſſe es gegen die armen Claviermamſellen beſeelt wird. Die Abneigung der Damenſchneider gegen die Schneidermamſellen und der Friſeure gegen die Friſirmamſellen iſt ohne alle Frage weit geringer. Man beſchuldigt ſie, die Preiſe zu verderben und den Clavierunterricht für ein Honorar zu liefern, bei dem ein, ächtes bairiſches Bier trinkendes und alle Abende Beefſteak eſſendes

Exemplar von Muſikanten nicht beſtehen könne. Man beſchuldigt ſie ferner, und dieſe Schändlichkeit wäre im begründeten Falle freilich unerhört, ihre Stunden wirklich als ſechzig Minuten lang zu geben, und der leidenden Menſchheit ſo den alten Glauben zu nehmen, daß ein Pianiſt zum Unterricht lieber etwas ſpäter kommen dürfe, um dafür etwas früher fortgehen zu können. Auch behaupten gewiſſe ältere und kaum glaubliche Pianiſten, Männer ſonderbaren genialiſchen Styles, von denen wir gelegentlich, als dem eigentlichen Grundbaſſe des Berliner Clavierunterrichtes, ſprechen werden, daß die Claviermamſellen während der Stunden nie ſchliefen, und auf dieſe Weiſe der Kunſt jene ruhige Würde raubten, ohne welche ſie zu Grunde gehen müſſe, denn da die Wunder der Muſik weſentlich in einer beruhigenden, zum ſüßen Schlummer einladenden Eigenſchaft beruhten, ſei es das höchſte Lob eines Schülers und mithin auch ſeines Meiſters, ihn durch ſein Spiel tief in Schlaf gelullt zu haben.

Wie dem aber auch ſein möge, welche ſchweren Anklagen, Neid und Mißgunſt gegen die Claviermamſellen erheben; ſie vermehren ſich fortwährend und werden nicht eher abnehmen, als bis hienieden mehr geheirathet, und die weibliche Handarbeit nicht ſo ſchlecht bezahlt wird.

Wenn in einem Geſchlechte früher eine Tochter nicht ſtandesgemäß ausgeſtattet werden konnte, wurde ſie Nonne und ging in ein Kloſter; ein heutiger Hamlet könnte einer Ophelia nur den Rath geben: „Geh' an's Clavier — werde Claviermamſell!“

Der Dilettant des Magnetismus.

Der thieriſche Magnetismus hat von jeher unter den Perſonen, welche keinem beſonders anſtrengenden und regelmäßigen Geſchäftstriebe unterworfen ſind, einen großen Anhang beſeſſen. Je weniger die Aerzte von ihm wiſſen wollten, deſto lebhafter ergriffen ihn die Laien, und noch heute giebt es „wilde Aeskulape", deren Vorzimmer von Hülfeſuchenden nicht leer wird, die aber niemals der Fakultät einen Heller Promotionsgebühren bezahlt haben. Fern ſei es jedoch von uns, ſowohl dieſen ehrlichen Heilkünſtlern ihr einträgliches Handwerk zu verkümmern, als auch ihren Anhängern den feſten Glauben an ſeine myſteriöſe Kraft zu rauben; wir beabſichtigen nur eine Epiſode aus der Univerſalgeſchichte des Berliner Magnetismus zu erzählen.

Ein bekannter hieſiger Tänzer von Anſehen in ſeinem Fach, genießt in dem Kreiſe ſeiner Freunde keinen geringen Ruf als Magnetiſeur. Zwar macht er davon nicht den mindeſten Gebrauch zu Heilzwecken, allein die wunderlichen Erſcheinungen dieſer ſeltſamen Naturkraft beſchäftigen ſeine ſonſt wenig in Anſpruch genommene Einbildungskraft, und er nebſt Verwandten und Bekannten betrachten die Sache als eine nicht koſtſpielige, aber doch anſtändige Unterhaltung. Es fehlte ihm nicht an Schülern, die ſich von ihm in dem geheimnißvollen Verfahren der Auf-. und Abſtriche unterweiſen ließen, vor allen jedoch war ein junger Schauſpieler, der bereits ſeit geraumer Zeit wieder die hieſige Bühne verlaſſen hat, der Eifrigſte. Niemals fehlte er bei den „wiſſenſchaftlichen Verſuchen" ſeines Meiſters und oft erſchöpften ihn ſeine eigenen Anſtrengungen geiſtig ſo ſehr, daß er die ganze Rolle nur der Güte und dem Pflichteifer des Souffleurs verdankte. Möglicher Weiſe kann er ſogar die ihm inne wohnende magnetiſche Kraft ſo weit geſchwächt haben, daß der mangelnde Beifall des Publikums daraus erklärt werden darf, denn niemals beſtand zwiſchen ihm und den Zuſchauern der mindeſte Rapport, und wenn oft ein Theil derſelben über ſeinem Spiele und Gerede einſchlief, ſo iſt doch ſelbſt ihm nicht eingefallen, dieſe ſtarke Wirkung magnetiſchen Urſachen und Ausſtrahlungen beizumeſſen.

Herr Schwarz, wie wir ihn pſeudonym nennen wollen, magnetiſirte ohne Unterſchied, mit und ohne Erfolg, was ihm vor die Klinge kam. Er bewegte Schneidermamſellen und Friſeuſen durch Artigkeiten und kleine Geſchenke, Theaterarbeiter und Soldaten durch Trinkgelder und Schnäpſe, ſeine Verſuche zu unterſtützen und jeder nach einer Taſche voll Obſt lüſterne Schuljunge konnte ſeinen Appetit durch einigen magnetiſchen Schlaf befriedigen. Die genannten magnetiſchen Studien wurden ſtets in der Wohnung eines alten penſionirten Collegen angeſtellt, der mit ſeiner tauben Ehefrau den mißrathenen jungen Künſtler, wie den eigenen Sohn liebte, und allen Narrheiten bereitwillig Vorſchub leiſtete. Die Beſtrebungen des Herrn Schwarz hatten indeſſen noch nicht das allen wahren Magnetiſeuren vorſchwebende höchſte Ziel erreicht. Die Opfer waren zwar immer nach einiger Zeit eingeſchlafen, allein nie war es ihm gelungen, ſie in den Zuſtand des eigentlichen höheren Somnambulismus zu verſetzen. Den Vorzug dieſer Fähigkeit mußte er ſeinem Lehrer und Meiſter, dem Tänzer überlaſſen, doch wurde es Herrn Schwarz ſehr ſchwer, ſich in dieſe magnetiſche Zurückſetzung zu fügen, und er ſchrieb den mangelnden Erfolg nur der ungenügenden Beſchaffenheit ſeiner Modelle zu.

Natürlich ließ er nichts unverſucht, ein geeignetes Individuum aufzutreiben, allein die Genie's des magnetiſchen Zuſtandes ſind eben ſo ſelten, wie die der wachenden Geſellſchaft und die ſchmerzliche Sehnſucht des Herrn Schwarz blieb unbefriedigt.

Unter den Vertrauten des alten Ehepaars befand ſich auch ein junges Mädchen, die Tochter einer reichen Deſtillateurswittwe, die bei der Neigung der Jugend für alles Geheimnißvolle ſchon wiederholt den Wunſch geäußert hatte, ſich einmal von Herrn Schwarz magnetiſiren zu laſſen. Das Verlangen des Fräulein Amalie Schultze war nicht leicht zu erfüllen. Zunächſt durfte ihre Frau Mutter nichts davon erfahren, denn ſchon bei der erſten leiſeſten Erwähnung dieſer Kraft, welche den Menſchen in einen tiefen Schlaf zu verſenken im Stande ſei, war ſie in eine Aufregung gerathen, die ihr koſtbares Leben mit einem Schlaganfall bedrohte. Offenbar erblickte ſie nur in den Präparaten ihrer Deſtillation das einzige, menſchlich, geſetzlich und wiſſenſchaftlich erlaubte Mittel, einen ſolchen Zweck zu erreichen, und hielt den Magnetismus ſo gut, wie das Opium und die bairiſchen Bierbrauereien für die gefährlichſten Concurrenten. Amalie wurde, ſobald ſie das unglückliche Wort hatte fallen gelaſſen, auf das ſtrengſte überwacht und ihr der Beſuch des alten philomagnetiſchen Ehepaares ganz unterſagt. Aller Despotismus erzeugt Ungehorſam und Aufſäſſigkeit. Amalie beſuchte nach wie vor das Haus der Proſcribirten ihrer Mutter. Die längſten Tage des Jahres waren vor Kurzem verfloſſen und eine zum Eierkochen und Kuchenbacken geeignete Hitze erfüllte die Atmoſphäre, als die Tochter des Deſtillationsgeſchäftes einſt Nachmittags bei ihren Freunden erſchien. Das Ehepaar ſaß mit Herrn Schwarz auf einem rieſigen Schlafſopha. Ein unnatürlich heißer Kaffee und ein natürlich magnetiſches Geſpräch diente zur Unterhaltung. Eben ſehnte ſich das Dreiblatt nach Aufſchlüſſen aus dem Jenſeits, als die Thür ſich öffnete und Amalie eintrat. Polyphem warf keinen graziöſeren Blick auf Odyſſeus und ſeine Gefährten, ſelbſt der Mädchenſchlächter Pichel aus dem neuen Pitaval lächelte nicht freundlicher, wenn eines ſeiner Schlachtopfer anklopfte, als Schwarz bei der Ankunft Amalien's.

„Willkommen, mein Fräulein! tauſend Mal willkommen! eben war die Rede von Ihnen und Ihrem Wunſche, ſich einmal magnetiſiren zu laſſen!“ hub der Verführer mit verlockender Stimme an.

„Ach nein! ach nein! die Mama iſt gar zu ſtreng!“ liſpelte die junge Dame nach der Art Gretchen's in Martha's Garten.

„*Mälchen*, Du haſt nicht nöthig, Dich zu fürchten, die Mama ſieht es nicht, und bin ich nicht bei Dir?“ ſagte mit Majeſtät die würdige Freundin.

„Sind *wir* nicht bei Ihnen? Sie brauchen ſich gar nicht zu geniren!“ ſetzte der Chef der Wohnung mit ruhiger Zuverſicht hinzu.

Amalie wurde bald blaß, bald wieder roth, wie es ihr kräftiges, an eine Päonie erinnerndes Ausſehen mit ſich brachte. Sie kämpfte mit ſich, obgleich ſie, allein von magnetiſchen Wünſchen getrieben, gekommen war.

„Nein, nein, ich habe zu wenig Zeit, ich bin nur fortgegangen, um einige Zuthaten zu Tapiſſeriearbeiten einzukaufen — um ſechs Uhr muß ich wieder zu Hauſe ſein.“

Dieſer nichtige Vorwand ſah eher wie eine Herausforderung aus, und der junge Künſtler benutzte ihn ſofort zu ſeinem Vortheil. Er belehrte die Novize, daß von vier bis ſechs Uhr Zeit genug ſei, um nicht nur alle Stadien des Magnetiſmus durchzumachen, ſondern auch im Geiſte durch alle ſieben Himmel zu fliegen, was der Religionsſtifter Muhammed bewieſen, der offenbar in einem magnetiſchen Anfall dieſe Reiſe gemacht, und dabei ein gewiſſes Geräth umgeworfen, daſſelbe aber noch nicht ganz ausgelaufen, wieder gefunden habe, als er wohlbehalten zurückgekehrt ſei. Wir wiſſen nicht, ob die eigene Neugierde und die Ueberredung des alten Ehepaars, oder das Beiſpiel eines ſo berühmten Mannes Amalien beſiegt haben, genug, ſie ſetzte ſich in die Ecke des Schlafſopha's und ergab ſich den Manipulationen des Magnetiſeurs. Herr Schwarz hatte noch nicht die gewöhnlich nothwendige Anzahl von Strichen in der Luft gemacht, als ſich bereits ein äußerſt geſunder Schlaf einſtellte, zu deſſen Hauptſymptome ein kräftiges ſonores Schnarchen gehörte. Das wohlgenährte junge Weſen ſchien ſich an dem magnetiſchen Fluidum nach einer reichlichen Mittagsmahlzeit wahrhaft zu erquicken, und verſetzte den dramatiſchen Künſtler in einen ungemeinen Enthuſiasmus.

„Wir werden ſie bis zum Hellſehen bringen. Diesmal bin ich gewiß, daß wir den Zuſtand erreichen. Bemerken Sie dieſen Schlaf!" ſagte er mit dem Tone der höchſten Selbſtzufriedenheit.

Nach einer ſtarken Viertelſtunde hörte das Schnarchen auf und die Schöne verfiel in einen ruhigen, minder phyſiſch kräftigen Schlaf, der als günſtiges Vorzeichen betrachtet wurde.

„Herr Schwarz, wollen Sie nicht jetzt den Verſuch machen und ihr etwas Geſchriebenes auf den Magen legen?" fragte die neugierige Alte, ihr Gemahl aber brachte dienſteifrig eine Vormittags angelangte, in der volksthümlichen Orthographie des

Königreichs Sachſen geſchriebene Schuſterrechnung herbei, und der Magnetiſeur legte ſie auf die angegebene Stelle. Offenbar war das nöthige Stadium noch nicht eingetreten; die Magnetiſirte ſchlief gelaſſen weiter und Herr Schwarz ſetzte unverdroſſen ſeine Striche fort. Die Uhr auf dem Schreibſecretair ſchlug drei Viertel auf fünf, dann die volle Stunde; die weitere Entwicklung ließ noch immer auf ſich warten. Amalie ſchlief mit einer beneidenswerthen Correctheit, aber auf die an ſie gerichteten Fragen antwortete ſie nicht, und ihr Magen beſchäftigte ſich nach wie vor ſo angelegentlich mit organiſchen Verpflichtungen, daß ihm für überirdiſche Schauungen nicht die geringſte Muße blieb. Ueber den fortgeſetzten Strichen zeigte die Uhr ein Viertel über fünf Uhr.

„Um Gotteswillen, lieber Herr Schwarz,“ ſagte die Alte, die keinen geringen Reſpect vor Amalien's Mutter beſaß, „wecken ſie das Kind allmählig auf, ich bin des Todes, wenn ſie zu ſpät nach Hauſe kommt und von der Mutter in's Gebet genommen wird; ſie bekommt Ohrfeigen, ich kenne die Wirthſchaft in dem Hauſe, die Alte hat ſehr loſe Hände.“

Der ſchon unzufrieden gewordene Naturforſcher wollte noch einige Einwendungen machen, allein die lebhaften Vorſtellungen des Ehepaares ſtößten auch ihm Beſorgniſſe ein, und um halb ſechs Uhr begann er verdrießlich die vorgeſchriebenen Rückſtriche, um Amalie zu erwecken. Doch o Schrecken! ſo wirkſam der Anfang der Procedur geweſen war, ſo renitent zeigte ſich gegenwärtig die Magnetiſirte. Kein mit Hülfe von Morphin erzeugter Schlaf war ſo hartnäckig feſt, als dieſe magnetiſche Nachmittagsſieſta. Der geängſtigte Künſtler ſtrich und ſtrich; Amalie wachte nicht auf, ſondern ſtieß ſogar wieder Töne ſanften Schnarchens aus.

„Wecken Sie ſie doch auf, Herr Schwarz, in fünf Minuten ſchlägt es ja ſechs!“ ſchrie die Alte ſo laut, daß jeder landesübliche gemeine Schlaf ſofort hätte aufhören müſſen.

„Sehen Sie denn nicht, daß ich mich ganz vergeblich anſtrenge?“ antwortete der Unglückliche.

„Störe ihn nicht, liebe Frau, ſonſt raubt ihm die Angſt den letzten Reſt von Willen, ſei ſtill, wenn es irgend möglich iſt,“ flehte der Alte.

Amalie ſchlief weiter. Der Magnetiſeur ſtrich weiter. Das Ehepaar ſtand, den Athem anhaltend, neben dem Sopha. Endlich ſetzte ſich der magnetiſch ausgebeutelte Künſtler ganz blaß und erſchöpft auf einen Stuhl und ſagte: „Ich kann nicht mehr — ich weiß mir nicht mehr zu helfen — laſſen Sie mich fort — ich will meinen Collegen den Tänzer holen, wenn der ſie nicht aufweckt, ſchläft ſie noch vier und zwanzig Stunden weiter.“

„Gerechter Gott, was wird daraus werden? aber ich bleibe mit ihr nicht allein, wer ſteht mir dafür, daß mir nicht etwas mit ihr zuſtößt,“ jammerte die Alte.

„So muß ihr Mann fort, aber auf der Stelle!“ rief der Magnetiſeur.

Unterdeſſen ergriff die Alte hinter dem Rücken der beiden Männer Amalien und rüttelte ſie aus Leibeskräften; Amalie ſchlief weiter.

„Geben Sie ſich keine Mühe, Sie erreichen nichts, nur überlegene Kraft vermag dieſen Schlummer aufzuheben,“ ſagte der gute Schwarz mit einem ſchwermüthigen Blick auf die friſchen rothen Backen der dicken Amalie und ſtülpte dann dem Alten den Hut über den Kopf, ihm die Wohnung des Tänzers in die Ohren ſchreiend.

Längſt hatte es ſechs und halb ſieben geſchlagen, ohne daß der Tänzer oder auch nur der Alte erſchien. Seine Gemahlin ging verſtört auf und ab, rang die Hände und ſeufzte: „das wird und kann kein gutes Ende nehmen!“ Da rollte ein Wagen vor. „Mein Freund!“ rief Schwarz. „Madame Schulze!“ rief die Alte und ergriff den zur Flucht bereiten Künſtler bei der Schulter.

Aus einem engliſchen Halbwagen ſtieg eine zweite Amalie, an Jahren und Enbonpoint mit drei multiplizirt. „Sie muß hier ſein!“ hörte man draußen im Baryton die Köchin anreden. Madame Schulze trat ein und ſchritt im feſten Gange einer heiteren rationaliſtiſchen Weltanſchauung auf das Schlafſopha los. „Wat is det? Malken wat is Dich? Wach uf!“ Doch nein, fahren wir nicht in dieſem unanſtändigen Dialekt fort, wie Madame Schulze auf Herrn Schwarz losfuhr. „Alſo Sie, elender Menſch, und richtig magnetiſirt, warum wecken Sie ſie nicht? na, die ſoll mir nach Hauſe kommen!“

Amalie wurde ſelbſt durch die Stimme der Mutter nicht geweckt. Da fuhr noch ein Wagen vor; aus einer Droſchke ſtieg der Tänzer mit dem Alten. „Jetzt wird ſie erweckt werden,“ rief der kleinlaute Schwarz. „Was, auch noch Experimente mit meiner Tochter vor fremden Menſchen —? da ſoll doch —?“ Schwarz beeilte ſich, ihren Irrthum zu zerſtören, aber in dieſem Augenblick vermochte die lebhafte Dame ihre Ungeduld nicht mehr zu zügeln, ſie holte aus und verſetzte Herrn Schwarz eine fürchterliche Maulſchelle. Wer enträthſelt die Geheimniſſe des Magnetismus, was kein Streichen vermocht, brachten durch den Rapport dieſe Maulſchellen hervor — Amalie erwachte und Herr Schwarz ſank auf das Sopha. Der Tänzer und

Meiſter fand nur noch eine ihre Tochter heimſahrende, Rache ſchnaubende Mutter und einen — Dilettanten des Magnetismus.

Schwarz hat nie wieder magnetiſirt. —

Die Leibrente.

Die modernen Philanthropen reiten unaufhörlich auf denſelben Principien umher. Sclaverei, Gefängnißweſen, ewiger Frieden und Proletariat, ſo nennt ſich ihr Viergeſpann; die kleinen, weniger brennenden Fragen der Menſchheit entgehen jedoch ihren nur auf das Ganze gerichteten Blicken und warten auf den minutiöſeren Beobachter.

In gemeſſenen Zwiſchenräumen bringen die Zeitungen mit ſanfter Lockpfeife zierlich ausgeſtoßene Aufforderungen an alte Herren und Damen: „die entſchloſſen ſein ſollten, Leibrentiere zu werden,“ ſich an gewiſſe Familien auf dem Lande zu wenden, welche im Büreau des Intelligenzcomtoir's oder der Voſſiſchen Zeitung unter einer beſtimmten Ziffer, und einem oder mehreren großen lateiniſchen Buchſtaben, leicht zu erfragen ſind. Früher freilich, als für alte thörichte Capitaliſten männlichen und weiblichen Geſchlechtes noch nicht durch ſo viele kleine deutſche Banken Gelegenheit gegeben worden war, ihr Geld zu verſpekuliren, tauchten dergleichen Geſuche noch häufiger auf, allein ſelbſt heute iſt das Vertrauen in die menſchliche Natur, und die unbeſtimmte Vorſtellung von den Tugenden der Landbewohner, in der Welt noch ſtark genug, um die

Gattung der Leute, welche ſich auf Leibrente geben wollen, nicht ganz ausſterben zu laſſen.

Eine geheimnißvolle Gunſt des Schickſals hat mich in verſchiedenen Epochen meines Lebens in den Stand geſetzt, theils die perſönliche Bekanntſchaft von Leibrentieren zu machen, theils ſie ziemlich ſorfältig zu beobachten. Das bei weitem merkwürdigſte Exemplar begegnete mir jedoch vor einigen Jahren und ich kann es nicht unterlaſſen, da eine glückliche Verkettung von Umſtänden, wie man am Schluſſe erfahren wird, den Unterdrückten aus den Händen ſeiner Peiniger befreit hat, die damals von mir aufgezeichneten Charakterzüge der Vergeſſenheit zu entreißen.

Es war um die Zeit des Sommers, wo das alte Geſchlecht Lampe's des Haſen von dem grauſamen Staatsgeſetz wieder den Verfolgungen der blutdürſtigen Menſchheit preisgegeben wird, als ich mit mehreren Jagdliebhabern einen Gutsbeſitzer in der Nähe der Reſidenz beſuchte. Da mir weniger daran lag, meine Hände in das Blut jenes berühmten Clan's zu tauchen, als mein eigenes Leben vor dem improviſatoriſchen Losgehen der Gewehre meiner Reiſegefährten ſicher zu ſtellen, ſo hatte ich von vornherein auf den Plan verzichtet, die Zahl der ſchlechten Schützen zu vermehren und mich für den Beſuch nur als einen Schützling der Damen und Troubadour einſchreiben laſſen., Auf dieſe Weiſe entging ich erſtens den Mühſeligkeiten und Lebensgefahren der Jagd, und gewann den Vortheil, ihre unglaubliche Geſchichte nachträglich, unentſtellt durch den ſchwächſten Funken von Wahrheit, als Ueberraſchung zu genießen, zweitens eroberte ich, da die Damen für ihre Toilette auf dem Lande, wenn ſie einen Kreis von martialiſchen Herren zu Tiſch erwarten, keine geringere Zeit bedürfen, als in der Stadt, eine beträchtliche freie Muße, die ich ſo gut anwandte, als ſonſt irgend ein mit ſeinem Vergnügen beſchäftigtes Inſect im freien Felde.

Der große Garten des herrſchaftlichen Hauſes ſtieß an das Grundſtück des Pfarrhauſes und wurde von dieſem durch einen, nicht mehr in der Blüthe der Jahre ſtehenden Zaun getrennt, der mit angenehmen Weinſpalieren bedeckt war. Vielleicht iſt es eine Schwäche, vielleicht ſogar ein ſchlimmer Reſt der unvollendeten Jugenderziehung, aber ich kann der Verſuchung nicht widerſtehen, wenn ich mich allein, ja ſelbſt unter genaueren Bekannten ſehe, jeden Zaun zu erſteigen und ſein Jenſeits nach Kräften zu erforſchen. Es iſt möglich, daß ein tiefer Menſchenkenner darin eine Aehnlichkeit mit jenem großartigen Triebe der erhabenen philoſophiſchen Geiſter findet, welche gleichfalls jenen Zaun, der das Dieſſeits von dem Jenſeits trennt, zu erſteigen und darüber wegzublicken trachten, allein ich glaube mich nicht der Selbſtüberhebung und Aufſchneiderei ſchuldig zu machen, wenn ich mit meinen Beobachtungsreſultaten zufriedener bin, als jene gelehrten Herren.

Kaum hatte ich mit Hülfe eines Schemels, zweier Aſtlöcher und eines Birnbaumzweiges, die Höhe des Zaunes erreicht, als ich mich ſofort einem alten Herrn gegenüber ſah, der durch mein Geräuſch aufmerkſam gemacht, einen heiteren Gegenangriff — Defenſivattaque glaube ich, nennen es die Kriegsgelehrten — beabſichtigt hatte. Der edle Greis ſtand auf einem wackligen Gartentiſche, deſſen Gleichgewicht er mit einer dicken Bohnenſtange aufrecht erhielt, und ſah mir, einigermaaßen überraſcht, aber wohlwollend in's Geſicht. Sein Haupt war mit einer baumwollenen Nachtmütze bedeckt, deren Zipfel das Ziel der olympiſchen Spiele der Fliegen war, ſein Bart zeigte, wie die Landſchaft, nur Stoppeln, aber der Ausdruck ſeiner Mienen glich nicht dem ſüßen Schimmer eines glücklichen Auguſttages. Offenbar beſaß der mir gegenüberſtehende Greis etwas Eingeregnetes, Abgebranntes, Verhageltes, Verſpieltes, Ueberſchwemmtes, Fehlgeborenes oder Banquerottes — wer ſich auf Menſchengeſichter verſteht, wird wiſſen, was ich meine — der Greis ſah aus wie ein Menſch, dem etwas hienieden mißrathen war, das nimmermehr gut gemacht werden konnte.

Als jüngerer Theil hielt ich es für nothwendig, meine Expedition höflich zu entſchuldigen, nahm meine Strohmütze ab und ſagte in der Vorausſetzung, einen würdigen Beamten der Kirche vor mir zu haben: „Guten Morgen, Herr Pfarrer!“ Der alte Herr ſchüttelte aber den Kopf und ſagte wehmüthig und gottergeben: „Gott ſei Dank, lieber Herr, ich bin nicht der Pfarrer, ich habe mich nur bei ihm auf Leibrente verdungen.“

„Mir ſehr angenehm, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen,“ entgegnete ich hierauf, was der mir jetzt perſönlich bekannte Unbekannte ſo gut aufnahm, daß er eine lederne Tabaksdoſe aus der Weſtentaſche zog, und mir eine Mißtrauen erweckende Priſe anbot.

„Geben Sie ſich nie in Leibrente, wenn ich Ihnen rathen kann!“ bemerkte der Greis, nachdem er ſelbſt geſchnupft, und prüfte mein Ausſehen, als wollte er alle Merkmale ſammeln, die auf meine geheime Abſicht deuten könnten, mich in Leibrente zu geben. Dieſe vertrauliche Bemerkung that meinem Herzen wohl und ließ mich intereſſante Eröffnungen erwarten; ich ſetzte mich daher rittlings auf den Zaun und fragte den alten Herrn, ob er Urſachen habe, mit ſeinem Verhältniſſe unzufrieden zu ſein und inwiefern die Leibrente daran Schuld ſei?

Zuerſt war der Alte ſtill, dann lüftete er die Zipfelmütze, lehnte ſich an einen Zaunpfahl und ſagte:

„Leibrente — was iſt Leibrente? — Louiſiana iſt Leibrente, — Onkel Tom iſt Leibrente, — da ſehen Sie, mein Herr, erſt ſtand Alles ganz anders in der Zeitung: angenehme Lage des Hauſes, welche nichts zu wünſchen übrig läßt, liebevolle Behandlung und zärtliche Pflege, ſeine Fürſorge edler Weiblichkeit, ländliche Stille und Abgeſchiedenheit, gewählte wohlſchmeckende Koſt, — ſo hieß es gedruckt und ſo ſieht es in Natura aus!“ Er drehte ſich halb um und wies mit dem Daumen über die Achſel nach dem Pfarrhauſe und Garten. Ohne Zweifel hatte der Leibrentner Urſache, ſich bitter zu beklagen. Die Lage des Hauſes mochte für die darauf, daran und darunter wohnenden Störche, Schwalben und Mäuſe angenehm genug ſein, allein es bedurfte der erheblichſten Anſtrengungen von Maurern, Dachdeckern, Tiſchlern, Glaſern und Schloſſern, um das Haus ſelber angenehm nach „menſchlichen“ Begriffen zu machen. Die ländliche Stille wurde durch das Grunzen des Rüſſelviehes in einem rieſigen Koben ſehr wahrnehmbar unterbrochen, und wenn es geſtattet war, von dem traurigen Zuſtande des verwahrloſten Gartens auf die Beſchaffenheit der weiblichen Fürſorge zu ſchließen, gehörte die Frau Pfarrerin nicht zu jenen ländlichen Muſterbildern von Fleiß, Ordnung und Reinlichkeit, wie ſie uns die deutſchen und engliſchen Autoren ſo gern ſchildern.

Ohne Stützen ſenkten ſich die Apfelbäume unter ihrer Fruchtlaſt zu Boden, der Kohl war von den Raupen zerfreſſen, in den Gängen wucherte langes Gras, hohe Spargelſtauden erſetzten Blumen und geordnete Beete, und ein Theil von des frommen Mannes Garten war ſogar mit Kartoffeln bepflanzt, die obenein damals ſchwer an dem Gebreſten ihrer Familie litten. „Was meinen Sie dazu?“ fragte der Greis, in meinem Mienenſpiele die Harmonie mit ſeinen Empfindungen leſend. Ich zuckte die Achſeln. „Und nun nehmen Sie einmal mich ſelber in Augenſchein!“ fuhr er fort, und ließ mich ſehr ungezwungen alle Mängel ſeiner nicht allzu reichhaltigen Garderobe in Augenſchein nehmen. Die „feine Fürſorge einer edlen Weiblichkeit“ handhabte augenſcheinlich nicht gern die Nähnadel, ſo viel ſah ich wohl an den beiden Vorgebirgen von Ellbogen, die aus einer zerriſſenen Hausjacke wild und verwegen in's Leben ſtarrten, die „liebevolle Behandlung“ ſparte der Wäſche nach zu urtheilen, die Seife, wie ein Harpagon, und die „zärtliche Pflege“ dachte nicht daran, den Magen des armen Leibrentners mit nahrhaften Speiſen zu füllen, das ging deutlich aus ſeinen welken und eingefallenen Wangen hervor.

„Mein Frühſtück iſt heute Buttermilch und vierzehn Tage altes Brod geweſen,“ murrte der Alte, „Kaffee war verſprochen, aber ſeit Pfingſten habe ich keinen mehr gerochen.“

„Wie viel Capital haben Sie denn gezahlt?“ fragte ich ihn entrüſtet über den Zuſtand des armen Mannes.

„Dreitauſend Thaler auf einem Brett in ſchönen Weſtpreußiſchen Pfandbriefen und Berliner Stadtobligationen.“

„Ich kenne Leute, die weniger gezahlt haben und beſſer gehalten werden. Sie müſſen ſich auf die Hinterfüße ſetzen, Lärm machen, mit einer Klage drohen.“

Der Greis ließ ſich das nicht zweimal ſagen, er begann damit, auf dem Tiſche zu trampeln und den Zaun ſo heftig zu rütteln, daß mir für unſere beiderſeitigen unſichern Poſitionen bange wurde, und ich ihn, oder mich an ihm, ſtillſchweigend ſo feſt als möglich hielt. Endlich beruhigte er ſich, ſann nach und ſprach: „Sie haben wohl Recht, allein drohen und klagen hilft nur bei Kindern dieſer Welt; die Knechte Gottes machen ſich aus ſolchen Bagatellen nichts. Wenn ich das Brod nicht kauen konnte, wenn mir das alte Schöpſenfleiſch — anderes eſſen wir nicht, es ſei denn, der Iltis hat ſich einmal über den Hühnerſtall hergemacht — wie ein Stein im Magen lag, und ich beklagte mich gegen die Frau Predigerin, faßte er mich bei den Armen und hielt mir eine zweiſtündige Rede über die Sündhaftigkeit des Menſchengeſchlechts, den Zorn des Herrn und unſere Pflicht, immer unter uns auf Menſchen zu blicken, die es noch ſchlechter hätten, als wir. Was wollen Sie? ich bin ein gutmüthiger Kerl, wenn er weinte, weinte ich auch, und als ich in meine Stube kam, ſchenkte ich ſeinem Johannes meine alte violette Sammetweſte mit den Granatknöpfen und der Martha das abgelegte ſeidene Sommerhalstuch — das iſt der Sachverhalt."

„Solche grenzenloſe Gutmüthigkeit müſſen die Leute aber doch mit dem größten Danke annehmen?"

„Reden Sie davon nicht," ſagte der Alte betrübt, „ſie trachten mir nach — dem Leben!"

„Nach dem Leben? nicht möglich — ein geiſtliches Ehepaar nach dem Leben?"

„Nicht mit Thaten, nicht mit dem Kapaunenmeſſer oder dem Küchenbeil, nein, ſo weit haben ſie ſich noch nicht vergeſſen — nur mit Worten, aber mit blutigen Worten — ſie wünſchen mir von Herzen die ewige Ruhe. Wenn du todt biſt, Rechnungsrath, ſagte neulich die kleine Martha, bekommt Johannes deinen Siegelring und ich deine goldene Kette, Mama hat es mir verſprochen. Wollen Sie noch mehr Beweiſe haben?"

„Mein lieber Herr Rechnungsrath," antwortete ich mit ſanfter tröſtlicher Stimme, „Sie müſſen dergleichen kindliche Plaudereien nicht ſo wörtlich auslegen oder aber ſich ſelber ſagen, daß ſolche chriſtliche Wünſche überall zu dem geſegneten und frommen Verhältniſſe der Leibrente gehören. Betrachten Sie Alles wie eine Prüfung und Vorbereitung für ein beſſeres Daſein.“

„Ich will aber nicht ſterben. Mir bekommt die hieſige Luft, und wenn ich wie ein anſtändiger penſionirter Miniſterialbeamter beköſtigt würde, könnte ich mich leidlich wohl fühlen.“

„Dann kann ich nicht begreifen, wie Sie den Entſchluß faſſen konnten, ſich auf Leibrenten zu verdingen, ſtatt nach Ihrem Gutdünken von Ihrer Penſion und den Zinſen der dreitauſend Thaler zu leben?“

„Das iſt ja eben die Sache — verſtehen Sie — die Penſion muß ich meiner geſchiedenen Frau laſſen — ja wenn die nicht wäre!“

„Armer Mann,“ ſagte ich, „da iſt es ſehr ſchwierig, Ihnen einen Rath zu ertheilen.“

„Ja, wenn ich mich mit der Penſion aus dieſem Hauſe frei machen könnte, würde ich den frommen Hirten ſchon zu Paaren treiben, ja, wenn —“

Der Alte ſollte ſeine drohenden Abſichten nicht deutlicher machen. Mitten in dem Satze fielen zwei — drei Schüſſe in der Nähe, ein mit dem Tode bedrohter, aber Dank den Berliner Schützen vollkommen unverſehrter, und für die höchſten Jahre ſeines Geſchlechtes prädeſtinirter Lampe ſtäubte queer durch den Garten, doch ach! der Rechnungsrath lag am Boden.

„Um Gotteswillen,“ ſchrie ich entſetzt, „ſollten die Unglücklichen ſie getroffen haben, es wäre leider nicht das erſte Mal —“

„Ich glaube nicht — es war nur der Schreck — ich kann das verdammte Schießen nicht vertragen,“ ſagte der Rechnungsrath, raffte ſich auf und reinigte ſeine Garderobe von einem Schwarm Ameiſen, der ihn inzwiſchen raſch ein wenig viſitirt hatte. Die kurze Unterhaltung ſollte nicht wieder angeknüpft werden.

Unter dem Porticus der Wohnung des geiſtlichen Ehepaars zeigte ſich das Weib des Gerechten, und rief mit einer Stimme, wie die argen heidniſchen Dichter und ſchnöden Götzendiener ſie ihren mythiſchen Gebilden beilegen, überaus deutlich und laut: „Herr Rechnungsrath — das zweite Frühſtück — machen Sie, daß Sie in die Stube kommen — ſonſt giebt es nichts!“

Ohne mir Lebewohl zu ſagen, machte der beklagenswerthe Leibrentner ſofort Kehrt und rannte, ſo raſch ihn ſeine ſteifen Beine tragen wollten, in den Tempel der Billigkeit und Sanftmuth, ich aber ſtieg gleichfalls vom Zaune und ging den Damen entgegen, die eben die heimkehrenden Jagdfreunde empfangen wollten.

Da ich mich ein wenig ſchämte, die näheren Umſtände meiner Zaunbekanntſchaft und Unterredung anzugeben, ließ ich den Gegenſtand ruhen, und kehrte nach Ablauf der beſtimmten Jagdtage nach Berlin zurück, hörte unterwegs die unglaublichſten Abenteuer meiner Freunde, unter denen der Mord jenes Lampe, den ich wohlauf, rennen geſehen hatte, nicht das ſchlechteſte war, und vergaß die ganze lächerliche Geſchichte.

Vor vierzehn Tagen ſollte ich ganz unverſehens daran erinnert werden. In der Königsſtraße ſehe ich auf der anderen Seite des Dammes einen alten Herrn, deſſen Geſtalt mir bekannt vorkommt. Wir bleiben Beide ſtehen. Er grüßt; ich grüße. Er nickt, ich nicke gleichfalls. Beim Himmel, es iſt der Rechnungsrath. Er hält die Hand an den Mund und ruft ſo laut, daß der Omnibusconducteur die Schnur zieht und glaubt, es wolle Jemand mitfahren: „Sie iſt todt, ich habe meine Penſion wieder, jetzt faſſe ich ihn!“

Sehr erfreut wollte ich noch einige nähere Erkundigungen einziehen, aber ein Schwarm Notare und

Rechtsanwalte verbarg mir die ehrwürdige Geſtalt; nur in der Ferne ſah ich noch, wie er weggeſchwemmt von den zum Termin eilenden Juriſten, die Fauſt vermuthlich gegen ſeinen ehemaligen Sparhans ballte und telegraphiſche Zeichen nach dem Stadtgericht machte. Er war gerettet.

Ein Männerherz.

Der Menſch wächſt nicht allein ſeine Kleider aus, ſondern auch ſeine Jugendfreunde. Dieſer Satz iſt eine Wahrheit, ſo lieblos und traurig er leider klingt. Aber wenn die alten knappen Röcke und Unausſprechlichen, welche mit dem Format unſerer Gebeine in Mißcredit gerathen ſind, für immer aus dem Geſichtskreiſe verſchwinden und in das Eldorado der alten Kleider, das Königreich Polen, überſiedeln, entziehen ſich die Freunde der Jugend, wie auffallend ſie auch von der Art unſerer Weltanſicht abweichen mögen, nicht für immer der Beobachtung, und dem Humor iſt genug Gelegenheit gelaſſen, ſein Skizzenbuch durch vergleichende Zeichnungen von Gemüthszuſtänden zu bereichern.

Unter den Jugendfreunden, die ſich einſt ſo vortrefflich an mein Herz ſchmiegten, wie der Ballfrack der Zwanzigerjahre, war ein Jüngling, welcher damals die Heilkunde jener Krankheiten ſtudirte, welche ſich nach des Dichters Wort ewig forterben ſollen; er beſchäftigte ſich mit den Geſetzen und Rechten. Aber das römiſche Recht iſt eine dürftige Nahrung für eine in das Kraut ſchießende Phantaſie, und nicht ohne eine nothwendige Conſequenz der Natur werfen ſich vorzugsweiſe junge Juriſten auf die Dichtkunſt und vorzüglich auf die lyriſche Poeſie. Wir ſchwärmten gemeinſchaftlich. Wir beſangen die Liebe und den Wein, die Freundſchaft und den Frühling; Alles war zwiſchen uns gemeinſchaftlich: Jamben und Trochäen, Stiefel und Hüte, ſelbſt der Gegenſtand unſerer Verehrung und Reimerei. Wie die Aſtronomen Alles, was ſie von den Sternen wiſſen und berichten, nur aus einer ſehr beachtungswerthen Entfernung beobachtet haben, ſo beteten wir auch nur von weitem an, und der ehrwürdige Plato ſammt ſeiner ganzen Schule hätte an dem kühnſten unſerer Wünſche nichts zu tadeln gefunden. Wenn dieſer oder jener unſerer ſchwermüthigen Lobgeſänge auf die unnahbare Schöne Eingang in einem Journale fand, fühlten wir uns auf dem Gipfel des Glückes. An einem ſchwarzgezeichneten Unglückstage, als wir die gewöhnliche Fenſterpromenade machten, ſahen wir die herrliche Göttin an dem Fenſter ſtehen, hinter deſſen Blumentöpfen wir ſie ſo oft bei den Werken der Nadel und bunten Wolle bewundert hatten. Sie war nicht allein, denn hinter ihr ſtand ein ältlicher Jüngling von dreiſter Haltung, wie ſie Titel und Wohlſtand dem Menſchen verleihen. Er hatte ihre Taille mit dem linken Arme umſchlungen; in der Rechten hielt er die letzte Nummer des Journals, welche wir ſeiner Auserwählten mit einem gemeinſchaftlich geſchmiedeten Sonett geſchickt hatten. Das Brautpaar lachte und rief zum Uebermaaß unſerer Verzweiflung noch die Schwiegermutter herbei, die uns durch ein großes Glas beſah und bedenklich mit dem Kopfe ſchüttelte. Wir ſprachen kein Wort mit einander über den Sturz unſeres Ideales, aber wir hatten den Hohn verſtanden, und die erſte Liebe des Jünglings ſchien uns ganz wider die Regeln des poetiſchen Complimentirbuches behandelt zu ſein. Die beiderſeitige

Leidenſchaft hatte uns verbunden; ihr plötzlicher, ganz unerwarteter Schluß brachte den erſten Riß in unſer freundſchaftliches Verhältniß. Zunächſt dichteten wir nicht mehr zuſammen; dann löſten wir unſern Societätsvertrag in Betreff der Stiefel und Hüte auf; dann betrachtete jeder von uns ſeine Börſe für ein iſolirtes Geldinſtitut ohne Verpflichtungen; wie man ſieht, war der antike Hauch bereits ganz von uns gewichen. Endlich ging Jeder mit ſeinem Schmerze allein ſeiner Wege und behelligte den Andern nicht unnöthiger Weiſe mit Wuthausbrüchen.

Als ich meinen Freund nach mehreren Jahren wiederſah, hatte die unerbittliche Wirklichkeit bereits den zarten Duft der Poeſie von ſeiner Seele abgerieben. Nichts lag ſeinen Ideen ferner, als einer Schönen uneigennützig Huldigungen darzubringen. Wir trafen uns auf einem Balle, und er ſetzte mir mit großer Beredtſamkeit auseinander, daß die Ehe eine Pflanze ſei, die nur in der Dammerde eines reichlichen Beſitzes gedeihe, daß er alſo niemals eine andere, als reiche Frau heirathen werde. Alle ſonſtigen vortrefflichen Eigenſchaften eines weiblichen Weſens waren gleichfalls unerläßlich. Sie ſollte ſchön und in den älteren und neueren Autoren von Ruf beleſen ſein, er verlangte ein ausgebildetes muſikaliſches Talent. Grazie und Geiſt in der Unterhaltung, Häuslichkeit und wirthſchaftliche Geſinnung, ein nachgiebiges ſanftes Gemüth und ſo wenig Verwandtſchaft oder Anhang als möglich. Wenn die Schwiegereltern am Tage der Verlobung, zufrieden, das Glück ihres Kindes durch das Bündniß mit einem ſo herrlichen Manne geſichert zu ſehen, eine Doſis Strychnin oder Morphin nehmen wollten, würde er ſich wahrſcheinlich nicht um ein Gegengift bemühen, ſondern den guten aufopfernden Alten ihren Willen laſſen. Das Glück begünſtigte ihn nicht. Trotz der Menge ſeiner perſönlichen Vorzüge rührte er kein weibliches Herz von anſehnlichem Vermögen, und alle ſeine Anträge wurden mit Körben belohnt. Der Kummer machte ſeinen Vorderſchädel unfruchtbar, und es bildete ſich auf demſelben jene optiſche Erſcheinung, welche man, da ſie ſich vorzugsweiſe bei Schwärmern für Promenaden im Vollmondſchimmer zeigt, den „Mondſchein" oder eine Platte nennt. Mit dem zunehmenden Lichte dieſes Planeten verſchwand er aus den Tanzſälen und nahm an den Whiſttiſchen Platz; aber wenn dieſe Veränderung ſeinem Rufe als Ritter der Damen ſchadete, ſo nützte ſie ihm als Rechtsgelehrten. Der Miniſter und die vortragenden Räthe fanden Wohlgefallen an dem ernſthaften, geſetzten Manne mit der Denkerſtirne, und im Zeitraum einiger Jahre machte er eine Carriere, wie ſie niemals einem verheiratheten Beamten geboten wird. Jetzt ſtellten dem Freunde alle jene alten bureaukratiſchen Jungfern nach, deren Hand gewöhnlich mit einem höheren Poſten vergeben wird; ſie benähten, beſtickten und beſtrickten ihn mit Cigarrentaſchen, Briefmappen, Fußdecken und Handſchuhkäſtchen, aßen beim Deſſert der Diners Vielliebchen mit ihm, und trachteten mit förmlichen Heirathsfallen nach dem Trauringe. Allein der Mann glich ſchon der älteren Lava, die innen noch heiß, ſich von außen durch eine ſteinerne Kruſte gegen alle gewaltſamen Anfechtungen geſchützt hat. Er nahm alle dieſe Gunſtbezeugungen mit claſſiſcher Ruhe auf, erwiederte ſie Zug um Zug durch Geſchenke von gleichem Werth und heirathete nicht. Nach mehreren Jahren ſchrieb er jenes Trauerſpiel, das wenig ſchlechter als „Romeo und Julie" ſein ſoll, und das unglückliche Schickſal zweier verkannten Liebenden behandelt, aber von den thörichten Theater-Vorſtänden Deutſchlands überall abgewieſen, und nur in einigen gelehrten Blättern als ein Muſterſtück der deutſchen Literatur ausgeprieſen wurde. Als ich ihn bald darauf in der Nähe der Promenade traf, die vorſchriftsmäßigen Complimente darbrachte und mein älteſtes Töchterchen vorſtellte, kniff er vornehm das ſchwarz eingefaßte Glas zwiſchen Naſe und Augenbrauen, betrachtete das arme Ding lange mit Entſetzen, und äußerte unverholen, daß er es für einen Frevel halte, andere Kinder, als die von den Muſen geborenen in die Welt zu ſetzen. Bei dieſem gehaltreichen Ausſpruche machte die Polizeifalte, welche ſich neben der Naſe tief bis zur weißen Halsbinde in ſeine Wangen gegraben hatte, einen großartigen phyſiognomiſchen Effect.

Als wir nach einiger Zeit uns in einem Weinkeller, wo ſich Abends ältere Herren nach dem Vorbilde des Perſeus im Kampfe mit Meerungeheuern üben, und mit der Auſter anfangen, begegneten, ließ er ſich auf eine ausführlichere Auseinanderſetzung ein, und bekannte mir, daß Philoſophie und Lebenserfahrung ihn ganz und gar dem eleganten und jugendlichen Theile des weiblichen Geſchlechtes abwendig gemacht hätten. Er erzählte grauſame Geſchichten von der fabelhaften Putzſucht der Gegenwart, lobte die tugendhaften Sitten der männlichen Zeitgenoſſen, und ſprach ſo erbaulich, daß ich es nicht wagte, ihm zu erzählen, wie ſich eine alte Dame unſerer Bekanntſchaft mit Entſetzen beklagt habe, daß er mit ihrer Kammerjungfer ein Liebesverhältniß angeknüpft und ſie mit Geſchenken von theueren Hüten und ſeidenen Kleidern überhäufe, woraus die eitle Zofe gar kein Hehl mache. Nach dem dritten Schoppen Burgunder wurde der Freund ſchwermüthig, beklagte ſich über die Einſamkeit des Junggeſellenlebens, die Leiden des ſich meldenden Podagra's, die Betrügereien, die in einem Haushalt ohne Frau vorkämen, und die unverdauliche Koſt bei den öffentlichen Reſtaurants.

Er betheuerte, daß er von jeher eine zu ſein organiſirte Natur geweſen ſei, um ſich in die Eigenthümlichkeiten der Frauen zu ſchicken, und daß es das traurige Vorrecht aller Genie's bleibe, in der Liebe unglücklich zu ſein, und die Gluth ihrer Empfindungen unerwiedert in das kühle Grab mitzunehmen. Ich tröſtete ihn ſo gut ich konnte, und brachte ihn dann aus Vorſicht an meinem Arme nach Hauſe.

Jahre vergingen ſeit dieſem weinſeligen Abende, ohne daß ich den Freund wieder zu Geſicht bekam. Ich las in den Zeitungen, wenn er Orden empfangen, einen höheren Poſten erhalten, oder ein gelehrtes Buch über Geſetze und Proceſſe geſchrieben hatte; er ſelber blieb unſichtbar und ließ ſich weder im Theater, noch in Geſellſchaften und Kaffeehäuſern blicken. Vor einigen Monaten kam ich ihm endlich auf die Spur.

In einer der vornehmſten Straßen ging vor mir ein Paar, ein hagerer Herr in einem mit Zobel beſchlagenen Pelze und eine ältliche Dame, welcher die unermeßliche Crinoline das Anſehen eines Ablegers vom Heidelberger Faſſe verlieh. Die beiden Leute zeigten jenen ſonderbaren Roccocogeſchmack in Gang und Haltung, welchen Perſonen annehmen, die in ihrem Hausweſen wenig Geſellſchaft ſehen und nach eigenſinnigen Principien der Wirthſchaft leben. In demſelben Augenblicke hielt mich ein junger Mann auf, einer jener allwiſſenden Hiſtoriker der Tagesgeſchichte, eine zweibeinige Sammlung von Stadtannalen, ein kleiner Plutarch aller möglichen Scandäler, ein Subject, von dem keine Sylbe, der Injurien-Proceſſe wegen, gedruckt werden konnte.

„Wer iſt der Herr und die Dame, welche vor uns gehen?“ fragte ich das Unfugslexicon. Zu meinem größten Erſtaunen nannte er mir den Namen meines ehemaligen Jugendfreundes, und bezeichnete die Dame als ſeine ihm unlängſt angetraute Gemahlin.

„Alſo hat er ſich doch noch verheirathet,“ rief ich mit ungeheucheltem Erſtaunen; „gewiß eine vornehme Dame, eine reiche verwittwete Gräfin — die Schweſter oder Schwägerin eines Miniſters —“

„Gräfin? Miniſters-Schweſter? Sie irren, mein Lieber“, ſagte der Jüngling, „er hat ſeine Köchin geheirathet.“

Ich hielt dieſe Wendung für eine ſeiner gewöhnlichen Blasphemien, und wollte ihm entrüſtet den Rücken kehren; allein er hielt mich feſt und rief: „Bleiben Sie, ich ſcherze nicht, ich habe Ihnen die reine Wahrheit geſagt.“

„Wie iſt es aber möglich?“ fragte ich verwundert, „daß dieſer verwöhnte, anſpruchsvolle Mann der Freund hochgeſtellter Staatsbeamten, ein gelehrter Schriftſteller, der Geſellſchafter der gebildetſten Kreiſe, der Ritter mehrerer hohen Orden, der begeiſterte Dichter einiger leider nicht aufgeführten Leſetragödieen, ſich ſo weit vergeſſen konnte, Herz- und Hand an eine Comteſſe von der Kaſſerolle zu verſchenken? Erklären Sie mir dieſes Räthſel?“

Der Menſchenkenner bat ſich zuerſt eine Priſe aus, dann nahm er, nicht zu meinem ſonderlichen Vergnügen, meinen Arm, ſchlenderte die Promenade entlang und begann ſeine pſychologiſche Auseinanderſetzung.

„Wenn Sie mich fragen, wie Ihr Gönner und Freund dazu gekommen ſei, Herz und Hand an dieſes Individuum zu verſchenken, ſo muß ich Ihnen die Antwort ſchuldig bleiben. Leichter wäre ſie geweſen, wenn Sie gefragt hätten, warum er Magen und Hand verſchenkt habe. Wiſſen Sie nicht, daß bei Männern in gewiſſen Jahren ſich alle Lebenskräfte, alle Wünſche und Begierden um den Magen concentriren? Wenn dieſe Epoche eintritt, werden den Junggeſellen ihre Köchinnen am gefährlichſten. Nicht die ſchönſte Jungfrau hat für ſie ſo viele Reize, als jenes Weſen, das regelmäßig für ihren Tiſch ſorgt, die Poularden mit Trüffeln füllt, die Bayonner Schinken mit Zwiebeln kocht, Schoten untadelhaft einmacht, und kunſtvolle Fricaſſées und Paſteten anzufertigen verſteht. Die Feinſchmeckerei iſt die Leidenſchaft der paſſirten Männer und die Küchenſchürze iſt in ihren Augen mächtiger, als der homeriſche Gürtel der Grazien. Malen Sie ſich nun nach Belieben die Geſchichte dieſes glücklichen Paares aus. Nicht der Pfeil Amors, ſondern die Bratengabel und das Auſternmeſſer haben das Herz unſeres Herrn unheilbar verwundet. Für die unverbrüchliche Sicherheit, an ſeinem Tiſche täglich gut zu ſpeiſen, hat er die ganze menſchliche Geſellſchaft über ſeiner Sphäre hingegeben. Er wird nur noch zu officiellen Herrendiners eingeladen, denn keine Dame von Rang wird ſeine Gattin zu ihren Cirkeln bitten. Und er weiß ſich zu tröſten, ja er iſt in ſeinem Leben zum erſtenmale glücklich. Er duldet es ſelbſt und lacht gemüthlich darüber, wenn das Weib ſeiner freien Wahl die Orden von ſeinem Galafrack trennt, und ſie in häuslicher Zurückgezogenheit mit Genugthuung auf ihren Hauskleidern trägt. Ich habe ihm ſchon vor geraumer Zeit meine Viſite gemacht, und ich kann Ihnen verſichern, daß man nirgends correcter ſpeiſt. Die Herren von Baerſt und Rumohr, von den großen franzöſiſchen Küchenautoren gar nicht zu reden, hätten die neue Frau Geheimräthin in ihren Werken verewigt, wenn ſie nicht zu frühe geſtorben wären. Machen Sie ihm morgen Ihre Aufwartung, und Sie werden ſich überzeugen, daß ich nicht zu viel geſagt habe. Sie ſehen verwundert aus, Sie kennen vielleicht ſeine frühere

Specialgeſchichte, aber ich ſage Ihnen, es geht alles natürlich zu. In der Entwicklung der Natur zeigt ſich der Fortſchritt vom Unvollkommenen zum Vollkommeneren, im Leben der Männer geht es umgekehrt zu. Dieſe kleinen Egoiſten beginnen als ätheriſche Schmetterlinge und gehen nach zahlreichen Metamorphoſen endlich in Polypen über, in einen langen Magenſack, der ſich nur mit Verdauung beſchäftigt. Es ließe ſich über dieſen Stoff noch ein Narciß ſchreiben, aber er würde nicht den Beifall der Herren Zuſchauer erwerben!“

Verſificirende Frauenzimmer.

Ich habe einen alten Freund, von jener Sorte von Berliner Freunden, welche man nur in jedem Schaltjahre einmal gelegentlich auf der Straße trifft, dennoch aber fortwährend mit dem traulichen Du anredet, der als ein begabter Poet jedes Frauenzimmer, das ſich ihm einmal mit Verſen genähert hatte, ſofort in eine minder achtbare niedere Abtheilung des weiblichen Geſchlechts verſetzte. Sehr bezeichnend nannte er dieſe ſeine eingebildete Strafcompagnie „das Frauenziefer.“ Er behauptete, daß der in einer weiblichen Seele vor ſich gehende Actus der Verſification ein krankhafter Prozeß ſei, der ſich nie einer geſunden friſchen Natur bemächtige, ſondern vielmehr auf Ablagerungen bedenklicher Gemüthsſtoffe und Verderbniß der Conſtitution deute. Dieſe anſcheinend ſo freche Behauptung hat mir viel zu grübeln und zu beobachten gegeben, und ich bin in Folge deſſen zu dem Reſultate gelangt, daß ein normal verheirathetes Frauenzimmer niemals auf den

Gedanken gerathe, ihre Gefühle im Wege der Verſification zu Papier zu bringen, noch weniger aber, ſie auf die verrufene Landſtraße des Buchhandels und der Literatur hinauszuſtoßen. Ja, ſeit mir eine Fülle dieſer kritiſchen Ausſcheidungen weiblicher Federn, als Recenſionsexemplare auf den Schreibtiſch, und zahlreiche Verfaſſerinnen derſelben in das Haus gekommen ſind, bin ich überzeugt, daß die Natur in ſolchen Individuen ſich nur durch die Verſification von einer eingetretenen Anomalie zu befreien ſuche, daß aber zur Beſeitigung des Uebels eine ſcharfe unerbittliche Kritik, ſo erfolgreich ſie bei Mannsperſonen zu ſein pflegt, bei dieſen Damen vollkommen unwirkſam bleibt.

Das Leiden der Verſification zeigt ſich ſelten vor dem dreißigſten Lebensjahre. Erſt wenn ein Frauenzimmer vier oder fünf Jahre hindurch ſtandhaft ihren neunundzwanzigſten Geburtstag gefeiert hat, befähigt ſie eine ſich zeigende anſäuerliche Stimmung des Gemüthes in die genannte Krankheit zu verfallen. Nachdem mehrere Monate hindurch heftige Putzaufwallungen ſtattgefunden haben und das arme erkrankte Weſen ſich zur Abendzeit krampfhaft die leidenſchaftlichſte Bewegung nach Theatern und Geſellſchaften, Singethee's und Bällen gemacht hat, tritt plötzlich eine auffallende Erſchlaffung ein. Die Patientin bleibt in einer gewiſſen ſtillen Verzweiflung zu Hauſe und erſchreckt ihre Umgebung und Familie durch unerwartet auftauchende Fettflecken an ihren Kleidern und Dintenkleckſe an ihren Fingern. Sie geht allen ſorgenvollen Nachforſchungen der Ihrigen aus dem Wege und verbirgt mit reizender Verſchämtheit, wie eine vor dem Appetit ihres Gemahles beſorgte Katzenmutter ihre Jungen, eine Anzahl nicht ſonderlich reinlicher, durch viele dicke ſchwarze Striche entſtellter Blätter. Bald darauf erhalten mehrere ihrer vertrauten Freundinnen — die edle Tugend der

Freundſchaft lebt ja auch in den Herzen edler Frauen —
kleine zartgefühlte, mit Sprachfehlern höherer und ſau-
berer Art verzierte Gedichte. In dieſem Stadium iſt
as Uebel noch durchaus unſchädlich. Es deutet zwar
uf eine nicht vollſtändig durch vernünftige Reflexion
überwundene Mannsperſon in Gedanken, allein es läßt
ch im Sommer durch eine zur rechten Zeit angewandte
Badereiſe zu einer Quelle, um die ſich gelegentlich
iele jüngere Mannſchaften verſammeln, im Winter
urch ſtehende Boſtonpartien, zuweilen auch durch den
intritt in Geſangvereine heben.

Aeußert das verſificirende Frauenzimmer einen hef-
gen Drang, ihre Krankheitsproducte in Muſik geſetzt,
amentlich ſie für Tenorſtimmen componirt zu ſehen,
iſt dies ein Anzeichen, daß ſich das Uebel bereits
eit im Innern verbreitet hat. Gewöhnlich treten zu-
eich befremdende Vernachläſſigungen der Außenſeite
f. Die an Verſification erkrankten Schönen geben
s Putzen der Zähne, die Schwachheit für weiße
trümpfe und geordnetes Haar auf, und beginnen ein
ſiedleriſches Leben am Schreibtiſch. Sie werben um
Gunſt junger Pianiſten und Chorſänger, werfen
h mit übermenſchlicher Tapferkeit in Männerquartetts
d lernen zuweilen in ihrem gereiften Lebensalter noch
er die edle Geſangskunſt. Wird das Verlangen
h Compoſition befriedigt, ſo pflegt in den meiſten
llen die eigentliche Kriſis vorüber zu ſein. Die
nke beruhigt ſich allmählig wieder, die angeborene
gung für die Anfertigung von bunten Tapiſſerie-
eiten tritt, wenn die Weihnachtszeit ſich nähert,
angs ſchüchtern, dann unverholener auf, und endlich
ht die Verſification in die heftige Anfertigung von
toffeln für einen Herrn, oder einen Papierkorb aus.
dieſem Falle iſt ſie als gerettet zu betrachten.

Die lebhafteſte Beſorgniß der Angehörigen muß die Verſification erregen, wenn ſie ſich mit einer fieberhaften Sehnſucht nach der Druckerſchwärze und dem Preßbengel verbindet. Die Kranke ſcribelt zunächſt in langen Monaten einen troſtloſen Haufen von Manuſcripten zuſammen, aus dem ſie regelmäßig in dem Kreiſe ihrer Bekannten einige lyriſche Proben zum Beſten giebt. Ironiſche Vorſchläge, ſolche talentvollen Arbeiten, bei dem Mangel an Erzeugniſſen echter deutſcher Poeſie zu veröffentlichen, nimmt ſie mit Wohlgefallen auf und verſtärkt dadurch ihre eigenen geheimen Wünſche. Nach und nach beginnt ſie an förmlichen Hallucinationen zu leiden. Sie ſieht Tag und Nacht die Beſitzer der größten buchhändleriſchen Firmen Deutſchlands um ſich, ernſthafte Männer, wie die ſieben Weiſen Griechenlands oder die großen Propheten aus dem alten Teſtament, die ſich um den Verlag ihrer Gedichte bewerben und ſich untereinander auf das lebhafteſte darum ſtreiten. Jetzt beginnt ſie auch, mit ihren Angehörigen und Bekannten davon zu ſprechen und zu erzählen, daß ſie zweifelhaft ſei. welchem der Herren ſie ihre Gedichtſammlung anvertrauen werde. Nachdem dieſer Wahnſinn einige Zeit hindurch angehalten hat, die berühmten Verleger ſich jedoch nicht in Perſon melden wollen, macht ſich das verſificirende Frauenzimmer auf den Weg und überfällt ſowohl die Buchhändler ihrer Vaterſtadt perſönlich, als hervorragende Häupter des großen Büchermarktes brieflich. Kein junger Autor in ſeiner gewöhnlichen männlichen Zaghaftigkeit und verſchämten Schüchternheit iſt noch jemals einem Verleger mit einer ähnlichen geharniſchten Dreiſtigkeit zu Leibe gegangen, wie unſere Verſificantin. Sie beweiſt ihm mit gußeiſerner Stirn, daß die Gedichte vortrefflich ſeien, ſie berichtet jedes Wort, das hre Freunde darüber geſagt haben, ſie verſpricht, daß e allein ſchon die geſammte Kritik auf ſich nehmen nd für das Werk gewinnen werde, daß ſie endlich ein Honorar, ſondern nur den nackten Druck, die reine chriftſtelleriſche Nothdurft verlange. Widerſetzt er ſich, o verläßt ſie ihn mehrere Stunden lang nicht, ſie eſucht ihn, wenn er Morgens noch im Bette, und Abends, wenn er ſchon wieder darin liegt, ſie überfällt hn Mittags und beim Kaffee, ſtellt ſich ihm in den Weg, wenn er ausgeht, und weiß ihn aufzufinden, wenn er mit den Seinigen Rettung am Buſen der Natur geſucht hat. Sie ſchickt ihm alle ihre Gönner auf den Hals, ſie regt die halbe Stadt auf, und wird dadurch eine ſolche, beſalbaderte mündliche Berühmtheit, daß der Buchhändler auf den Gedanken kommt, der Verlag des verſificirten Productes möge doch wohl nicht ganz hoffnungslos ſein, worauf er ſich entſchließt, nach der nothwendigen Beſchneidung des ihm angebotenen Ballens von Gedichten, einen kleinen Band zuſammenſtellen und ſo raſch als möglich zu drucken, um endlich die Landplage von Frauenzimmer los zu werden.

Sobald das Preßfabrikat fertig iſt, geht das verſificirende Frauenzimmer den Recenſenten zu Leibe. Nicht allein in ihren Behauſungen und Arbeitszimmern ſiedelt ſie ſich förmlich an, ſondern „ſie ſtellt ſie“, um dieſen Jagdausdruck zu brauchen, an öffentlichen Orten, da ſie es ihrem literariſchen Rufe nützlich erachtet, mit den Werkführern der Kritik bekannt zu erſcheinen. Ihre Brüder, Vettern und jüngeren Onkel machen der Kritik, ihrer Gedichtſammlung wegen, Viſiten und ſetzen unbeſonnen ihre geſunden Gliedmaßen auf das Spiel.

Verſificirende Frauenzimmer ſind oft abergläubiſch und geben viel auf Träume, in welchen ſie häufig von unternehmenden Mannsperſonen verfolgt werden. Selten erfreuen ſie ſich guter und vollſtändiger Zähne, und würden oft noch aus anderweitigen Gründen eines wohlriechenden Mundwaſſers bedürfen, wenn nicht nach ihrer Toiletten-Philoſophie alle Kosmetika zu den verwerflichen Eitelkeiten der Welt gehörten. Eine Vorliebe für geiſtreiche Converſation verhehlen ſie nicht, doch machen ſie in dieſer Hinſicht keine großen Anſprüche und verſtehen es, mit jedem, auch dem kläglichſten Subjekte dergleichen Redeübungen anzuknüpfen und fortzuſetzen. Gemeinhin findet ſich, falls ſie es zu einer Art Ruhm bringen, ein männlicher Unhold bei ihnen ein, der ſie als ewiger „Kornak“ begleitet, auf die Orakelſprüche aus ihrem Munde lauſcht, jüngere literariſch gefärbte Mannsperſonen, die auf ihrem Opferaltar geſchlachtet werden ſollen, herbeiſchleppt, die Vertreibung der Reclamen in den Blättern beſorgt, und Shawl nebſt Hut trägt, auch von ihrer unſauberen Wäſche perſönlich nicht beleidigt wird. Beſitzen Frauenzimmer dieſer Art einiges Geld, ſo ſehen ſie literariſche Geſellſchaften bei ſich, in welchen ſich um ihre Gedichte und einen trockenen Heringsſalat kleine Akademien bilden, auch über die neuere Literatur mit Heftigkeit abgeſprochen wird. In Zeitungen machen ſie gern kleine Gedichte und für Theater Prologe bei feſtlichen Gelegenheiten. Sie ſchwärmen für Künſtlerinnen, berühmte Maler und Bildhauer, und verfolgen ſie mit ihren Stammbüchern und Albums. Zu ihren ſpeciellen krankhaften Symptomen gehört die Sucht, Projecte zu neuen literariſchen Unternehmungen zu machen, und an Redaktionen und Buchhändler endloſe Briefe voller Schmeicheleien zu ſchreiben. Wenn es nicht gelingt, ſie rechtzeitig an den Mann zu bringen, artet die Verſification allmälig in Geiſteskrankheit, zuletzt in vollkommenen Blödſinn aus. Da aber dergleichen unglückliche Frauenzimmer ſonſt unſchädlich, wenn auch übrigens höchſt läſtig ſind, ſo läßt man ſie in den meiſten Fällen frei umherlaufen, und hinſichtlich ihrer Behandlung an die weit verbreitete Humanität des Jahrhunderts appelliren, wie man ſich an vielen Orten perſönlich überzeugen kann.

Druck von C. Gutbſchmidt & Comp. in Berlin, Lindenſtr. 81.

Inhalt.

Seite
Der Weihnachtsabend 1
Nachtgedanken über Omnibus 10
Aus der Kriſis 16
Zur Zimmergymnaſtik 22
Die Droſchke 29
Die Saiſon des Journaliſten 37
Der Berliner Bediente 46
Die Berliner Magd 59
Vornehmes Landleben 90
Mimenbilder:
    1. Die großen Meiſter 105
    2. Die kleinen Meiſter 111
    3. Die Liebhaberin 118
Auf dem Stadtgericht 130
Berliner Hauslehrer 148
Zur Phyſiognomik des Apfelweins 168
Aus den Aufzeichnungen eines alten Arztes:
    1. Ein Millionair 174
    2. Auch ein Miniſter 194
Ein gemüthlicher Abend 200
Pianiſten:
    1. Der Letzte der Mohikaner 209
    2. Die Claviermamſell 215
Der Dilettant des Magnetismus 222
Die Leibrente 230
Ein Männerherz 239
Verſificirende Frauenzimmer 247

Als Zeitung des Verfaſſers (E. Koſſak) erſcheint und iſt **durch alle Poſtämter** zu beziehen:

Berliner Montags-Post.

Preis vierteljährlich in Berlin 22½ Sgr., außerhalb 23 Sgr.

Allen Freunden des beliebten deutſchen Feuilletoniſten beſtens empfohlen!

Druck von C. Guthſchmidt & Comp. in Berlin, Lindenſtr. 61.